This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

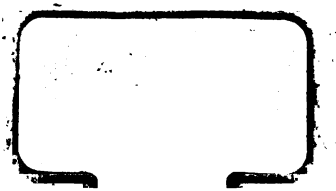
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08159062 6



Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Bemerkungen

auf einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

August v. Kotzebue.

Dritter und letzter Theil.

Köln, 1810.

Bey Peter Hammer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1902

1.

Die Peterskirche.

Sie gilt bekanntlich für ein Wunder der Welt, aber sie hat mich kalt und unbefriedigt gelassen. Ich habe sie nicht allein nicht schön, sondern auch nicht einmahl imponirend gefunden, denn ihre ungeheure Größe wird durch lauter kleine Schnirkel verschlungen. Ja, wenn — doch ich will in der Ordnung anfangen. Die Kirche ist auf dem Circus und den Gärten des Nero erbaut. Der Boden wurde einst durch Märtyrerblut geheiligt. Schon vor mehr als dreyhundert Jahren ist der Plan zu der Kirche entworfen, oft verändert, von diesem Pabst vernachläßigt, von jenem eifrig befördert worden. Der berühmte Architekt Bramante schuf die Idee, eine ungeheure Kuppel darauf zu setzen; der Tod erlaubte ihm nur die vier Grundpfeiler aufzurichten; die Raphael d'Urino zu schwach fand, daher den Grund mehr befestigte. Bald sollte die Kirche einem lateinischen, bald einem griechischen Kreuze ähnlich sehen, aber bey der Kreu-

zesform blieben sie alle, selbst Michel Angelo Bonarotti, und doch ist es grade diese Form, die es unmöglich macht, eine einfach erhabene Wirkung hervorzubringen. Michel Angelo nahm bey der Kuppel das herrliche Pantheon zum Muster, wollte auch der Kirche eine ähnliche Façade geben, starb aber zu früh. Jacob della Porte vollendete die Kuppel, Carl Maderno das übrige Gebäude. Bernini, der, Gott weiß wie zu seinem Ruhme gelangt ist, beliebte einen Glockenthurm darauf zu setzen, den er wieder einreißen mußte, weil die Mauern Risse bekamen. Unter Pius VI. wurde noch eine Sakristey hinzugefügt. Mehr als ein Dutzend Päbste und einige Dutzend Baumeister haben an der Peterskirche gebaut, gebessert, verschlimmert, gekünstelt. Schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kostete sie sieben und vierzig Millionen römische Thaler, vielleicht kostet sie jezt noch zweymahl so viel. Die Façade ist imponirend, hätte nur der lezte Pabst nicht den allzumodernen Einfall gehabt, ein paar Uhren anzubringen, die alles verdarben. Die verschiedenen Maaße kann man in allen Büchern finden, um sich aber doch einen kleinen Begriff von der Größe des Ganzen zu machen, erwähne ich bloß, daß in der Kugel oben auf der Kuppel sechszehn Personen Platz haben, und daß vom Boden bis zur äußersten Spitze des Kreuzes vier-

hundert zwey und dreyßig Fuß gezählt werden. Bekanntlich wird die Kuppel jährlich am neun und zwanzigsten Juny durch viertausend Laternen und zweytausend Feuertöpfe erleuchte, welches allerdings einen prächtigen Anblick gewähren mag. Von dem mittern Balkon ertheilt der Pabst am grünen Donnerstage den Segen. Die Vorhalle der Kirche ist groß und schön. Ueber dem mittlern Eingang bewundert man eine Mosaik von Giotto, schon im Jahre 1302 verfertigt. An beyden Enden links und rechts erblickt man zwey Bildsäulen zu Pferde, von Carl dem Großen und Constantin dem Großen, welchem ich aber nicht näher zu treten bitte, denn sie taugen beyde nichts. Carl will durch einen Triumphbogen reiten, vor dem ein Vorhang weggezogen wird. Welch' eine Idee! einen Triumphbogen gerade wie einen Alkoven zu behandeln. Dennoch hat dieser schülermäßige Gedanke von Comachini, dem glatten Bernini so gefallen, daß er flugs seinen Constantin durch eine Art von Zelt reiten läßt, wo sich das Pferd nothwendig beym ersten Schritte vorwärts verwickeln muß. Unter den fünf Thüren, welche in die Kirche selbst geleitet, ist eine zugemauert, nähmlich die heilige Pforte, die nur an Jubelfesten sich aufthut, wenn der Pabst mit dem Hammer daran schlägt. Die Mittelthüre ist ganz von Bronze, und mit Basreliefs geziert, die nicht

ganz dazu dienen, einen Tempel Gottes zu verherrlichen, denn man sieht z. B. eine Audienz, die irgend ein Pabst verschiedenen Nationen ertheilt. Um den Contrast vollständig zu machen, sind die Basreliefs ringsum ächt heidnisch verziert. — Doch laßt uns hinein treten. Ich war darauf vorbereitet, die Kirche auf den ersten Blick kleiner zu finden, als ihr Aeußeres verspricht; ob aber, wie man vorgibt, die trefflich beobachteten Proportionen bloß diese Wirkung hervorbringen, daran zweifle ich sehr. Ich suche sie vielmehr zum Theil in der Decoration hinter dem Hochaltar, wo der heilige Geist in einer transparenten Glorie flattert, größtentheils aber in der Ueberladung mit Zierrathen aller Art. Bestände das große Schiff der Kirche ganz aus weißem Marmor, höchstens sparsam mit Bronze verziert, der erste Blick würde sich unwillkührlich in Thränen der Bewunderung auflösen. Aber jetzt — diese Engel mit Weihkesseln, als Muschelschaalen, diese Marmorschnörkel von allen Farben, diese wie Schwalbennester überall angeklebten Grabmähler, diese reich vergoldete Decke, diese Wappen der Päbste, alles das erdrückt die Größe, und die ganze Kirche gleicht einem schönen Weibe des siebenzehnten Jahrhunderts, das sich alle Mühe gegeben hat, hinter lauter Steifröcken und Fontangen seine Schönheit zu verstecken.

Diesen Eindruck hat das Ganze wenigstens auf mich gemacht. Jetzt ein Wort von seinen Einzelnheiten. Das Schönste in der ganzen Peterskirche ist das Grabmahl eines Pabstes von Canova. Zwar ist die Religion als ein sehr steifes Frauenzimmer dargestellt, der Genius hingegen, den der große Künstler auf die andere Seite gehaucht hat, ist unaussprechlich lieblich, und die herrlichen beyden Löwen beweisen, daß der Vorwurf, welchen der Neid Canova macht, als sey sein Meißel nicht kräftig genug, sehr ungerecht ist. — Eine sitzende Statüe des heil. Peter soll aus dem Bronze des Jupiter Capitolinus gegossen seyn. — Um das Grab desselben Heiligen brennen jederzeit hundert und zwölf Lampen. — Der Hochaltar gleich daneben, vor dem nur der Pabst selbst Messe lesen darf, ist von einem Baldachin überschattet, der höher ist als der höchste Pallast in Rom. — Die große, wirklich erstaunenswürdige Kuppel, hat zwey Fuß weniger im Durchschnitt als die des Pantheon, nähmlich hundert sieben und dreyßig, ist aber um zwanzig Fuß höher, nähmlich hundert sieben und funfzig, ohne noch die Laterne, das Piedestal der Kugel, die Kugel selbst und endlich das Kreuz zu rechnen, welche zusammen auch noch hundert zwanzig Fuß ausmachen. Mit alle dem bringt sie bey weitem nicht den lieblich-großen Eindruck hervor, von dem man im Pantheon unwiderstehlich ergriffen wird.

Am Charfreytag wird ein ungeheures Kreuz unter der Kuppel aufgehängen, welches, durch mehr als dreyhundert Lampen erleuchtet, eine recht hübsche Dekoration machen soll. — Im Hintergrunde der Kirche steigt man auf Porphyrstufen bis zu einem Altar, über welchem die sogenannte Kanzel des heil. Peter steht; natürlich nur ein einfacher hölzerner Stuhl, aber man hat ihn in einen großen Sessel von Bronze eingesperrt, auch colossale Statüen von Bronze darum gestellt. Gleich daneben erblickt man auf einem päbstlichen Grabmahl die saubste Statüe der Gerechtigkeit von Jacob de la Porte. Von den hundert fünf und dreyßig Statüen, welche die ganze Kirche schmücken, wüßte ich keine sonst auszuzeichnen. Eine ihrer größten Zierde aber sind die vortrefflichen Mosaiken, lauter Kopien von den berühmtesten Gemählden, welchen dadurch eine ewige Dauer zugesichert worden. Die Originale sind jetzt zum Theil in Paris. Es ist, als habe man diesen Verlust geahndet, und zeitig für Ersatz gesorgt. — Unter den Basreliefs ist eins von Algarde sehenswerth, wo Pabst Leo der Große dem Hunnenkönig Attila verbietet, sich Rom zu nähern. — Unter den Grabmählern ist eins von Bernini, welches, wie alle seine Werke, seinen kleinen, unpoetischen Geist verräth. Ein colossales Todtengerippe nähmlich hebt einen Marmorvorhang auf, den es, wie mit einer Adlers-

Nase gefaßt hat. — Ein anderes Grabmahl ist der Königin Christine von Schweden zu Ehren errichtet. Auf einem Basrelief sieht man diese sonderbare Frau die lutherische Ketzerey abschwören. Es ist an Nasen und Händen sehr beschädigt. — Die prächtige Sakristey der Peterskirche hat Pius VI. erbaut, und da sie so neu ist, so wird natürlich sehr viel daran getadelt, denn alles Lobenswerthe in Rom muß antik seyn; übrigens sey es so schlecht es wolle. — Auf sehr bequemen Stufen, welche zarte Damen sogar auf Eselin sitzend erklimmen können, steigt man auf das Dach der Peterskirche, wo man sich in einer seltsamen Welt befindet. Ja wahrhaftig, man glaubt in einer kleinen Stadt zu seyn, denn man ist plötzlich unter einer Menge von Gebäuden, die bey den häufig nothwendigen Reparaturen der Kirche, theils den Arbeitern zur Wohnung, theils zu Aufbewahrung der Baumaterialien dienen. Die Kuppel, deren Fuß man nunmehr erreicht hat, scheint die Hauptkirche dieser Stadt zu seyn, und die vielen kleinern hin und wieder zerstreuten Kuppeln, zieren und füllen das Ganze. Man rechne hiezu, daß die um das ganze Dach laufende Gallerie so hoch und obendrein mit colossalen Statüen besetzt ist, daß man durchaus nicht auf die Straßen sehen kann, wenn man nicht sehr nahe tritt; so wird man begreifen, wie wunderbar täuschend ein solcher Anblick

seyn muß, zumal, wenn bisweilen, wie man mich versicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daselbst gehalten wird. Ob man aber gleich bereits auf dem Dache steht, so ist dennoch bis zur Spitze der Kuppel, noch eine schwindelnde Höhe zu erklimmen. Ehe man diese Wallfahrt antritt, wird man seitwärts auf die Gallerie geführt, welche inwendig sich rings um die Kuppel zieht. Schaut man von da hinab in die Kirche, so krabbeln die Menschen unten wie kleine Kinder herum. Je höher man steigt, je unbequemer wird freylich das Klettern, denn die einwärts gebogenen Wände drengen die ohnehin schmale Treppe so sehr, daß man den ganzen Körper auf eine Seite biegen muß. Mehrere Marmortafeln sind in die Wand gemauert, auf welchen die Nachricht zu lesen, daß irgend eine vornehme Person in dem und dem Jahre, die Heldenthat vollbracht, bis in die Kuppel, oder wohl gar bis in die Laterne und Kugel zu steigen. Joseph II. befindet sich zweymahl darunter, auch Paul I. als Großfürst. An Stellen, wo die hohen und steilen Stufen das Klettern vormahls allzubeschwerlich machten, hat man erst seit kurzem für den König von Neapel hölzerne Treppen angelegt, die im Zickzack laufen, und zwar auf einem Umwege, aber desto bequemer bis zu der Laterne geleiten. Welche Aussicht den Unermüdeten oben erwarte, kann man sich auch ohne

Beschreibung denken. Es ist ein unermeßliches vom Meere begrenztes Panorama! Aber der Sturmwind, der gewöhnlich in diesen obern Regionen herrscht, verleidet das große Schauspiel. Ich rathe jedem Fremden, sich wohl zu verwahren, sollte es auch unten noch so warm und milde scheinen. Ich kann leider durch Erfahrung die Nothwendigkeit dieser Maaßregel verbürgen. — Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, ein Wort von dem herrlichen Petersplatze zu sagen. Er ist oval, die Kirche im Hintergrunde, zu beyden Seiten vierfache Hallen, die auf zweyhundert vier und achtzig Säulen und acht und achzig Pilastern ruhen, (ein Werk, um dessen Willen ich Bernini manche Abgeschmacktheit verzeihe), die Hallen tragen hundert zwey und neunzig Statüen, jede zwölf Fuß hoch, die Heilige darstellen. Zwey herrliche Springbrunnen, die eine große Wassermasse über neun Fuß hoch hinaufschleudern und sie höchst mahlerisch wieder herab fallen lassen, verschönern den Platz außerordentlich. Wenn man aber zu seinen Verschönerungen auch den großen Obelisk rechnet, der in der Mitte des Platzes steht, so irrt man, wie ich glaube. Mag er immerhin schon vom Kaiser Caligula aus Heliopolis in Egypten, nach Rom transportirt worden seyn; mag immerhin der Mechanismus für bewunderswürdig gehalten werden, durch welchen Fontana auf Befehl Sixtus V. ihn auf diesen Platz

transportirte, mag immerhin seine Errichtung allhier gegen siebenzigtausend Thaler gekostet haben; ich bleibe dabey, seine Masse schadet der Façade der Kirche, ohne jene würde diese grössere Wirkung hervorbringen. Man versuche es nur, und denke sich den Obelisk hinweg, sogleich ist das Ganze weit imposanter.

2

Der Pallast des Vatikans.

Wer ihn eigentlich erbauet hat, darüber streitet man; mir ist es gleichgiltig. Aber interessanter ist, daß vor tausend Jahren Carl der Große lange darinnen wohnte, als er sich hier zum Kaiser krönte. Pabst Julius II. verlieh ihm seinen höchsten Schmuck durch Raphaels Meisterhand. Seine sogenannten Logen sind zu bekannt, die Gemählde und Arabesken derselben zu lange schon vertausendfältigt, als daß ich mir erlauben sollte, hier noch davon zu sprechen. Nur das darf ich nicht verschweigen, daß sie, von seinen Schülern ausgeführet, theils von sehr ungleichem Werthe, theils auch durch die Witterung schon sehr beschädigt sind. Nach fünfzig oder hundert Jahren wird man kaum noch eine Spur davon sehen. Ueberdieß — sollte man es glauben! —

binnen die Logen, wie auch die dahin führenden Treppen, jetzt zum Bequemlichkeitsort für Jeden, der Drang fühlt, sich seiner Bedürfnisse zu entledigen. Nur mit zugehaltner Nase kann man hier Raphael bewundern. Nicht alle Stockwerke dieser Logen (eigentlich offene Gallerien, die vor den verschiedenen Thüren hinlaufen) sind von Raphael; ein oberes z. B. ist von minder berühmten Meistern gemahlt. Und hier findet man unter andern geographische Karten, auf die Wände gepinselt, die ein Dominicaner entworfen haben soll, dessen Kenntnisse eben nicht im glänzendsten Lichte erscheinen. Moskovia ist ein völlig flaches Land, ganz mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. In der großen Provinz Ehstland sind nicht mehr als drey Orte aufgezeichnet, nähmlich Wieck, Fegfeuer und Forell. Nun muß man aber wissen, daß Wieck gar kein Ort, sondern die Benennung eines Kreises ist, und daß Forell und Fegfeuer zwey unbedeutende kleine Güter sind. Die Hauptstadt Reval fehlt ganz. — Indien ist ganz mit Gold gemahlt. Die Inschrift sagt: es sey ein Land, wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöser gebohren sey. — Italien wird natürlich über alle Maßen herausgestrichen. — Längs dieser Bogen sind die Zimmer, wo die Cardinäle eingeschlossen werden, wenn sie einen neuen Pabst wählen sollen. Ihre Wohnung ist während dieser Zeit nicht größer.

als der Raum, welchen ein Bogen der Gallerie einnimmt. Das mag den Herren, die sich Churfürsten gleich achten, wunderlich genug vorkommen. — Die vier Säle Raphaels mit ihren unschätzbaren Frescogemählden, bedürfen auch meiner Beschreibung nicht. Sie sind auf Papier, Leinwand und Tapeten, so oft gezeichnet, gemahlt und gewirkt worden, daß es gewiß wenige unter meinen Lesern gibt, die sie nicht irgend einmahl sollten gesehen haben. Ich darf nur die Schlachten Constantins, die Schule von Athen, den Parnaß u. s. w. nennen, um die Gegenstände, sogleich in Jedermanns Erinnerung zu rufen.

3.

Der Garten des Vatikans.

Wenn eben das Wetter schön ist, so mag man ihn wohl durchlaufen, sonst aber kann man es auch bleiben lassen, ohne viel dabey zu verlieren. Man sieht einen ungeheuern Pinien-Apfel von vergoldeter Bronze, der vormahls auf der Spitze des Mausoleums Kaiser Hadrians gestanden haben soll. Merkwürdiger noch ist das Fußgestell der Säule Antonius des Frommen, mit seinen Inschriften und zerbrochenen Basreliefs. Die vordere Seite stellt die Apotheose An-

tonins und seine Gemahlin Faustina vor. Der geflügelte Genius ist nicht übel, aber freylich keine griechische Arbeit. Zu beyden Seiten erblickt man Soldaten zu Pferde, wie sie vormahls die Scheiterhaufen der Kaiser zu umreiten pflegten. Sie reiten hier in mehrern Reihen über einander; eine Abbildung, die sich abermahls kein Grieche erlaubt haben würde. — Eine artige Spielerey mag man, besonders bey Sonnenschein, nicht vorüber gehen. Es ist ein dreymastiges Schiff von Metall auf einem Bassin, welches, vermittelst einer Wasserkunst, nicht allein aus allen Masten Wasser speyt, sondern auch seine sämmtlichen mit Wasser geladenen Kanonen löst. Zugleich ziehen die Sonnenstrahlen einen schönen Regenbogen darüber hin.

4.

Die Bibliothek des Vatikans.

Sie bedarf zu ihrem Ruhme meiner Feder nicht. Schon seit Jahrhunderten ist man gewohnt, sich den kostbarsten literarischen Schatz zu denken, wenn man sie nennen hört. Sie besaß noch vor wenigen Jahren dreyßig tausend Manuscripte. Jetzt wird sie freylich von der Pariser Bibliothek übertroffen, doch nur indem man sie

beraubte, wurde es möglich, ihre Nebenbuhlerin hoch über sie zu erheben. Die Bibliothek zu Paris zählt jetzt, bekanntermaßen, über achtzigtausend Manuskripte, doch die kostbarsten unter dieser ungeheuern Anzahl, hat Bellona ,, als Siegerbeute, dem Vatikan entwandt. Gern hätten wohl die Franzosen auch das herrliche Gebäude mitgenommen, das hier den Wissenschaften zum Tempel dient; ein wenig zu bunt bemahlt, sonst aber werth, die Geister der Weisen aller Zeiten zu beherbergen. Sixtus V. hat es erbaut. Wer möchte das prophezeyt haben, als der arme Hirtenknabe die Schweine hütete? — Im Vorsaale hängen die Portraits aller Cardinäle, welche Oberaufseher der Bibliothek waren. Sie sind meistens schlecht gemahlt, und ihre rothe Kleidung thut dem Auge weh. Ein großer, sehr breiter Saal, über zwey hundert Fuß lang, in der Mitte durch sieben Pilaster in zwey Schiffe getheilt, sieht beym ersten Anblick gar nicht aus wie eine Bibliothek, denn man erblickt kein einziges Buch. Sie sind alle in nicht hohen Schränken verwahrt. Die verschlossenen Thüren schützen sie vor Staube, und stehen auch diese offen, so hält noch ein inneres Drathgewebe räuberische Hände ab; doch freylich nur solche, die unbewaffnet sich zeigen. Während der kurzen Herrschaft der Neapolitaner hatte General Mack an die Thüre der Bibliothek schreiben lassen:

To-

Todesstrafe für den, der sich hier vergreift. Dieses Verbot reizte die Habgier nur noch stärker. Einige neapolitanische Soldaten drangen ein, rissen den ältesten vorhandenen Codex aus dem Schranke, weil sie seinen Beschlag von vergoldetem Metall für Gold hielten, liefen damit fort, brachen auf der Straße das vermeinte Gold davon, und warfen, des eigentlichen Schatzes unkundig, den sie wirklich bereits in Händen hatten, den Codex in den Staub. Ein ehrlicher Winzer, der eben vorbey gieng, sah ihn liegen, meinte, das Buch könnte doch wohl noch zu etwas taugen, und trug ihn flugs zu seinem Herrn, der glücklicherweise ein nicht unwissender Abbate war. Dieser ahndete den Werth der Handschrift, und brachte sie dem Bibliothekar des Vatikans zurück, einem wackern gelehrten Manne, der wirklich schon heiße Thränen darum vergossen hatte. — Die Freskogemählde an den Wänden des Saales sind, wie schon erwähnt, zu bunt, (obgleich von den besten Meistern jener Zeit.) Sie stellen die Thaten Sixtus V. vor; rechter Hand sieht man auch zwischen den Fenstern die acht ersten Concilien. Die Bilder linker Hand gegenüber sind sehr zweckmäßig; denn sie sollen die allerältesten Bibliotheken vorstellen. Da hat man nun freylich des Guten auch zu viel gethan, denn die Gesetztafeln Mosis waren noch keine Bibliothek, eben so wenig als die babylonische Schule,

der Sage nach, vom König Nebucadnezar errichtet. Dann aber folgen die atheniensische Bibliothek, von Pisistrat; die unglückliche alexandrinische, von Ptolomeus Philadelphus; die palatinische vom Kaiser August errichtet. An diese reihen sich die heiligen Bibliotheken zu Jerusalem, Cäsarea und endlich zu Rom; die letztere dem Vorgeben nach, schon zu den Zeiten des heiligen Peter gegründet. — Eine sehr zweckmäßige und instruktive Idee ist es ferner, daß man auf den sieben Pilastern alle die klugen Männer abgebildet hat, welche ihre Nationen die Kunst zu schreiben lehrten, oder doch die schon vorhandene Schriftsprache mit neuen Buchstaben vermehrten. Wenn man einen Blick auf alle diese verschiedenen Bilder zurück wirft, so kann man daraus einen Schluß ziehen, wie wenig Raum eigentlich für Bücher in diesem großen Saale übrig geblieben. Schränke überall, aber sehr niedrig; die vatikanische Bibliothek ist die einzige, in der man keiner Leitern bedarf. — Ein paar große schöne Marmortafeln stehen hier, deren Einfassung von vergoldeter Bronze mit Basreliefs geziert ist, welche die Thaten Pius VI., z. B. seine Reise nach Wien, u. dgl. m. vorstellen. Sie sind beschädigt. „Die Franzosen, sagte der Custode, haben die Tafeln respektirt, unsere Freunde, die Neapolitaner, nicht.“ — Guter Custode! wäre hier wirklich Gold zu hohlen gewesen, die Neapolita-

ner würden keine Spur mehr davon gefunden haben. — Eine etwas krumme Säule, aus einem einzigen Stück orientalischen Alabasters, ist bemerkenswerth, so wie ein Sarkophag von weißem Marmor, in dem man ein Stück Asbest fand, ein unverbrennbares Leichentuch, welches noch gezeigt wird. — Jetzt tritt man in eine Gallerie, die vierhundert Schritt lang ist. Die Schränke zu beyden Seiten sind mit den seltensten Ausgaben von Büchern angefüllt, und oben darauf stehen eine große Menge etruscische Vasen, die zum Theil sehr schön seyn sollen, von deren Schönheit ich aber nichts begreife. Für ein hübsches Service von Berliner oder Dresdner Porcellain gäbe ich sie alle zusammen hin. Eine Menge christlicher Alterthümer werden auch gezeigt, Marterwerkzeuge für die ersten Christen; Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderstürmerey ihnen drohte; Schnitzwerk, Medaillen und dergleichen. In den Mauern sieht man Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der alten Christen abgesägt. — Linker Hand endigt diese Gallerie mit einem schönen Zimmer, welches mit alten Handschriften auf egyptischem Papyrus tapezirt ist. Ob sie gleich nur Schenkungen betreffen, die der Kirche gemacht worden sind, so sind sie doch durch ihr hohes Alter ehrwürdig, denn sie rühren sämmtlich aus dem fünften und sechsten Jahr-

pio, (eines Vorfahren des Scipio Afrikanus,) durch hohes Alterthum ehrwürdig, denn dieser Scipio war Consul im vierhundert sechs und fünfzigsten Jahre der Stadt. Es sind nicht viel über zwanzig Jahre, daß man sein Grabmahl in einem Weinberge gefunden, nebst vielen Steintafeln, auf welchen Inschriften und Verse zum Lobe dieser Familie stehn, und auch hier aufgehängt sind. — Der berühmte Torso ist, aus guten Ursachen, nur noch in Gips zu schauen; ich habe den Marmor in Paris gesehen; er hat mich dort eben so kalt gelassen als hier. Es gehört bloß ein Kenner, wie Michel Angelo dazu, um in einer Statüe, der Kopf, Arme und Beine fehlen, das non plus ultra der Kunst gewahr zu werden. — Ich eile durch die schöne runde Vorhalle, weil sie abermahls nur Fragmente von Statüen enthält. Ich will es recht gern glauben, daß es lauter kostbare Fragmente sind; ich denke aber doch, die Römer und Griechen würden lachen, wenn sie sähen, wie sorgfältig wir jede zerbrochene Puppe von ihnen aufstellen, die sie selbst höchst wahrscheinlich würden weggeworfen haben. — In einem andern Zimmer steht die schöne Gruppe des Bacchus, der sich auf einen Faun stützt. — Im achteckigen Säulengang des Hofes, unter vielen merkwürdigen Sarkophagen, Basreliefs u. s. w., der gepriesene Merkur, sonst Antinous von Belvedere genannt,

(Pouſſin's Studium der Schönheit), eine Venus mit dem Liebesgotte, deren Kopf das Portrait der Gemahlin des Kaiſers Alexander Severus darſtellt; der Gipsabguß des Apoll von Belvedere; der des Laokoon; der herrliche Perſeus von Canova, der, nach meinem Gefühl, einen großen Theil des Geraubten erſetzt, und unter den ſchönſten Werken des Alterthums kühn ſeinen Platz behauptet. — Eine Gallerie iſt größtentheils mit Thieren angefüllt, die vortrefflich nach der Natur gearbeitet ſind. Hier giebt es Löwen und Wölfe, Tiger und Katzen, Adler und Eulen ꝛc. Die koloſſale Bildſäule des Nil, von ſechszehn Kindern umgeben, weil der Nil, wie man ſagt, ſechzehn Zoll hoch ſteigen muß, um eine glückliche Ueberſchwemmung zu verurſachen. — In einer zweyten, abermahls mit Thieren aller Art beſetzten Gallerie, dient der Flußgott Tiber dem Nil zum Pendant. In beyden Gallerien ſind ſchöne Fragmente von antiken Fußböden. — Hierauf folgt abermahls eine lange, an trefflichen Statüen reiche Gallerie; es ſind ein Paar ſitzende darunter, deren griechiſche Inſchrift die intereſſante Nachricht giebt, daß es Portraits der beyden griechiſchen Dichter, Menander und Poſydippus, ſind. — Von drey Sälen mit Büſten angefüllt, ſage ich weiter nichts, als daß in einem derſelben auch der Fechter (ein Meiſterwerk Canova's) ſteht, und in einem andern

ein herrlicher Jupiter auf einem Adler reitend. — Ein Saal, von Pius VI. angelegt, hat einen vortrefflichen, in der Villa Hadrians gefundenen Fußboden, der oft den Blick von dem zarten Ganymed und der schönen Venus abzieht, welche hier unter mehreren Kunstwerken entzücken. — Der Saal der Musen ist prächtig, aber die Musen selbst haben sich leider in Gips verwandelt. Doch gern verweilt man noch bey den Hermen berühmter Redner, Philosophen und Dichter, die ihnen zur Seite stehen. — Der folgende runde Saal, gleichfalls ein schönes Denkmahl Pius VI., fällt durch zehn kolossale Büsten auf, und einzig in der Welt ist die ungeheure Schaale von Porphyr, welche in der Mitte steht; sie hat ein und vierzig Fuß im Umkreis! — Ein wie ein griechisches Kreuz gestalteter Saal wird durch eine Thür verschlossen, die — wenn es doch nun einmahl Himmelspforten geben soll — wohl allein würdig seyn möchte, diesen Platz auszufüllen. Es wimmelt hier abermahls von Kunstwerken und Seltenheiten. — Auf einer prächtigen Treppe steigt man in das obere Stockwerk, und findet mit Erstaunen abermahls eine Reihe von Zimmern, Sälen, Gallerien mit Kunstwerken aller Art angefüllt. Es befindet sich darunter auch eine reiche Sammlung von egyptischen Alterthümern. Ein antiker Wagen, ganz von Bronze, und der wohlerhaltenste

der existirt, ist erst kürzlich gefunden worden. — Alle diese unzähligen Schätze werden noch täglich vermehrt, und schon harrt eine reiche, zu Ostia ausgegrabene Sammlung, der ordnenden Hand. Ich bin sehr kurz gewesen, weil ich fühle, daß jede Beschreibung langweilig seyn, und doch keinen Schatten von Wirklichkeit liefern würde. Schade nur, daß ein Fremder dieses Meer von Genüssen unmöglich ausschöpfen kann, denn, wäre er auch Monathe lang in Rom, so müßte er nichts thun als täglich das vatikanische Museum besuchen und wieder besuchen, wenn er jede einzelne Schönheit desselben in sein Gedächtniß prägen wollte. Pius VI. hat viel für dasselbe gethan, aber auch nicht ermangelt, unter jedes von ihm hier aufgestellte Kunstwerk die Worte zu setzen: munificentia Pii. VI. Der jetzige Pabst ist bescheidner, er schreibt: cura Pii. VII.

6.

Die Akademie der schönen Künste.

Sie ist dem heil. Lucas geweiht, und ihr gehört auch die sehr alte, neben ihrem Versammlungsort gelegene Kirche. Die Producte ihrer Zöglinge, Bildhauer, Mahler und Architekten, sind in zwey Stockwerken aufgestellt; die Bildhauer machen den Anfang, schon auf der Trep-

ze und im Vorsaal wimmelt es von Basreliefs in gebrannter Erde. Aber — fast kömmt es Einem so vor, als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausstellung von Göthe träte, so sehr schlecht sind sie alle. Ein einziges von Canova ragt hervor, wie eine Pinie über den Buchsbaum. Unter den Preisgemählden des ersten Stockwerks giebts es einige, die keimendes Talent verrathen. Ein Zimmer ist mit architektonischen Zeichnungen behangen, von welchen ich nichts verstehe. — Am interessantesten für den Fremden ist der obere Stock, wo ein großer, durch Bogengänge getheilter Saal, sehr geschmackvoll zu Aufbewahrung der der Akademie gehörigen Kunstwerke eingerichtet ist. Das herrlichste von Allen — obwohl zerstört und nicht mehr schaffend — ist Raphaels Schädel, der unter einem Gehäuse von Glas steht und dem zur Seite man Inschriften in Marmor gegraben liest, die, für ein solches Genie, viel zu pompös und wortreich sind. Nach meinem Gefühl würden die Worte: Raphael der Mahler, die erhabene Einfachheit dieses großen Künstlers besser bezeichnet haben, als alle die sinnreichen Hyperbeln, die man hier verschwendet hat. Die Empfindungen, mit welchen man vor einem Schädel steht, der einst so kunstreich eine Welt umfaßte und darstellte, gewähren einen Genuß, der nicht mit der Zeit Abrechnung hält. Unser Körper gleicht

in solchen Augenblicken einer auflodernden Lampe, die hohe Flamme verzehrt zu viel Oel, aber sie leuchtet auch um so heller. Und wer möchte sein Leben nach Jahren zählen, wenn er es in einigen Tagen, mit dem Geiste schwelgend, aufzehren könnte? — Ueber Raphaels Schädel hängt ein Gemählde von ihm, das ich doch kaum für seinen Pinsel erkannt haben würde; es ist das des heil. Lucas, wie er die Madona mahlt. — Eine interessante Zierde des Saals macht eine reiche Sammlung von Portraits, (ich glaube es sind einige hundert,) von allen vormahligen und jetzigen Mitgliedern der Akademie. Schade nur, daß sie, wegen Mangel des Raums, so hoch unter dem Gesims hängen, daß ein gutes Auge kaum ihre groß geschriebenen Nahmen lesen, weit weniger an den minder beleuchteten Stellen ihre Züge unterscheiden kann. Auffallend ist, wie geistreich die alten, meist magern Köpfe gegen die neuern, fetten und dummen Physiognomien abstechen. Doch vielleicht wurden jene besser gemahlt, vielleicht ist auch das moderne, steife Costüm Schuld daran. Die Heiligen, welche sich mit Mahlerey beschäftigt haben, nehmen für sich einen Ehrenwinkel ein. — An der Wand erblickt man das Medaillon von Gustav III., König von Schweden, unter demselben eine Sammlung von schwedischen Medaillen, die, laut der Inschrift, dieser Monarch bey seinem Aufenthalt in Rom, der

Akademie schenkte. — Uebrigens sind alle Wände mit Bildern behangen, von geschickten Akademikern gemahlt. Ich zeichne, wegen der außerordentlichen Lieblichkeit, eine Iris aus, die dem Pinsel eines Engländers oder Deutschen ihr Daseyn verdanken soll; seinen Nahmen konnte ich nicht erfahren. Abgüsse von den schönsten Antiken sind hier und da aufgestellt. Es befinden sich ein Paar vortreffliche unter ihnen, die ich sonst nirgend gesehen habe, und deren Originale in England sind. — Wie viele Kunstwerke verschlingt und verschließt dieses Land! — Ich bediene mich mit Fleiß des Ausdrucks verschließen, denn wer sieht sie dort, wo sie in Landhäusern zerstreut und versteckt werden? — Fast sollte man wünschen, daß England einmahl erobert würde, weil das der einzige Weg zu seyn scheint, um die Kunstschätze, die dort eben so tief, als einst in der Erde, begraben liegen, einmahl wieder gemeinnützig zu machen.

7.

Die Villa Panfini.

Man muß sehr weit fahren, um sehr wenig zu sehen. Die Villa ist wegen ihrer Größe berühmt, denn sie soll fünf Meilen im Umfang haben. Ferner spricht man viel von ihrer weiten Aussicht bis zum Meere; ich kann das weder leug-

nen noch bestätigen, denn ich sah sie an einem ziemlich trüben Tage. Auch ihren Faun, der, durch eine Wasserkunst getrieben, Liederchen auf der Flöte bläst, habe ich nicht bewundern können, denn die Seele war von ihm gewichen, die Wasserkunst verdorben. Sie darf, eben so wohl als die Villa Ludovisi, gerechten Anspruch auf den Titel eines Lazareths von Antiken machen, denn sie ist mit furchtbaren Ueberresten ausgeschmückt. In dem dazu gehörigen Landhause gibt es freylich einige bessere, aber nichts Ausgezeichnetes; man müßte denn die Büste der famösen Donna Olympia dahin rechnen, die mir in der That interessant war, weil der Geiz und der Hochmuth, durch welche sie einst Rom aussog und quälte, sehr leserlich in ihre Physiognomie geschrieben sind. Unter den Gemählden ist vollends gar nichts von Bedeutung. Die besten, welche einst da sich befanden, sind auf eine schlaue Weise gestohlen worden. Eines Abends nähmlich, in den Zeiten der Revolution, meldeten sich fünf französische Husaren oder Dragoner bey dem Custode, zeigten ihm eine Einquartierungskarte, und nahmen von dem Schlößchen Besitz. Am andern Morgen waren sie sammt den schönsten Gemählden verschwunden. Den Kopf der schönen Vatermörderin Cenci haben sie doch hängen lassen. — Einige kostbare Säulen von nero und verde antico würden, außer

Rom, allerdings Bewunderung verdienen; hier sieht man dergleichen gar zu viel. Eine Menge andere Spielereyen hingegen würden in der ganzen Welt nur die Aufmerksamkeit von Kindern erregen. Z. B. ein paar lange Stoßzähne von dem Fische, der, wo ich nicht irre, Narbal heißt, sind in kleine Gerüste, wie ein paar Espontons vor einer Hauptwache, befestigt und aufgestellt. Allerley Corallen, chinesische Töpferwaare, Schaukeln von der famösen Olympia, ausländisches Porcelain und was dergleichen Spielereyen mehr sind, — Die Villa soll an demselben Orte gelegen seyn, wo vormahls die Gärten des Kaisers Galba sich befanden. Jetzt gehört sie dem Hause Doria.

8.

Der Pallast Corsini.

Fast scheint es, dieser Pallast sey nur frommen Damen gewidmet, denn der eigentliche Besitzer wohnt, wenn ich nicht irre, zu Florenz. Aber die seltsame Königin Christina von Schweden hat hier bis zu ihrem Tode gehaust, und ihn durch den Mord ihres Lieblings Monaldeschi entweiht. Jetzt wird er von einer frommen Erzherzogin von Oesterreich bewohnt. — Clemens XII. aus dem Hause Corsini, hat diesem Pallaste viele Prahlzimmer angebaut, die, der Sage nach,

ganz neu möblirt sind. Wer sich also einen Begriff von dem neuesten Geschmack der Römer in Möbeln machen will, der komme und schaue — dunkle, schwere Stoffe von Sammt mit Seide durchwirkt, altväterische Stühle mit ledernen Lappen und prächtige Marmortische aufgeschnirkelten Füßen. Die Gemählde-sammlung ist ziemlich reichhaltig, und usurpirt, wie gewöhnlich, berühmte Nahmen, doch sind allerdings auch einige vorzügliche Werke von Andrea del Sarto, Tizian u. s. w. darunter. Sehr auffallend ist eine Madonna, die sich durch den kräftigen Charakter fast vor allen Madonnen der Welt auszeichnet. Ich fragte mit Begierde nach dem Nahmen des Mahlers, und hörte einen Spanier, Murillos nennen, der mich aufs neue mit Achtung für die spanische Schule erfüllte, denn eine gewisse heiße Kraft spricht aus ihren Werken, die wohl ein Erzeugniß ihres Klima's seyn mag. Wie ihre Früchte eine brennende Farbe tragen, so auch ihre Gemählde. — Unter den antiken Büsten zeichnet sich ein Kopf des Seneca aus. — Die Bibliothek dieses Pallasts, welche acht große Zimmer füllt, ist eine der angesehenen in Rom. Sie ist besonders reich an Manuscripten des fünfzehnten Jahrhunderts, besitzt auch eine Kupferstichsammlung von vierhundert Bänden. — Die mit dem Pallast verbundene Villa liegt am Abhange des Berges Janiculus, auf dem Platze,

wie man behauptet, auf welchem der Vetter des Satyrikers Martial sein Landhaus hatte. Man will das durch die Rom beherrschende Aussicht beweisen, welche Martial eben auch dem Hause seines Vetters mit den Worten zuschreibt; hinc septem dominos videre montes, et totam licet aestimare Romam. Man könnte jedoch dasselbe von vielen Plätzen sagen.

9.

Die Villa Albàni.

Man fährt durch das salarische Thor, in dessen Nähe, und zwar auf dem sogenannten Lasterfelde (campus sceleratus), die Vestalinnen lebendig begraben wurden, welche, statt des heiligen Feuers in ihrem Tempel, das Flämmlein sinnlicher Liebe in ihrer Brust genährt hatten. In dieser Gegend war auch das Haus des Atticus gelegen, an den Cicero so viel herzliche Briefe geschrieben hat. Längst verhallt sind die Seufzer der unglücklichen Liebe, wie der Zuruf der Freundschaft. Von Erinnerungen begleitet, erreicht der Fremdling die nahe Villa Albani, und auch hier erwartet ihn eine Erinnerung, die, wenn er ein Deutscher ist, ihn mehr interessiren wird als jene; denn Winkelmann hat die Kunstschätze dieser Villa geordnet; fünf Jahre

hat

hat er damit zugebracht; sehr oft wohnte und schlief er hier; der alte Mann, der die Fremden herumführt, hat ihn noch gekannt, und versichert, er sey ein galant' uomo gewesen. Daß hier eine sehr verständige Hand gearbeitet, würde man errathen, wenn man es auch nicht erführe, denn jedem andern als Winkelmann möchte es schwer geworden seyn, einen solchen Reichthum von vortrefflichen Kunstwerken so zu ordnen, daß sie eine einfach große Wirkung hervorbringen, und daß man nicht eher merkt, wie sehr viel man gesehen hat, bis man zu Hause sich die Gegenstände wieder ins Gedächtniß ruft. Die Villa Borghese gleicht einer schönen Frau im größten Staate, mit Diamanten überladen, um so eben in die hellerleuchtete Oper zu fahren; die Villa Albani ist eine schöne Frau im ausgesuchtesten Negligé; da sind auch Spitzen und Diamanten, aber mit scheinbarer Nachläßigkeit, mit schlauer Sparsamkeit angebracht; das Auge wird nicht verwirrt noch ermüdet, kein Schimmer blendet die Empfindung bleibt ungestört. Man findet hier überhaupt gar nichts schlechtes; was keinen hohen Kunstwerth hat, bietet wenigstens ein historisches Interesse dar, oder ist durch hohes Alterthum interessant. Ich werde von dem reichen Schatze nennen, was mir im Gedächtniß blieb. Ist man durch die schöne Vorhalle mit den drey kolossalen Masken in den Korridor ge-

treten, so lasse man das antike Gemählde nicht unbemerkt, Livia und Octavia, dem Mars opfernd. Es ist zwar von keinem Meister gemahlt, aber die Bilder aus jenen grauen Zeiten sind so selten! — Die Treppe ist mit schönen Basreliefs geschmückt, vorzüglich sind ein paar Bacchantinnen voll Bewegung und Grazie. Wenn nur die Griechen nicht meistentheils so steife Gewänder gemacht hätten; eine Klage, die ich sehr oft wiederholen möchte. Das Gewand von der Figur getrennt, würde man selten für ein Gewand erkennen, eher noch für eine geriefelte Muschel oder etwas dergleichen ansehen. Von den Statuen erinnere ich mich vorzüglich einer vortrefflichen Pallas, eines Apollo in Bronze, einer sitzenden, aber schlecht restaurirten Agrippina, und, (um der Seltenheit willen) eines weiblichen Satyrs. Ich wüßte nicht, daß man die letztere noch irgendwo anträfe; mir wenigstens ist unter den vielen tausend Statuen, die ich gesehen habe, nur diese einzige Satyra aufgestoßen. Unter den Basreliefs ist dasjenige, welches Zethus, Amphion und Antiope darstellt, das kostbarste, vielleicht von Phidias selbst gearbeitet, denn sein Styl gleicht ganz dem der berühmten atheniensischen. Deshalb hat auch wohl Winkelmann es über einem Kamine angebracht, wo man es sehr bequem betrachten kann. Die Wahl des Her-

cules ist mir durch die Art der Darstellung sehr merkwürdig geworden. Hercules sitzt unter einem Apfelbaume, um den sich eine Schlange gewunden, wodurch er dem Baume des Erkenntnisses sehr ähnlich wird. Die Wollust steht vor ihm, und bietet ihm eine Frucht, die sie eben gebrochen. Der Tugend kehrt er den Rücken zu, sie hat ihren Arm um den Baum geschlungen. Fast möchte ich wetten, daß in diese Fabel noch Umstände verflochten sind, die wir jetzt nicht mehr wissen. — Das berühmte Basrelief, Antinous, ist nur noch im Gipsabguß vorhanden. Dädalus, die Flügel des Icarus arbeitend, Diogenes in seiner Tonne, Berenice, die ihre Haare opfert, um ihrem Gemahl eine glückliche Rückkunft zu erflehen, der Kampf Achills mit Memnon, und hundert andere bald mehr bald weniger meisterhafte Darstellungen, fesseln und entzücken das Auge. Mehrere antike Basreliefs in gebrannter Erde werden als eine große Seltenheit betrachtet. Der Büsten und Hermen sind unzählige. Man bewundert einen Jupiter Serapis in Basalt, einen Faunskopf, von Giallo antico, eine Büste von schwarzem Basalt, deren Fußgestell aus dem äußerst seltnen grünen Porphyr besteht u. s. w. Auf einem prächtigen Sarkophag ist die Vermählung des Peleus mit der Tyetis abgebildet. Ein alter Thierkreis in

Marmor ist sehr interessant; er wird von einem Atlas getragen, und am Fußgestelle ist eine kupferne Schaumünze eingesetzt, welche dieselbe Vorstellung zeigt. Eine große flache Schaale, zwey und zwanzig Fuß im Umfang, ist mit den Thaten des Hercules verziert. — Viele Mosaiken, höchst interessante Inschriften sind in die Wände gemauert; vermuthlich hat Winkelmann sie alle abgeschrieben; mir fehlte die Zeit, dabey zu verweilen. Eine antike Landschaft, auf Stuck gemahlt, ist in ihrer Art eben so merkwürdig als der schöne Plafond von Mengs, Apoll und die Musen. — Der neuen Skulptur zu Ehren, möge man auch einen Blick in die Kapelle werfen, denn man wird dort einen todten Christus finden, (ich weiß nicht von wem), der den übrigen Kunstschätzen dieser Villa an Trefflichkeit nicht nachsteht. — Auf dem Rückwege aus diesem Kunsttempel besuche man die nahe Villa Aldobrandini, wo sich ein großes, wohlerhaltenes, antikes Gemählde befindet, welches die Ceremonien darstellt, die einst von Neuvermählten beobachtet wurden. Es ist in der Nähe des Bogens des Galienus gefunden, und endlich auch unter Glas gesetzt worden, nachdem es bereits viel von seinem ersten Glanze verlohren. Indessen bleibt es immer noch sehr merkwürdig, da es den deutlichsten Begriff von der Mahlerey der Alten gibt. Die Zeichnung ist schön, die

Kompoſition einfach, Schatten und Farben gut vertheilt, der Ausdruck in den Köpfen ſprechend. Eine Kopie davon, die Nicolas Pouſſin gemacht hat, trifft man in der Gallerie Doria an. Uebrigens iſt hier nichts zu ſehen. — Aber der Pallaſt Rospigliosi iſt nicht weit; ſeine Gallerie gehört nicht unter die vorzüglichſten, und kann bequem in einer halben Stunde beſehen werden. Der Pallaſt ſteht auf den ehemaligen Bädern Conſtantins, den letzten, die in Rom gebaut wurden. Die berühmte Aurora von Guido Reni iſt hier das merkwürdigſte. Sie ſchmückt den Plafond eines Gartenſaals. Blumen ſtreuend fliegt ſie vor dem Hesperus her, den ſieben Nymphen umgaukeln, welche die Stunden vorſtellen ſollen. Warum gerade ſieben? Das iſt das Geheimniß des Mahlers. Sein Meer iſt doch wohl allzu blau. — In einigen Nebenzimmern hängen ein paar gute Gemählde von Dominichino, unter andern Adam, der auf einen Baum geſtiegen iſt, um der nach dem Falle ſchamhaft gewordenen Eva ein Feigenblatt herabzuhohlen. Ich erinnere mich nicht, dieſen allerdings mahleriſchen Gegenſtand von irgend einem andern Meiſter behandelt geſehen zu haben. Unter den Gemählden des Pallaſtes zeichnen ſich die zwölf Apoſtel von Rubens ſehr aus. Herrliche Köpfe! Schade, daß man ſie nicht alle zwölfe neben einander geſtellt hat, um die V-

schiedenheit des Ausdrucks besser übersehen zu können. — Im Garten dieses Pallastes fand ich am dritten Januar außer Millionen gelben Früchten, blühende Rosen, Levkoyen, Geranium und Ästern. Man verzeihe dem Nordländer, daß er dieser lieblichen, ihm ungewohnten Erscheinung so oft erwähnt.

10.

St. Peter in carcere.

Ein uraltes Denkmahl der Vorzeit, denn schon Ankus Marcius, der vierte römische König, hat es erbaut, Servius Tullius aber vollendet, und von ihm erhielt es auch den Nahmen Tullianum. Es steht noch jetzt, und wird wahrscheinlich noch ein paar tausend Jahre stehen, denn es ist aus gewaltigen, fast acht Fuß langen Quaderstücken erbaut. Es hatte drey Abtheilungen bis tief in die Erde hinab. Das unterste, für die gröbsten Verbrecher, hatte ein mit starken eichnen Bohlen ausgefüttertes Loch, woher es den Nahmen robur bekam. Hier herein warf man, in Kisten verschlossen, die zum Tode Verurtheilten, und ließ sie den Hals brechen oder verhungern. Daher die Redensart bey den Alten: ex robore oder de robore praecipitari. Eine Treppe nach dem Markte hinab hieß die Seufzertreppe (scalae gemoniae), vermuthlich von den Seufzern der A...

jene derer, die in dieses Gefängniß geführt wurden. Auf die Stufen legte man die nackenden todten Körper der Missethäter, dem Volke zur Schau, und schleppte sie dann durch die Straßen nach der Tiber. Christliche Schriftsteller haben es, ich weiß nicht warum, carcer mamertinus genannt. Der heilige Peter hat zu Nero's Zeiten länger als neun Monathe darin geschmachtet. Wenn man die Stufen mit Fackeln hinabsteigt, sieht man rechter Hand, unter einem Gitter eine Vertiefung in der Mauer, etwa so groß als ein Menschenkopf. Sie sollen daher entstanden seyn, daß der Häscher dem heiligen Peter eine Ohrfeige gegeben, so stark, daß ihm der Kopf an die Mauer geflogen sey, und einen solchen Eindruck hinterlassen habe. — Im Gefängniße selbst ist neben einer kleinen Säule der Platz, wo auf den Wink des heiligen Peter eine Quelle entsprang, um den bekehrten Kerkermeister zu taufen.

11.

Carluccio.

Er ist zwar nur ein gemeiner Mann, aber er hätte wohl auch seinen Platz unter den Künstlern verdient. Wenn ich sage: er macht herrliche Modelle in Korkholz, so gehört freylich zu dieser Arbeit kein Genie; wenn ich aber sage: seit zwölf Jahren beschäftigt er sich mit Erbauung eines

kleinen Coloſſeum s, mit einem Eifer, als ob es die Wiederherſtellung der römiſchen Republik gälte; wenn ich ferner erzähle, daß er für ihn ſehr koſtſpielige Nachgrabungen im Coloſſeum angeſtellt hat, und noch anſtellt, um den Grund dieſes bewunderswürdigen Baues zu erforſchen; ſo wird man bekennen, daß er mehr als ein bloßer Handarbeiter iſt. Man muß das Modell ſehen, das ſeine Freude, ſeinen Stolz ausmacht; beſchreiben läßt es ſich nicht gut. Es iſt vierzehn Palmen lang und zwölf Palmen breit, (eine Palme iſt etwas weniger als ein Fuß.) Mit der mühſamſten Emſigkeit hat ſich Carluccio (der gemeine Mann) aus den alten Schriftſtellern von der Einrichtung des Coliſeums unterrichtet; nach dieſen Belehrungen und nach den herrlichen noch vorhandenen Trümmern hat er ſein Werk zuſammengeſetzt, und weiß von oben bis unten alles trefflich zu erklären, überall auf das Bewunderswürdige in der Bauart aufmerkſam zu machen. Der Mechanik, deren ſich die Alten bedienten, um ihre Amphitheatra mit Segeltuch zu beſchatten, iſt er auf die Spur gekommen, zweyhundert und vierzig Segel hat er angebracht, ſie ſind in einem Augenblick ausgeſpannt und wieder eingezogen. Doch ſind nach ſeiner Meinung, nur die Sitze des Volks, nicht die Arena bedeckt worden. Er klagt ſehr über die neuen Antiquare, die ihn durch ihre Schriften über das Coliſeum

frey geführt haben; denn als er bereits den innern Raum desselben, nach ihrer Angabe, gänzlich vollendet hatte, gerieth er erst auf den Einfall, diese Angaben an Ort und Stelle zu prüfen. Er grub und fand die angegebenen Maasse unrichtig. Noch mehr, er fand, daß die Stufen weit tiefer als man bisher glaubte, herabgegangen waren, zwar nicht als Sitze für die Zuschauer, sondern um den hoch oben stehenden nicht die Aussicht zu benehmen, da sie — wenn eine gerade Mauer die Stufen plötzlich abgeschnitten hätte — jedesmahl, wenn der Kampf dicht an dieser Mauer sich hinzog, nichts würden gesehen haben. Diese Entdeckung ist allerdings neu und interessant; die Freude darüber ist bey Carluccio größer, als der Aerger, sein faß vollendetes Werk wieder einreißen zu müssen, eine Arbeit, bey der wir ihn eben ganz fröhlich beschäftigt fanden. Wenn er nur überall graben dürfte! das ist sein einziger Wunsch. — Was hat denn nun aber der arme fleißige Mann von seiner mühsamen dreyzehnjährigen Arbeit? (denn noch ein ganzes Jahr wird hingehen, ehe er fertig damit wird) — Ach! nicht das liebe Brod. Er hat zwar endlich einen venetianischen Cavalier gefunden, der ihm drey tausend Scudi (etwa vier tausend fünfhundert Thaler) dafür versprochen hat; aber welch' ein Preis für die Arbeit einer solchen Reihe von Jahren! die ihm noch obendrein

selbst so viele Auslagen verursacht hat. Und wenn nun endlich die drey tausend Scudi ihm ausgezahlt werden, wenn er sein schönes Modell einpacken und wegführen sieht; dann wird es ihm vorkommen, als habe er sich von einer Geliebten getrennt; und verläßt ihn der Muth, flugs wieder ein neues anzufangen, so prophezeyt sich, daß er aus Gram sterben wird. — Auch eine Nachbildung der Trümmer des Coliseums habe ich bey ihm gesehen. Man kann sich nichts treueres denken. Er hat alle Steine wirklich gezählt, bey ihm ist keiner mehr, und keiner weniger als in der Natur. Fast möchte ich behaupten, er hat auch die Grashalmen und Blätter gezählt, die auf jenen Ruinen wachsen. Nicht genug! er hat jeden dieser Millionen Steine so gewissenhaft nachgebildet, als ob er ein Portrait kopirte. Wo Zeit oder Meißel das kleinste Loch gemacht haben, da hat er es sicher aufgefaßt und angedeutet. Ich wundere mich nur, daß der Wagehals, bey diesem ewigen Herumklettern im Coliseum, den Hals noch nicht gebrochen hat.

12.

Tommaso Diamanti, Büchsenmacher und Mechanikus in Rom.

Dieser Mann hat eine wichtige Erfindung bekannt gemacht, wofür er Segen und Fluch verdient, wenn er leistet, was er verspricht. Es ist nähmlich eine Kanone, die nicht von vorne, sondern von hinten geladen wird. Das Manöver, sagt der Erfinder, ist einfach, stark und untrüglich. Die Konstruktion der Kanone ist von der bisherigen ganz verschieden, aber nicht minder solid und weit sicherer beym Abfeuern. Es zieht da weder Schraube noch Zange, weder Pfanne noch Hebel oder sonst ein Gewicht; durch eine einzige Bewegung öffnet sich der hintere Theil der Kanone; in einem Augenblick ist die Ladung an ihrer Stelle, selbst im Dunkeln kann nicht gefehlt werden. Der Erfinder erbietet sich die Probe zu machen, so oft man will, nur verlangt er mit Recht, daß man vorher eine gewisse Summe zu einer Belohnung irgend wo deponiere. Er will auch, unter seiner Direktion, Stücke nach seinem Modell gießen lassen, und zugleich ein unfehlbares Mittel an die Hand geben, die Gefahr zu vermeiden, welche aus der Erhitzung der Kanone durch zu häufiges Abfeuern entspringt. Beson-

dens nützlich würde diese Erfindung sich auf Kriegsschiffen erweisen, wo das Laden mit so vielen Umständen verknüpft ist. Er behauptet, daß künftig eine Kanone, welche nur von drey Artilleristen bedient wird, doppelt so viel leisten werde, als eine gewöhnliche. Häufigeres Losbrennen also und größere Sicherheit der Losbrennenden ist der Hauptnutzen dieser dennoch vermaledeyten Erfindung, denn gegen einen Artilleristen, der dadurch am Leben erhalten wird, müssen hunderte ins Gras beißen, die bey langsamer Bedienung verschont geblieben wären. Das kommt mir vor, als ob einer sein Haus einrisse, um zu verhindern, daß es auf dem Dache nicht durchregnen soll.

13.

Einige der vorzüglichsten Kirchen in Rom.

Niemand muthe mir zu, ein Verzeichniß aller hiesigen Kirchen und ihrer Merkwürdigkeiten zu liefern. Man zählt nicht weniger als dritthalb hundert Kirchen, außerdem noch dreyzehn Hauptkirchen (Basilica), sieben Kapellen, fünfzehn geistliche Kollegien, fünf Nonnenklöster, sieben Oratoria, eine Taufkirche u. s. w. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von Rom vielleicht bis auf höchstens hundert und zwanzig tausend

Menschen zusammen geschmolzen ist, so folgt, daß etwa zwey hundert und funfzig erwachsene Menschen immer eine große Kirche für sich haben, von der sie, wenn sie auch alle an einem Tage sich einfinden, kein Achtel ausfüllen können. — Wahr ist es, jede Kirche hat eine Merkwürdigkeit, und manche haben deren viele aufzuweisen; wenn sie aber auch alle von Wunderdingen wimmelten, so gehört doch durchaus eine römische oder neapolitanische Nase dazu, um sie ohne Ekel zu besuchen, denn trotz des Weihrauchs, mit welchem man sie beräuchert, stinken doch alle mehr oder weniger nach Leichen, weil die schädliche Gewohnheit, die Todten in die Kirchen zu begraben, hier noch gräßlich im Schwange geht. Ja, der Holzmangel ist Schuld, daß man sie nicht einmahl immer mit Särgen einsenkt, sondern Kopf über Kopf unten in das Gewölbe auf einen Haufen wirft, mit einem Steine locker die Gruft verschließt, und dann ruhig den Dampf der Verwesung in sich zieht. Man versicherte mich, daß ein Fremder in denjenigen Kirchen, welche die meisten Eingepfarrten zählen, im Sommer nicht fünf Minuten verweilen kann, ohne übel zu werden. Auch im Winter rathe ich jedem Fremden, wenn er Kirchen besuchen will, besonders des Vormittags, ein Präservativ zu sich zu nehmen. — Uebrigens ist allerdings wahr, daß die römischen Kirchen an Größe,

Pracht und Schönheit alle Kirchen der Welt übertreffen.

Die Gründung der Kirche des heiligen Martin geschah in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Christen, durch Verfolgung genöthigt, schufen sich ein heimliches Bethhaus in einem unterirdischen Theile der Bäder des Titus. Es dient jetzt zu Begräbnissen. Unter andern ruht hier ein Kardinal, an dem ungeschmückten bemoosten Gewölbe hat man seinen purpurrothen Kardinalshut aufgehangen. Außerdem sah ich da noch einen großen neuen Kopf, der eine Urne vorstellen sollte, in welchem die Eingeweide eines gewissen Tomasi lagen, mit dessen Seligsprechung man jetzt beschäftigt ist.

Als Constantin der Große dem Christenthum Frieden schenkte, gieng es auch hier unter der Erde hervor. Der heilige Sylvester erbaute nun die obere Kirche, in welcher gegen das Jahr 324, im Beyseyn Constantins, zwey hundert und dreyßig Bischöfe ein Concilium hielten. Merkwürdiger ist sie jetzt dadurch, daß einst Pouſſin, vor der Pest fliehend, sich auf lange Zeit darinnen verschloß, und, um der Langeweile zu entgehen, die meistens schrecklicher ist als die Pest, Landschaften an die Wände pinselte. Es giebt wohl kaum eine Kirche mehr in der Welt, in welcher man Landschaften antrifft. Diese

Hier widerstanden der Zeit nicht lange. Man ließ sie, für einige Scudi, durch einen Gascogner restauriren und verderben. Jetzt bedeuten sie fast nichts mehr; indessen will ein Künstler aus Heilbronn sie in Kupfer stechen lassen. Ich fürchte, er werde wenig Glück damit machen. — Unter mehreren nicht schlechten Gemählden hat mir besonders ein Fegefeuer, wo ich nicht irre, von Cavalucci, gefallen. Das Fegfeuer ist überhaupt eine der artistischen Behandlung empfängliche Lehre in der katholischen Religion, und ich wundre mich sehr, daß gute Meister diesen Gegenstand so selten, fast nie, behandelt haben. — Auf dem Bilde, von welchem ich rede, ziehen einige Engel, wie gewöhnlich, gereinigte Menschen aus den Flammen hervor; aber die Behandlung ist ungewöhnlich. Die Köpfe sind durchgehends schön und ausdrucksvoll, und vor allen zeichnet sich ein liebliches Weib aus, das mit über die Brust geschlagenen Armen der Erlösung harrt, in seinem schönen Gesicht die rührenden Spuren langer Leiden trägt, und dem nahenden Engel mit einem Blicke, in dem Demuth, Ergebung und Hoffnung sich herrlich mischen, entgegen sieht.

Auch die Kirche des heiligen Peter in vincoli ist sehr alt, ja Peter selbst soll sie gegründet haben. Nero's Brand verzehrte auch sie, aber Pabst Leo, der Große, baute sie einem Wunder zu Ehren wieder auf. Denn als die

griechische Kaiserin Eudoxia die Kette zum Geschenk sandte, mit welcher einst Herodes den heiligen Peter fesseln ließ, gerieth der Pabst auf den Einfall, die geschenkte Kette mit derjenigen zu messen, die Peter in Rom getragen hatte, und kaum berührten sich beyde Ketten, so vereinten sie sich auch brüderlich, und zwar so fest, daß keine Gewalt sie mehr trennen konnte. Verschiedene gute Gemählde von Guercino finden sich hier. Vorzüglich aber bewunderte man vormahls (vielleicht auch noch), die kolossale Bildsäule eines Moses von Michel Angelo, die das Grab Julius des Zweyten ziert. Ich habe nichts Großes daran gefunden, als die Größe. Man denke sich die Figur einmahl verkleinert, so wird sie sehr unbedeutend seyn. So schmal geschultert und so breitbäuchig bildeten die Griechen keinen starken kräftigen Mann. Der bis auf den Gürtel herabreichende Marmorbart ist vollends unausstehlich. — Hinter dem Altare steht ein antiker Stuhl von weißem Marmor, auf dem es sich recht bequem sitzt.

Santa Maria in Transtevere (jenseits der Tiber), vormahls ein Invalidenhospital der römischen Soldaten, dann die erste der heiligen Jungfrau geweihte Kirche. Sie ruht auf mehr als zwanzig schönen antiken Säulen (denn man trifft fast keine Säule in Rom an, die nicht antik wäre). An dem mit geschmacklosen goldenen Zierrathen überdeckten Plafond erblickt man eine

Him-

Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, ein treffliches Werk von Dominichino. Zur linken des Hochaltars ist ein sehr schönes antikes Mosaik in einen Pfeiler gemauert, es sind allerley Vögel darauf, und schon wegen dieses schönen Ueberrestes allein verdient die Kirche gesehen zu werden. Der Mahler Lanfranco liegt hier begraben. Merkwürdiger aber, als durch alles obige, wird sie durch einen Richterspruch des heidnischen Kaisers Alexander Severus. Als nähmlich die ersten Christen um den Grundplatz dieser Kirche mit einigen Gastwirthen stritten, sprach der Kaiser den Platz den Christen zu: „weil es besser sey, wenn eine Gottheit, gleichviel welche, da verehrt werde, als wenn Gastwirthe ihr Wesen darauf trieben.“

Die Kirche der heiligen Cecilia ist auf der nähmlichen Stelle erbaut, wo das Haus der jungfräulichen Klavierspielerin und Märtyrin gestanden haben soll. Man zeigt noch ihr Badezimmer, mit den Röhren, die Wasser und warmen Dunst herbey führten. Wenn die Heilige ihrem Gemählde glich, so war sie sehr schön. Außer ihren eigenen Gebeinen, werden auch die Gebeine ihres Gemahls, des heiligen Valerian hier aufbewahrt; sie blieb eine Jungfrau, obwohl sie einen Mann hatte. Ihre liegende Bildsäule unter dem Altar wird gerühmt, es ist aber eine magere Figur.

Die Kirche St. Sebastian ist blos merkwürdig, weil man aus ihr in die berühmten Catacomben hinabsteigt. Sie sind aber bey weitem nicht so schön, als die zu Neapel, in denen man gemächlich wandeln kann. Hier muß man kriechen, klettern, oft sich bücken, und zwey Personen können nicht neben einander gehen. Da sich fremde Wagehälse darin verirrt haben, und schmählich umgekommen sind, so hat man jetzt viele Seitengänge weislich zugemauert. Schon eine Inschrift oben in der Kirche erzählt, daß hier hundert vier und siebenzig tausend gemeine Märtyrer und sechs und vierzig märtyrisirte Päbste begraben liegen. Der Bannfluch wird demjenigen angedroht, der von diesen heiligen Gebeinen etwas entwenden wird.

Die Kirche St. Andreas della Valle ist reich an guten Gemählden. Man besuchet sie vorzüglich wegen der vier Evangelisten von Dominichino, welche unter der von Lanfranco gemahlten Kuppel befindlich, und mit Recht eines der geachtesten Werke dieses Meisters sind.

S. Maria d'Aracöli nimmt, der Sage nach, auf dem Capitolium den Platz des prächtigen Jupiter Capitolinus ein; ja, ihre zwey und zwanzig egyptische Granitsäulen sollen noch dieselben seyn, welche einst jenen berühmten Tempel trugen. Man gründet diese Vermuthung auf eine noch leserliche, aber doch wohl nicht viel be-

weisende Inschrift an der dritten Säule: A cubiculo Augustorum. Kaiser August soll, ungefähr zu der Zeit von Christi Geburt, dem Erstgebohrnen Gottes einen Altar darinnen errichtet haben, der ara primogeniti Dei hieß, und der Kirche nachher den Nahmen gab. Der Altar ist nicht mehr vorhanden. Eine Madonna, wie man erzählt, von dem h. Lukas gemahlt, befindet sich auch hier.

Die Kirche des heil. Clemens verdient aus zwey Ursachen gesehen zu werden; einmahl, wegen einer Kapelle, in welcher die Leidensgeschichte der heil. Catharina von einer der ersten Wiederherstellern der Mahlerey, Masaccio, al Fresco auf die Wand gemahlt ist. Man findet vortreffliche Köpfe darunter, die Raphael oft studirt haben soll. Schade nur, daß während der Revolution die Republikaner, denen nichts heilig ist, auch in dieser Kapelle Spuren ihrer Barbarey zurückgelassen haben, und daß von den Gemählden bald eben so wenig mehr übrig seyn wird, als von Leonardo da Vinci's Abendmahl zu Mailand. Wer übrigens noch nicht weiß, wie Seelen aussehen, und wie sie den Körper verlassen, der kann es hier gewahr werden. Der Mund des bösen Schächers spept ein Kindlein aus, es liegt ihm noch halb zwischen den Zähnen, und auf dem Kreuze lauert der Satan, um es in Empfang zu nehmen. Der gute Schächer hat sein Kindlein schon in die Luft gehaucht, und ein En-

gel trägt es davon. Die andere Merkwürdigkeit ist die innere Einrichtung der Kirche aus den ältesten Zeiten, die in ganz Rom in keiner andern Kirche mehr gefunden wird. Sie besteht aus zwey Reihen von Sitzen, zwey Kanzeln und einer umgebenden Gallerie, alles aus griechischem Marmor, im altgothischen Styl verfertigt, und in der Mitte der Kirche aufgestellt. — Das Kloster gehört den irländischen Dominikanern, und als eine dritte Seltenheit muß ich noch anmerken, daß ein feiner, weltkluger Mönch uns herum führte, der sehr gut französisch sprach, und dem man leicht anmerken konnte, wenn er es auch nicht erzählt hätte, daß er einst Allmosenier bey, ich weiß nicht mehr, welcher Gesandtschaft war. Er erzählte auch unter andern, daß, während der Revolution, die Juden den reich vergoldeten Plafond der Kirche gekauft hatten, und bereits abzubrechen anfingen, als ein französischer Offizier sie noch daran verhinderte. Das war in der That eine Recht jüdische Spekulation.

S. Pietro in Montorio muß man jetzt in Paris suchen, denn das Meisterwerk Raphaels, die berühmte Transfiguration ist von den Franzosen heraus gehohlt worden. In dem Kloster darneben ist das Plätzchen, wo der heil. Peter den Märtyrertod empfangen, von einem artigen runden Tempel beschattet, dessen Altargemählde von Guido Reni seyn soll.

S. Nicolaus in Carcere. Keine kostbaren Gemählde und Statuen, aber die Erinnerung an eine köstliche That bewahrt diese Kirche, welche auf dem Platze steht, wo einst der Decemvir Appius Claudius ein Gefängniß hatte erbauen lassen. Es ist noch vorhanden. Mit angezündeten Fackeln steigt man hinab unter den Hochaltar, und — nach dem Willen des Führers — soll man die Spuren der alten Mahlerey bewundern, die noch am Gewölbe zu schauen sind. Doch wer könnte sich hier mit dieser bunten Schmiererey beschäftigen, die noch dazu offenbar aus spätern Zeiten herrührt. Hier war es, wo einst ein Greis eingesperrt wurde, um Hungers zu sterben. Seine Tochter erbettelte vom Kerkermeister die Erlaubniß, ihren Vater besuchen zu dürfen, doch ohne ihm Lebensmittel zuzustecken. Sie ließ sich jedesmahl visitiren, sie brachte wirklich nichts, was ein Kerkermeister hätte finden können, aber ihr kindlicher Busen bewahrte Milch, die sie ihrem Säugling entzog; an diesem treuen Busen sog der alte Vater neues Leben ein. Seine Richter erstaunten, als sie vernahmen, daß der Greis dem Hunger so lange widerstehe; man belauschte die rührende Gruppe durch ein kleines Gitterfenster, an welchem ich gestanden habe; tiefe Rührung ergriff seine Henker bey diesem überraschenden Anblick, so wie mich bey der bloßen Erinnerung. Der Alte man-

de begnadigt. Die Consuls C. Quintius und M. Attilius bauten auf der Stelle einen Tempel der kindlichen Treue. Vor demselben ward eine Säule errichtet, die man Milchsäule nannte (Columna lactaria) und an welcher die Findlinge ausgesetzt wurden. Man weiß den Nahmen dieses herrlichen Weibes nicht mehr, aber ich rechne ihre That ohne Bedenken unter die schönsten und schwersten, die jemahls kindliche Liebe hervorgebracht hat. Es war nicht eine von jenen raschen Handlungen, die nur eine augenblickliche Aufopferung heischen, und eben darum weit leichter sind; denn ich möchte behaupten, es gebe keinen Menschen auf der Welt der nicht in Augenblicken einer großen That fähig wäre. Aber ein schweres Opfer, das Tag für Tag, in jeder Stunde, den Opfernden fühlbar, und dennoch standhaft vollbracht wird, dazu gehört ein großes, edles Herz. Man denke sich die Mutter, an die der geliebte Säuling sich stündlich anschmiegt, durch Lächeln und Weinen Nahrung aus dem mütterlichen Busen erfleht, man denke sich eine Mutter wie diese, die trotz ihres überschwenglichen Gefühls, das schmachtende Kind doch immer wieder von sich schiebt, um dem hungernden Vater ihre Milch zu bringen. — O! es muß ein herrliches Weib gewesen seyn! — Ihre That und der Schauplatz derselben sind jetzt unter dem Nahmen Carita romana bekannt. —

Beym Herausgehen aus der Kirche werfe man noch einen Blick auf den alten heidnischen Altar, der hier zum Almosenblock umgeschaffen ward. — Von den acht schönen Marmorsäulen, auf welchen die Kirche ruht, sollen vier aus einem Tempel der Juno seyn.

Wer den Madonnen-Mahler Sasso Ferrato liebt wie ich, der besuche die Kirche S. Francesco de Paula, wo er in der Sakristey einen herrlichen Plafond finden wird, den man für eins seiner Meisterstücke hält. Die Madonna ist wiederum das Schönste davon, er hat aber hier auch gezeigt, daß er vortreffliche Greisenköpfe mahlen konnte.

S. Maria della Minerva wurde also genannt, weil die Kirche auf einem Tempel der Minerva erbauet worden. Dieser Tempel muß wohl prächtig gewesen seyn, denn man hat hier oft vorzügliche Kunstwerke ausgegraben, z. B. die beyden Flüsse, Nil und Tiber, jetzt in Paris, ein paar Obelisken, eine Bildsäule der Isis u. s. w. Ich spreche nicht von den Bildern und Grabmählern der heutigen Kirche, deren gerühmte Schönheit ich vergebens gesucht habe; doch ihre öffentliche Bibliothek muß ich im Vorbeygehen erwähnen, wenn ich gleich nichts weiter davon sagen kann, als daß sie aus vielen Büchern besteht, die ein Cardinal Casamatta dem Kloster geschenkt hat.

S. Sylveſter bewahrt eine ſchöne Madonna von Andrea del Sarto, und die Kirche der heiligen Apoſtel iſt weniger merkwürdig durch das Grabmahl Clemens XIV. von Canova, (weil es mit Recht nicht für ſeine beſte Arbeit gehalten wird) als durch den Umſtand, daß am Sonntage zwiſchen zwölf und ein Uhr ſich faſt alle ſchönen und andächtigen Römerinnen da verſammlen, um durch die Andacht neue Reitze zu gewinnen. Hier ſieht man ſie beſtändig Lippen und Augen bewegen, die Lippen für das Heilige, die Augen für ihre Liebhaber.

In der Kirche St. Gregorius haben Dominichino und Guido Reni einen edlen Wettſtreit, zwey herrliche Freescogemählde geliefert. Man weiß nicht, welchem man den Preis zuerkennen ſoll, wenn nur die Gegenſtände nicht ſo martervoll wären.

Die Kirche der heil. Dreyfaltigkeit hat Guido durch ein ſchönes Altarblatt verherrlicht. Auch der himliſche Vater, in der Laterne über der Kuppel iſt von ihm. Beydes habe ich nicht geſehen, denn ich fand die Kirche verſchloſſen; aber in dem Hoſpital der Pilger bin ich geweſen, welches zu der Kirche gehöret. Alle Pilger aller katholiſchen Nationen werden hier aufgenommen. In der heiligen Woche ſtrömen ſie beſonders zahlreich herbey, und man hat deren in einem Jahre (ich glaube 1775)

in dieser einzigen Woche fünftausend gezählt. Da speisen sie an langen Tischen, doch beyde Geschlechter abgesondert, und schlafen in langen Sälen, wo ich acht und funfzig reinliche Betten zählte. Am Abend ihrer Ankunft werden ihnen auch die Füße gewaschen, und zwar von einer Brüderschaft, welche Prinzen und Cardinäle unter ihre Mitglieder zählt. Dieselben Brüder bedienen die Pilgrime auch beym Essen, wobey es zwar sehr erbaulich, aber auch sehr ungeschickt zugehen mag. — Genesende, aus Hospitälern Entlassene, werden hier auch zu jeder Zeit drey oder vier Tage unterhalten, damit sie inzwischen für weitere Nahrung sorgen können. Allerdings eine löbliche Einrichtung. Ich fand solcher Leute einige zwanzig, die alle recht munter aussahen. Die Stiftung rührt vom heil. Philipp Neri her, besteht seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und ist oft von frommen Gläubigen in Testamenten bedacht worden.

Die Kirche S. Maria Maggiore, auf ihren, 36 ganz weißen, recht jungfräulich aussehenden Säulen ruhend, verdient ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen die Krone der Kirchen genannt zu werden. Sie steht auf den Ruinen des Tempels der Juno Lucina. Die Himmelskönigin soll, ich weiß nicht, welchem Pabst im Traume angezeigt haben, daß sie eine ihr geweihte Kirche auf demjenigen Platz in Rom be-

gehre, den er am andern Morgen mit Schnee bedeckt finden werde. Der Pabst machte sich früh auf, es war ein hübscher warmer Tag, keine Spur von Schnee in ganz Rom anzutreffen, bis er endlich an diese Stelle kam, da lag der Schnee einige Fuß hoch, und bezeichnete ganz genau die Größe des Bauplatzes. Darum heißt die Kirche auch noch S. Maria in neve (die heilige Schnee-Maria). Sie hat eine schöne Façade, auch einen Balkon zum Segnen für den Pabst, und eine zugemauerte Thür, wie die Peterskirche. In der dazu gehörigen Kapelle Sixtus des V. ist Marmor aller Art, verde antico, vergoldete Bronze, u. s. w. verschwendet, sie wimmelt von mittelmäßigen Statuen und ziemlich guten Gemählden; man zeigt hier das Heu, auf welchem Christus im Stalle gelegen, und seine erste Windel, die unter dem Altar eingemauert sind. Dieser Kapelle gegenüber ist die des Hauses Borgheſe, welche für die schönste und prächtigste in Rom gehalten wird. Hier ruhen die Säulen auf Fußgestellen von Agat, und das Bild der Madonna, schon wieder von dem h. Lukas gemahlt, ist auf Lapis lazuli geheftet, mit Edelsteinen umgeben. Vier Engel von vergoldeter Bronze halten es. Auch Guido's Pinsel hat die Kapelle verschönert; dann sind noch andere gute Gemählde darinnen. Der Hauptaltar der Kirche ist eine große Urne von Por-

phyr und sein Baldachin aus vergoldetem Metall wird von Porphyrsäulen getragen. Der König von Spanien ist Protector dieser Kirche, und jederzeit ein Cardinal der erste Chorherr derselben. An hohen Festtagen sind die weißen Säulen in rothen Dammast vermummt.

Es ist nicht recht, daß ich schon von so vielen Kirchen, und noch nicht von der des h. Johann von Lateran geredet habe, da sie doch das Haupt aller Kirchen in der Welt genannt wird. Der Ursprung ihres Nahmens verdient Erwähnung. Es gab einmahl eine sehr angesehene römische Familie, Lateranus, die große Güter, und auf dieser Stelle einen Pallast besaß. Der letzte war Plautius Lateranus, lebte zu Nero's Zeiten, war zur Consulwürde bestimmt, zog aber vor, sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreyen, und wurde deshalb das Haupt der gegen Nero Verschwornen. Am Tage der circensischen Spiele wollte er sich dem Kaiser zu Füßen werfen, gleichsam um sich eine Gnade zu erbitten, ihn aber plötzlich bey den Beinen fassen, vom Throne reißen sich auf ihn werfen und ihn halten, bis die andern herbey kämen. Der Anschlag wurde verrathen, Lateranus starb von Henkers Hand, auf dem nur für Sklaven bestimmten Gerichtsplatze. Seine Güter zog Nero ein. Den Pallast schenkte Constantin dem Pabst Sylvester, der die Kirche erbaute. Sie ist

die vornehmste in Rom. Erwählte Päbste nehmen feyerlich Besitz daran. Zwölf Concilien wurden hier gehalten. Tausend Jahre lang stand sie; bis 1308 eine Feuersbrunst sie verzehrte; man baute sie aufs neue, doch ein schreckliches Erdbeben 1349 zerstöhrte sie abermahls. Frömmigkeit rief sie bald wieder aus dem Schutte hervor. Viele Päbste schmückten, Clemens XII. vollendete sie. In der Vorhalle steht eine Bildsäule Heinrich des IV., des b e s t e n unter den Beherrschern Frankreichs, und eine andere Constantins, die in dessen Bädern gefunden worden. Das Innere ruht auf mehr als dreyhundert Säulen. Statüen und Gemählde giebt es die Menge, doch wenig Vorzügliches. Verde antico und andere kostbare Marmorgattungen, wie auch Bronze, sind überall verschwendet. Einen Altar umgeben vier geriefelte metallene Säulen, die dem Jupiter Capitolinus entwendet worden sind. Man hält sie für die nähmlichen, die Augustus nach der Schlacht bey Actium machen ließ; andere behaupten, sie wären von Vespasian aus dem Tempel zu Jerusalem gebracht worden. Das Altargemählde in der Sakristey ist von Michael Angelo. Die beyden Köpfe von Peter und Paul werden in dieser Kirche verwahrt; auch Bretter aus der Bundeslade. Die guten Mahler A r p i n o und A n d r e a s S a c c h i liegen hier begraben. Beichtstühle findet man für alle Nationen. Eine

Ueberschrift ladet jeden Fremden in seiner eigenen Sprache ein, diese Handlung zu vollbringen. — Der neben der Kirche befindliche Pallast diente lange Zeit den Päbsten zur Wohnung, und wurde endlich in ein Hospital für dreyhundert Waisenkinder verwandelt, die Seide spinnen mußten. Ob sie es noch thun, weiß ich nicht. Das Gebäude hat nicht einmahl Fenster mehr.

Vor Zeiten wurden hier auch ein paar alte Stühle von rothem Marmor gezeigt, die wie Nachtstühle aussahen, denn sie hatten in der Mitte des Sitzes ein rundes Loch. Sie sind in den Bädern des Caracalla gefunden, und vermuthlich beym Baden gebraucht worden. — Daß nach Erbauung der prächtigen Peterskirche, ein Rangstreit zwischen beyden Kirchen entstehen würde, war vorauszusehen. Der Pabst entschied jedoch zu Gunsten des heil. Johannes von Lateran, und man ermangelte nicht, diesen Ausspruch sogleich auf eine Marmortafel an der Kirchenwand zu verewigen.

Ganz in der Nähe von dieser Kirche giebt es rechter und linker Hand noch zwey Merkwürdigkeiten zu beschauen. Die erste, das sogenannte Baptisterium Constantins, eine runde Kirche, auf acht ungeheuren Porphyrsäulen ruhend, welche die schönsten in Rom sind. Daß Constantin sie erbauet hat, ist sehr möglich; daß er aber, wie man sagt, auch darinnen getauft

worden, ist nicht wahrscheinlich; da er seine Taufe bekanntlich immer verschob, um in dem Bächlein des Jordan getauft zu werden. Der Taufstein ist eine antike Urne von grünem Marmor. Am Sonnabend vor Ostern werden hier Juden und Türken getauft. Andreas Sacchi hat sich hier durch acht schöne Bilder aus der Geschichte der heil. Jungfrau verewigt, und andere gute Mahler, z. B. Carl Maratti, haben die Thaten Constantins auf die Wand gemahlt.

Die andere Merkwürdigkeit linker Hand ist die Scala santa (heilige Treppe), die aus acht und zwanzig Marmorstufen besteht, welche aus dem Hause des Pilatus hieher gebracht worden, und auf welchen Christus auf- und ab gewandelt seyn soll.

Die Kirche des heil. Paulus ist freylich etwas weit draußen vor dem Thore gelegen, man versäume aber doch nicht sie zu besuchen, denn sie enthält das kostbarste Säulenmagazin. Vermuthlich hat einmahl irgend ein Pabst einen großen Vorrath von antiken Säulen aus allen Winkeln zusammengebracht, hat grade nicht gewußt, was er damit anfangen sollte, und um sie nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, hat er sie einstweilen hier aufgestellt. Denn nur in einem kleinen, durch Stufen erhöheten, Theile der Kirche wird Gottesdienst gehalten, das übrige hat ganz das Ansehen eines Magazins;

ist bloß mit dem Dachstuhle bedeckt, und mit lauter Fragmenten von Grabsteinen und Inschriften gepflastert, alle so zerbrochen und gemißhandelt, daß dem Verehrer des Alterthums bey jedem Schritte das Herz blutet. Der Säulen sind nicht weniger als hundert und zwanzig, von Marmor aus Paros, egyptischen Copollin, Porphyr u. s. w. Ringsumher sind alle Päbste, vom ersten bis zum letzten, sehr schlecht auf die Wand gepinselt. Man verwahrt hier den Körper des heil. Paul, auch eine große Menge von Gläsern mit heiligen Blut. In dem gothischen Kreuzgange des Klosters findet man eine große Menge eingemauerte Inschriften, meist aus den ersten christlichen Zeiten. — Kirche und Kloster stehen einen großen Theil des Jahres unter Wasser, welches natürlich die Luft da herum so ungesund macht, daß die Mönche sich alle Jahre genöthigt sehen, Wohnung und Tempel eine Zeitlang leer und öde stehen zu lassen.

Das sey vor der Hand genug von Kirchen, denn ich habe keine weiter gesehen. Freylich sind noch einige hundert übrig, und jede derselben hat sicher etwas Merkwürdigs aufzuweisen; aber das Vergnügen, ein einzelnes gutes Gemählde oder ein paar schöne Säulen zu betrachten, wird durch den Aufwand der Zeit und durch Nasen-Martern allzutheuer erkauft. Ich muß also hier,

wie in manchen andern Dingen, auf Vollständigkeit Verzicht thun.

14.

Die Obelisken.

Es giebt deren nicht weniger als zehn in Rom, und selten wirft man einen Blick in eine Straße, ohne am Ende desselben einen Obelisk zu erblicken. Ich bekenne, daß mir diese Art eine Stadt auszuzieren, gar nicht gefällt. Einen Stein, den die Egyptier vollgeschrieben haben, um den Egyptiern irgend eine Nachricht zu hinterlassen, und zwar in einer Sprache, die kein Mensch von uns allen, nicht einmahl ein Gelehrter versteht; (denn alles, was man etwa noch davon weiß, ist: daß ein Sper, der die Schnelligkeit, ein Crokodil das Böse, ein Auge die Gerechtigkeit, eine offene Hand die Freygebigkeit u. s. w. andeutete) einen solchen Stein in Rom aufzustellen, ist doch wohl närrisch, und wenn diese langen Maschinen nur noch wirklich eine Zierde gewährten. Aber ihre Form ist sehr geschmacklos; man sieht es ihnen wohl an, daß sie von Erfindung roher egyptischer Kunst sind, deren Ursprung sich in den Zeiten der Semiramis, (folglich über zwölfhundert Jahre vor Christi Geburt) verliert. Das Auge verweilt nicht gern auf ihnen, und wo sie vor

gro-

großen, schönen Gebäuden stehen, da schaden sie diesen. Der größte Obelisk in Rom ist der, welcher vor der Laterankirche steht, er mißt hundert funfzehn Fuß. Vor dreytausend Jahren hat ihn ein König von Egypten, den kein Mensch mehr kennt, zu Theben der Sonne geweiht; ein Sohn Constantins ließ ihn nach Rom bringen, um ihn im großen Circus aufzurichten; in der That der einzige Platz, wo allenfalls ein Obelisk hingehört, weil er einen Zweck erfüllt. Zur Zeit Sixtus V. lag er sechszehn Fuß tief unter der Erde, in drey Stücken zerbrochen. Daß er wieder zu den heutigen Ehren gekommen, hat er diesem Pabst zu verdanken. — Auch den Obelisk vor S. Maria Maggiore, und den auf Monte Cavallo, welcher die herrliche Gruppe von Phidias verhunzt, hat derselbe Pabst, bey dem Mausoleum des Augustus ausgraben lassen, wohin sie einst vom Kaiser Claudius gesetzt waren. — Der vor der Kirche S. Maria Minerva, und ein anderer auf dem Platz der Rotunde, haben vormahls einen Isistempel in dieser Gegend angehört. Man hat zu dem ersten einen schlechten Elephanten machen lassen, auf dessen Rücken er jetzt steht. Der Sonnenobelisk, den Kaiser August auf dem Marsfelde zum Behuf der Sonnenuhr errichtete, rührt noch von dem alten egyptischen Staudart Sesostris her, und steht jetzt auf dem Monte ciborio. — Von dem, welcher der

Façade der Peterskirche so weh thut, habe ich schon geredet. — Den auf dem Platze Navona liß Caracalla zum Behuf seines Circus aus Egypten bringen. — Der Obelisk auf Trinità del Monte schmückte einst den Circus in den Gärten des Sallustius. — Man bemerke, daß kein einziger Kaiser auf den närrischen Einfall gerathen iſt, einen Obelisk zur Zierde der Stadt machen zu wollen; bloß ihrer Rennbahnen wegen, ließen ſie die ſchweren unbehülflichen Maſchinen aus Egypten bringen. Hätten die Päbſte ſie als Meilenzeiger gebraucht, und etwa die zehn Meilen von Rom dadurch bezeichnen laſſen, ſo würden ſie allenfalls noch dem Reiſenden imponiren, und als eine würdige Vorbereitung zu dem Eintritt in die Hauptſtadt der Welt dienen, deren ehemahlige Pracht in den heutigen Trümmern bald eben ſo unleſerlich ſeyn wird, als jene Hieroglyphen.

15.

Fahrt nach Tivoli.

Nicht ohne große Beſchwerden wird dieſes Vergnügen genoſſen, und doch darf Niemand Rom verlaſſen, bevor er nicht Tivoli geſehen hat, das berühmte Tibur, faſt ein halbes Jahrtauſend älter als Rom, und der reizendſte, fröhlichſte Aufenthalt, zu der Zeit, als Glück, Macht

und Luxus der Römer den höchsten Gipfel erreicht hatten. Aber es liegt achtzehn Meilen von der Hauptstadt, der Weg ist sehr schlecht; in kurzen Wintertagen kann man Abends nicht zurück kommen, weil man entweder den Hals brechen, oder den räuberischen Bewohnern der Campagna romana in die Hände fallen würde; man muß also die Nacht in Tivoli bleiben; immer eine unangenehme Bedingung bey einer Lustfahrt, wenn gleich das Wirthshaus nicht schlecht ist. — Man fährt aus Rom auf der uralten, jetzt aber sehr schlechten salarischen Straße, deren schon im dreyhundert und vier und neunzigsten Jahr der Stadt erwähnt wird, weil damahls die furchtbaren Gallier, bey dem dritten Meilenzeiger dieser Straße, ihr Lager aufschlugen. Hin und wieder findet man Stellen, wo noch das alte Pflaster liegt. Für beschlagene Pferde sind diese großen breiten Steine zu glatt, ich meine aber, die Römer beschlugen ihre Pferde nicht. Man passirt einige Brücken, die wenigstens noch auf antiken Grundpfeilern ruhen. Wem auf dieser Fahrt der Wind entgegen weht, der wird, (wenn ihn anders der Himmel mit einem feinen Geruch gestraft hat) schon bald hinter den Thoren von Rom durch einen Gestank gequält werden, der mit jedem Schritte vorwärts, immer stärker und eckelhafter wird, bis er endlich in der Nähe des sogenannten Schwefelbachs fast den Athem

kommt. Er richt wie das Neandersee Wasser, nur noch stärker. Ich rathe jedem Reisenden sich mit einem guten Essig zu versehen, denn es ist hier schlimmer, als wenn er durch die pontinischen Sümpfe reist. Nicht weit vom Wege, wo der Bach entspringt, bildet er einen See, aus dem beständig Blasen aufsteigen, und auf welchen kleine Inseln herum schwimmen. Das Wasser sieht aus, wie dünne, schlechte Milch. Die Alten schreiben ihm große Heilkräfte zu. Ein Orakel bewohnte vor grauen Zeiten den Hain, der es umgab, und hier befragte der König Latinus die Götter um Rath, als er seine Tochter Lavinia mit Aeneas vermählen wollte. — Den Schwefelbach im Rücken habend, erreicht man mit freyem Athem das Grabmahl der Familie Plautia, welches ganz dem der Cecilia Metella ähnlich, ja fast noch schöner ist, denn obwohl die Gothen es auch einmahl zur Festung gebrauchten, so ist es doch nicht, wie jenes, durch einen hohen, kontrastirenden Aufsatz verunziert worden; überdieß schmücken noch sechs Säulen die der Landstraße zugekehrte Seite, wo auch die Inschriften zu lesen sind, und linker Hand hat sich der Epheu außerordentlich mahlerisch hinaufgewunden. Auch dieses Grabmahl hat eine große Menge solcher Löcher aufzuweisen, wie das Colosseum und andere. Ich bin hinan gestiegen und habe sie mit allem Fleiß untersucht; es ist

durchaus keine Spur zu finden, daß jemahls Metall da gefessen, und selbst mein Begleiter, (der der Hypothese sehr zugethan war, welche behauptet, die Löcher seyen blos gemacht, um das verbindende Metall heraus zu hohlen) wußte sich gegen diesen augenscheinlichen Beweis nicht anders zu helfen, als indem er durch eine neue Hypothese die alte schützte; er meinte nähmlich, man habe dennoch Metall gesucht, wir keines gefunden. Dann müssen es wenigstens emsige Sucher gewesen seyn, die durch ein paar Dutzend sehr mühsam und dennoch vergeblich gemachte Löcher sich nicht haben abschrecken lassen; auch hätten sie dann die Mühe sich ohne Noth verdoppelt, denn die Löcher sind viel breiter und tiefer, als zu ihrem Zwecke nöthig gewesen wäre. Ich bleibe also noch immer dabey: die alte, nachgeplauderte Hypothese ist jetzt unbefriedigend, und weiß ich gleich keine bessere anzugeben, so weiß ich doch, daß man eine bessere erfinden muß. — Einige Meilen weiter verläßt man die Landstraße, und fährt, auf einem Wege, wie ihn nur Vaillant in Afrika mit seiner Ochsen-Equipage überwunden hat, nach der Villa des Kaisers Hadrian. Ist man einmahl dort, so wird man freylich für die ausgestandenen Beschwerden belohnt, denn man wandelt, wenn ich mich so ausdrücken darf, in einem Walde von Ruinen, der sieben Meilen im Umkreis hält. Kaum

hat Rom, wenn es alle seine Trümmer zusammen stellt, so viel aufzuweisen. Hier wollte einst Hadrian alles vereinen, was Griechenland, Egypten und Asien Schönes und Seltenes hervorgebracht hatten; ja sogar eine lebendige Darstellung der Hölle und des Elysiums sollte seine Villa enthalten. Er führte in der That seine riesenmäßigen Entwürfe aus, und nur ein Wolkenbruch von Barbaren, schlimmer als der Aschenregen, der Pompeji bedeckte, konnte alle diese Herrlichkeiten zerstören. — Zerstören, aber dennoch ihr Andenken nicht ganz vertilgen; denn welche stolze Trümmer haben der Wuth der Gothen getrotzt! was sieht, was erkennt man nicht noch alles! Ein Theater, in dem jetzt freylich Pflaumenbäume wachsen, von dem aber Sitze, Bühne und Orchester noch deutlich zu unterscheiden sind; ein sehr großer Waffenplatz, dessen lange Mauer noch Spuren der Hallen zeigt, die, auf Säulen ruhend, ihn umgaben; ein Tempel oder Schule der Weisen, wo vielleicht, in den sieben noch vorhandenen Nischen, Bildsäulen der sieben Weisen Griechenlands aufgestellt waren, wo jetzt zwar nicht mehr Lehren der Weisheit von Lippen der Philosophen strömen, wo ich aber am dreyßigsten December duftende Veilchen pflückte; eine Naumachie, (welches man wohl durch Wasser-Theater übersetzen könnte, weil da Seegefechte vorgestellt wurden;)

eine Bibliothek auf dem Gipfel eines Felsen, deren vormahlige Bestimmung eine dort gefundene Inschrift verrathen hat; mehrere Tempel der Diana, der Venus, des Apoll; den Kaiser-Pallast selbst, dessen untere Hallen man noch mit heiligem Schauder durchwandeln würde, wenn nicht viele tausend Reisende ihre Nahmen an die Wände gekritzelt hätten; die Quartiere der kaiserlichen Garde, jetzt die hundert Kämmerlein genannt; jede derselben war aufwärts zweymahl abgetheilt, und das Ganze mochte etwa tausend und vierhundert Mann fassen; Grotten, die man für Gefängnisse ausgiebt; Bäder für Männer und Frauen; ein Tempel des egyptischen Götzen Canopus, und noch hundert dergleichen Ruinen, deren ehemalige Bestimmung man nicht mehr kennt. Alle sind auf das Mahlerischste mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, bey jedem Schritte möchte man sich hinsetzen und zeichnen. An vielen Gewölben erblickt man noch die alten Verzierungen von Stuck, oft so zart und schön, als wären sie erst gestern aus des Künstlers Hand hervorgegangen. Auch allerley Farben sind noch kenntlich. Jetzt dienen diese Trümmer unzähligen Amseln zur Wohnung, die, selten gescheucht, bey der Annäherung des Fremdlings, laut schwatzend davon flattern. Keinemenschliche Stimme ist zu hören, nur Jäger schleichen lauernd durch das Gebüsch, und

wachen oft plötzlich durch einen nahen Schuß den Wanderer aus schwermüthigen Träumereyen. Die Campagna ist ein Weingarten, die Neunhahn bedeckt ein Wald von Oelbäumen; zu den meisten Trümmern verspricht Dornengestrüpp den Zugang. — Viele herrliche Denkmähler des Alterthums sind hier gefunden worden, jetzt die Zierde der Museen. So erzählt man unter andern, daß einst ein edler nicht reicher Mann hier lustwandelte, und von ungefähr eine kleine Oeffnung erblickte, welche, nach starken Regengüssen, durch das Einstürzen eines Gewölbes, entstanden war. Er schaute hinab, und sah eine Grotte, ganz mit Statüen angefüllt. Sogleich verschloß er die Oeffnungen wieder, so gut er konnte; merkte sich den Platz, ging hin und kaufte den Weinberg. Da aber ein Gesetz befiehlt, daß alles, was der Käufer im ersten Jahre seines Besitzthums findet, zur Hälfte noch dem Verkäufer zugehört, so hatte er die Geduld, weit über ein Jahr zu warten. Dann erst stellte er sich, als wollte er auf dem gemutheten Platze ein Haus bauen, ließ mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen, und zog nun, unter andern, die berühmten neun Musen hervor, die ihm sein gewagtes Kapital zehnfach wieder einbrachten, und die noch jetzt eine Hauptzierde des Pariser Museums ausmachen. Cicero's Buch über die Pflichten hatte der Mann wahrscheinlich nicht gelesen.

Hat man unter diesen Trümmern vergangener Herrlichkeit einige Stunden herumgewandelt, so nimmt man Abschied von dem einzigen Weingärtner, der zwischen ihnen wohnt, und der durch sein Fieberhaftes seiner Wangen und durch das Bekenntniß, daß er in jedem Sommer ein Fieber zu überstehen habe, den Beweis liefert, welche schädliche Dünste die vernachlässigte Campagna romana aushauche. Man fährt vollends nach Tivoli, einer ziemlich großen, aber sehr schmutzigen Stadt, obwohl sie auf dem Rücken eines Berges liegt. Mit den Einwohnern muß man so wenig als möglich Gemeinschaft pflegen; denn sie sind zum Theil als unverschämte Bettler, zum Theil als verwegenes, blutdürstiges Volk bekannt. Auf unsere halb im Scherz gethane Frage: ob in den letzten Weihnachtsfeyertagen viele Menschen umgebracht worden seyn? antwortete man uns in allem Ernst: es sey dieses mahl nur ein einziger todtgestochen worden. — Sobald man in Wirthshause die nöthigen Anstalten getroffen, eilt man zu der sogenannten neuen Cascade, wo der Fluß Anio (jetzt Teverone) sich ungefähr so hoch als der Rhein bey Schaffhausen, nur bey weitem nicht so breit, herabstürzt, auch während seines Sturzes keine solche Felsen antrifft, die ihn dort so sehr mahlerisch unterbrechen. Doch den Grund besteht auch hier aus tief ausgewaschenen Felsenstücken, in welchen der Strom laut

TREPTO
IMORECTORUM. ME
OAPOLLINIS ADIECTO
ONIA. DAPHNE
OPTIMO.

Hat man noch eine Stunde vom Tage übrig, so besuche man die Villa d'Este, bey man es von aussen wahrlich nicht ansieht, daß sie drey Millionen Scudi zu erbauen gekostet haben soll. Auch inwendig ist sie öde und leer. Nur die herrliche Aussicht vom Balkon, und die Sage, daß Ariost hier seinen Orlando Furioso gedichtet haben soll, machen sie dem Fremden merkwürdig. Welch ein kleiner Geist den Besitzer oder Erbauer beseelt hat, beweist eine im Garten ausgeführte, recht mesquine Idee. Er hat nähmlich alle die schönsten Ueberreste des alten Roms, das Pantheon, die verschiedenen Tempel u. s. w. im Kleinen, etwas über Mannshöhe, nachbauen und Alle auf einem Platze zusammen stellen lassen. Von oben herab sieht es aus, wie eine Berliner Weihnachtsbude, oder wie ein Zuckerbäcker-Aufsatz auf eine Tafel. Die Dinger haben viele Tausende gekostet, sind auch oft wieder ausgebessert worden, so verliebt war der sinnreiche Erfinder in seine alberne Idee. In der That gibt es eine Abbildung in Mosaik auf einer Dose, einen deutlichern Begriff von

jenen Trümmern, als dieses Kinderspielwerk. Weit lieber sind mir die herrlichen Cypressen in dem wüsten Garten, die größten und ältesten, die man in und um Rom findet. — Wer, so wie ich, im Winter Tivoli besucht, der muß die übrigen Merkwürdigkeiten auf einen Morgenspaziergang versparen. Dann aber wünsche ich jedem Reisenden einen schönen heitern Sommertag, wie er mir am letzten Tage des Jahres zu Theil wurde, und einer der köstlichsten Spaziergänge wird ihm jede Beschwerde reich vergelten. Damen pflegen auf Eseln zu reiten, welches sie aber nicht thun sollten, denn die Gesellschaft von Eseln verkümmert jeden Genuß, und ist gleich der Weg ein wenig steinigt, so ist er doch keinesweges beschwerlich. Ein gemächliches Lustwandeln von etwa anderthalb Stunden, wird jeder Dame wohl bekommen und Rosen auch auf sonst blasse Wangen locken. Ein enges tiefes Thal an des Berges Abhang zu umkreisen, um jenseits den herrlichen Cascatellen gegen über zu stehen, ist der Zweck jener Wanderung. Man geht den großen Wasserfall noch einmahl vorüber, und gelangt bald an eine Stelle, wo ein steiler Fußpfad hinab zu der Sirenen-Grotte führt, eine der Neptuns-Grotte ähnliche, aber noch romantischer ausgestattete Felsenhöhle, in welche der ganze Fluß sich durch ein einziges rundes Loch ergießt. Noch vor kurzem konnte ein guter

Kletterer auf mühsamen, sehr schlüpfrigen und oft gefährlichen Wegen, bis in die Grotte gelangen, und dort dem beengten Strome zur Seite stehend, in eine einzige große Urne ihn auffangen; aber vor einigen Monaten hat die Flußnymphe, zürnend sich in ihrem verborgensten Heiligthum berauscht zu sehen, die längst ausgewaschenen Felsen übereinandergestürzt, und auch dem kühnsten Sterblichen den Zugang verschlossen. Man muß sich daher begnügen, auf festem sichern Boden zu stehen, und die nassen Dampfwolken anzustaunen, in welche die schöne Nymphe sich verhüllt. — Doch bald vergißt der Wanderer, was ihm hier gesagt worden, über den reichen Schätzen, welche die Natur auf jedem seiner Schritte vor ihm ausbreitet. Der mit zwey Tempel gekrönten Felsen, an dessen Fuß der Anio in der Neptunshöhle schäumt; der Bergrücken über ihm eine Stadt tragend; das enge Thal, an dessen steilen Wänden die Oelbäume und Weinberge hängen, muntere Kinder ohne Schwindel herumklettern, Oliven zu sammeln, und lächelnd dem Steine nachblicken, der unter ihrem leichten Fußtritte sich lösend, pfeilschnell hinabrollt; rechter Hand bald eine Felsen-Grotte mit Epheu verschleyert, bald ungeheure Aloe's mit baumhohen vertrockneten Blüthenstengeln. So erreicht man endlich die Stelle, wo gegen über schon längst ein dicker Wasserrauch die

Gegenwart der Cascatellen verkündete. Dort hat eine ganze Schaar muthwilliger Nymphen sich gelagert, die eine etwas höher oben, die andere ein wenig tiefer unten, die dritte mehr rechts, die vierte weiter links, doch alle haben ihre Urnen umgestürzt; Ströme, Bäche und Bächlein, stürzen, rollen und rieseln von Abhang zu Abhang, murren, wenn ein Felsenstück es wagt sich ihnen entgegen zu stemmen, umarmen es schäumend, oder wälzen sich drüber hin, breiten sich fallend aus wie ein Fächer, und halten der Sonne einen Spiegel hin, die zugleich mit ihren Strahlen einen Bogen in die Dampfwolken zeichnet. Ich werde mich wohl hüten, eine Beschreibung dieses herrlichen Anblicks zu wagen. Mit einer Beschreibung könnte ich ohnehin mich nicht loskaufen, hunderte, tausende müßte ich entwerfen, denn jeder Schritt verwandelt die Scene. Bald ist die Aussicht frey, bald blinkern die Ströme hinter dem blassen Grün der Olivenbäume; bald ist durch einen gekrümmten Baumast nur derjenige Theil sichtbar, der sich in Masse wie flockigte Wolle herabgießt, bald verdecken die Baumgipfel den Sturz, und man wird bloß den Kampf der Wellen mit den Felsen im Abgrunde gewahr. Hier setze man ja nur langsam einen Fuß vor den andern, denn jeder eilende Schritt bezeichnet einen verlohrnen Genuß. Ein paar der schönen Nymphen scheinen

mit ihren Gespielinnen zu baden; die eine hat sich fern gelagert, läßt ihre Quelle einsam herabplätschern; die andere war noch eigensinniger, sie wählte zum Tummelplatz des nassen Spiels die Villa des Mäcenas, von welcher auf dem Bergrücken noch große Bögen zu schauen. Hinter einem solchen Bogen goß sie ihre Urne aus, daß der Strom mahlerisch hindurch stürzt und von Felsen zu Felsen zu den Gewässern der Tiefe hinab springt. — Ach! hier wäre gut Hütten bauen! Doch was sind Hütten und Palläste, wären sie auch in Elysium selbst erbaut, wenn herrliche Bewohner ihnen mangeln. Ich darf nicht verschweigen, daß der herrliche Spaziergang dem Wanderer alle Augenblicke durch das verdammte date mi qualche cosa (gebt mir etwas) verleidet wird, welches ihm von allen Lippen entgegentönt. Und nicht etwa von zerlumpten Bettlern, nein, von wohlgekleideten Landleuten, die da herum ihr Feld bauen, von muntern, gesunden Kindern, die ihren Spielplatz verlassen, sobald sie einen Fremden gewahr werden, und ihn mit angeborner Unverschämtheit verfolgen. — Hat man von den Cascatellen und Bettlern sich losgerissen, so führt der Weg an der Villa des Quintilius Varus vorüber, deren Bogen und Mauern nur noch durch ihre Größe die ehmalige Pracht verrathen: Man klimmt hinab in das Thal, geht über eine antike Brücke, und steigt

nach

thun den Berg wieder hinauf, der größtentheils noch das antike Pflaster trägt. Ein wenig erschöpft vom Gehen, Sehen und Empfinden, erreicht man endlich den Tempel des Hustens, das Ziel der Wallfahrt. Er ist rund, klein, aber wohl erhalten und gleicht dem der Minerva Medica. Gern hätte ich in dem öden Tempel geopfert, da ich mir eben, auf der Kuppel der Peterskirche, einen derben Schnupfen gehohlt hatte.

Noch eine Bemerkung vergönne man mir, ehe ich ganz von Tivoli scheide. Fast kein Tag im Jahre verstreicht, an dem nicht Künstler sich daselbst einfänden; alle Landschaftsmahler, die Italien bereisen, scheinen sich das Wort gegeben zu haben, vor allen Dingen die Cascade, und die Cascatellen von Tivoli zu zeichnen und zu mahlen; hunderte solcher Copien der Natur habe ich gesehen, bevor mich die Natur selbst entzückte; ich glaubte längst einen deutlichen Begriff davon zu haben; ich glaubte der Genuß sey mir durch die vielen Bilder schon längst verkümmert, er werde zu wenig neues mir darbieten. Aber wie sehr hatte ich geirrt! Diese Natur erreicht kein Pinsel, und ich habe mich aufs neue überzeugt, daß ein Landschaftsmahler nur die ruhige See, höchstens einen stillen Fluß; nie aber einen Wasserfall mahlen sollte, nachdem er weder Leben noch Getös auszudrücken vermag, und der doch einem durch seine immerwährende

Bewegung so reißend wird. So wenig der Historienmahler zu seiner Darstellung einen schnell vorübergehenden Augenblick wählen darf, eben so wenig sollte es dem Landschaftsmahler erlaubt seyn.

16.

Die Gemählde-gallerie Doria.

Kein König darf sich dieser Sammlung schämen, die an Zahl und Werth den bessern in Europa nicht nachsteht, wenn anders den vielumberühmten Nahmen zu trauen ist, welche der Cicerone sehr geläufig nennt, und die freylich nicht immer durch die ihnen zugeschriebene Werke gerechtfertigt werden. Eine lange, im Geschmak des siebenzehnten Jahrhunderts verzierte Gallerie, welche ein regelmäßiges Viereck bildet, und noch zwölf bis dreyzehn daran stoßende Zimmer, sind mit mehreren tausend Gemählden angefüllt, unter welchen, der Behauptung nach, kein einziges mittelmäßiges sich befinden soll. Alle sind stupendo oder maravigliozo. Dadurch muß man sich nicht irre machen lassen; es sind wirklich herrliche Sachen darunter; die alte und reiche Familie Doria, deren Nahmen so oft in der Geschichte glänzt und nicht glänzt, hat lange darin gesammelt; testamentarische Verordnungen und Familienpakta haben jederzeit verhindert, daß auch Verschwender nichts davon haben verkaufen

iern können. Der ganze Pallaß, mit seinen Marmorfußböden und schweren sammtenen Vorhängen vor Thüren und Fenstern zeugt von antiker, solider Pracht. Schade, daß viele der Zimmer zu wenig Licht haben. — Einen flüchtigen Gang hindurch wird der Leser nicht ungern mit mir machen, denn, meiner Gewohnheit zur Folge, werde ich nur da verweilen, wo Poesie mit Kunst vermählt, mir nicht bloß Bewunderung, sondern auch Gefühl entlocke. — Der erste Saal enthält lauter Landschaften von Poussin, (ein Paar ausgenommen); der zweyte, größere abermahls, Liebhaber von Landschaften dürfen sich also hier großen Genuß versprechen; ich aber lasse mir die Landschaften nicht gern von Jemand anders, als vom lieben Gott selbst mahlen, und werfe daher nur einen flüchtigen Blick auf alle diese Schätze, die zum Theil mit schwarzen Bäumen und türkenblauen Horizonten prangen, welches gewaltig schön seyn soll. Die meisten hat Poussin durch Figuren belebt, aber die Wahl seiner Historietten ist nicht immer die glücklichste. Zum Beyspiel, ein Engel, der in einer kleinen Schaale das Weltmeer auffassen will, um den heiligen Augustin zu verspotten, der sich einbildet, die unbegreifliche Dreyeinigkeit zu begreifen. Der Engel ist allerdings ein kluger Engel, (der, wenn er unsere heutigen Philosophen eines Besuchs würdigen wollte, vermuthlich statt der

Schaale, ein Sieb mitbringen würde,) aber auf einer gemahlten Landschaft macht er eine üble Figur, denn da muß eine Handlung sich rein aussprechen, (wie die neuern Deutschen sehr geziert sagen) oder, sie muß verständlich seyn, muß keiner Erklärung bedürfen, (wie die ältern Deutschen sich ungeziert ausdrücken). Doch schon zuviel von Landschaften. — Kains Bruder, mord von Gasparo, die Figuren in Lebensgröße, ist gewiß ein schönes Bild, aber der Eselskinnbacken in Kains Faust, oder welcher andere Knochen es seyn soll, bleibt doch ein großer Fehler; denn zu geschweigen, daß die Bibel, wo ich nicht irre, ausdrücklich eine Keule als Mordwerkzeug nennt, konnte Kain auch unmöglich mit dem Knochen eines Thieres sich bewaffnen, weil es noch kein todtes Thier auf Erden gab. Doch wenn das alles auch nicht wäre, so hätte der Mahler doch eine Keule wählen sollen, denn dieser Knochen thut die nähmliche Wirkung auf das Ganze, die z. B. ein Hund, vor dem Siegeswagen eines Thriumphators gespannt, hervorbringen würde. — Im dritten Zimmer ist die allgemeine Sündfluth, von einem Mahler aus der venetianischen Schule, abgebildet. Der Gegenstand ist sehr unglücklich gewählt, eine Klippe für den größten Meister. Ich erinnere mich zwar wohl, in Paris eine Sündfluth (von Poussin, wo ich nicht irre) gesehen zu haben, die mich

entzückte, aber dort war das Hauptinteresse in einzelnen einzigen Gruppe vereinigt, alles übrige nur schwach angedeutet; hier sind die nothleidenden Menschen auf dem großen Bilde überall zerstreut; das Auge möchte sie gern zusammen fassen, sich ein Ganzes daraus bilden, aber vergebens! man fühlt bloß, daß die allgemeine Sündfluth sich nicht mahlen läßt, und daß Poussins Bild zu Paris weit weniger schön seyn würde, wenn er sie wirklich gemahlt hätte. Eben so ist es mit Schlachten. Wer mag das verworrene Gemisch anschauen und sich ein Ganzes daraus zusammen setzen? Gefechte kann man mahlen, Schlachten nicht. — Mit ungleich wärmerem Interesse verweile ich bey Portraits von der Hand großer Meister, denn in jedem Menschen-Gesichte hat die Natur die unendlichste Mannigfaltigkeit kunstreich zu einem Ganzen verschmolzen, und diese kleine Welt ist mit einem einzigen Blicke zu fassen und zu überschauen. Die Gallerie Doria ist reich an solchen Gemählden von Tizian, Rubens, dem unübertrefflichen Vandyk und mehreren guten Meistern. Vor jedem solchen Kopfe verweilt man gern Minuten lang, denn die ganze Seele geräth sogleich in Bewegung, sie vergleicht, macht Schlüsse, weckt Erinnerungen, ahndet Verborgenes, kurz sie genießt, indem sie alle ihre Kräfte in Thätigkeit setzt. Und das geschieht selbst

dann, wenn sie von dem Original nicht weiß, wenn es irgend ein unbedeutender Prinz oder Rathsherr ist, den bloß der Pinsel des Mahlers verewigt hat. Steht man aber vollends vor dem Portrait eines berühmten Mannes, dessen Geist, dessen Thaten man kennt, o dann verzehnfacht sich der Genuß. Auch diese Fülle des Genusses gewährt die Gallerie Doria. Man findet hier Machiavell von Andrea del Sarto — (ja so mag er wohl ausgesehen haben, dieser feine Menschenkenner, den Thoren als einen Böse-wicht verschreyen, weil er Fürsten lehrte, Thoren klüglich zu beherrschen) — Bartolus und Baldus, die beyden großen Juristen, von dem göttlichen Raphael gemahlt. Welch' ein ähnlich gegen Machiavells feine Physiognomie ein paar rüstige Streiter, das sieht man ihnen an. Jansenius von Tizian — kaum hätte ich in den Zügen des Hauptes einer Sekte so viele Sanftmuth, solch einen ruhigen Verstand gesucht. — Rubens Geliebte von ihm selbst gemahlt. In ihrem großen Auge schwimmt der Gedanke, man glaubt ihn zu errathen. — Holbein und seine Gattin, beyde von ihm selbst lebendig dargestellt. Vermuthlich hat er die Blumen und das Geld gelicbt, denn er hat sich in die eine Hand eine Nelke, in die andere einen Beutel gegeben — Rubens Beichtvater von Rubens Pinsel. — Der Pabst Panfili von Diego Velasquez ist

wahrlich ein bewunderungswürdiges Bild, welches gewaltige Wirkung thut. Ein Kopf in pöbelhafte Kleidung verhüllt, und dennoch solche Kraft, solche unwiderstehliche Kraft! Purpur ist des Mannes Gewand, Purpur der Sessel, auf dem er sitzt, überall Purpur und nichts als Purpur, und dennoch wußte der Künstler aus dieser Eintönigkeit so ungeheuren Vortheil zu ziehen. Selbst das Gesicht hat eine rothe Tinte, aber Velasquez hat nicht mit Farbe, sondern gleichsam mit Fleisch gemahlt. Man verzeihe mir den kühnen Ausdruck, das kühne Bild berechtigt dazu. — Welch' ein liebliches Weib hat dort Leonardo da Vinci dargestellt? Diese Augen sprechen Liebe, dieser Mund athmet Liebe — und dennoch — nur in weiblichen Physiognomien kraft die Natur sich Lügen — es ist die Königin Johanna von Neapel, diese unzüchtige Mörderin ihres Gemahls, dieser Schandfleck ihres Geschlechts. O, warum mußte der ehrliche Leonardo da Vinci, dieser Freund von dem biedern Franz dem Ersten, seinen Pinsel so entweihen! — Geschwind hinüber zu dem Bilde einer alten Frau von Vandyk, die zwar dem Namen nach unbekannt, aber mit Jedem der vor sie hintritt, schon seit vielen Jahren vertraut ist. Wahrer darzustellen ist unmöglich. Es ist eine gutmüthige, geschwätzige Alte, sie möchte gar zu gern mit euch sprechen, sie thut den Mund schon auf; redet sie

nur an, so antwortet euch ganz gewiß — und Alles was sie spricht, ist so verständig, so herzlich, man trennt sich recht ungern von ihr.

Das ungefähr sind die vorzüglichsten Portraits. Fast möchte ich dahin auch noch einen Christuskopf von Franzi Pani rechnen, über welchem das Kreuz, welches der Heiland trägt, hervor ragt. So rührend sah ich die fromme Ergebung noch nie ausgedrückt. Und vor ihm der Kopf der heiligen Veronica — ihr offener stummer Mund haucht und redet Schmerz! — Von alten Meistern finden sich hier viele Bilder, doch sind es meistens nur gelungene Bemühungen, die Kunst aus der Kindheit heraus zu arbeiten. Am wenigsten unter ihnen schätze ich sonst Benvenuto Garofalo, aber man sieht doch hier einen Besuch der heiligen Jungfrau bey der heiligen Elisabeth, der ihm Ehre macht und leicht sein bestes Werk seyn möchte. Elisabeth eilt der Freundinn mit offenen Armen entgegen. Der Kopf der Madonna wäre Raphaels würdig; daß sie aber in dieser beschwerlichen Kleidung einen so weiten Weg zu Fuß hat machen können, ist zu verwundern.

Eine Magdalene von Tizian ist schön, obwohl sie der vom Pitti franca zu Neapel nicht gleich kommt. Der Meister verliebte sich selbst so sehr in sein Werk, daß er es mehreremahl copirte. Eine solche Copie von seiner eigenen Hand wird

über gleichfalls gezeigt. — Ein heiliger Rochus, als kranker Pilger, von einem Engel geheilt, ein treffliches Werk des braven Schidone, von dem man aber auch Madonnen in dieser Gallerie antrifft, an die er sich nicht hätte wagen sollen. Kräftige Geschichtsmahlerey war eigentlich sein Beruf. — Von artigen, unterhaltenden Nachtstücken des Gherardo delle Notte hat die Gallerie Doria mehrere aufzuweisen, unter andern auch das Mädchen, das sich bey Lumpenschein Flöhe absucht. Unbegreiflich, wie ein Mahler einen solchen Gegenstand con amore bearbeiten kann. Noch obendrein sind die Flöhe entsetzlich groß. — Ein neapolitanischer Lazzaroni, welcher Maronen verkauft, von Michael Angelo Caravaggio, wird besonders die Reisenden interessiren, die eben aus Neapel kommen, denn es ist eine lebendig wahre Darstellung. — Der verlorne Sohn, der zu seinem Vater zurückkehrt, von Guercino, ist voll Ausdruck. Man sollte aber den Vater davon wegschneiden, denn der scheint mir sehr unbedeutend. — Lieblich ist die heilige Agnes von demselben Meister, aber gemißbraucht hat er seine Kunst, als er so kräftig den Simson darstellte, wie er aus dem Eselskinnbacken Wasser in seinen Mund laufen läßt. Es macht einen widerlichen Effekt. — Ueber die Maßen gerühmt wird eine Madonna von Guido Reni, wie sie anbetend über das schlafende Kind

sich neigt. Das Bild ist allerdings schön, aber ich würde ihm dennoch die heilige Familie von Gaffo Ferrato vorziehen, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hat. Wie herzlich und doch wie leise die Mutter das herrlich schlafende Kind an ihren Busen drückt! Und dann dieser schöne geduldige Kopf des heiligen Joseph!

Gaffo Ferrato mahlte nichts als Madonnen, und er that wohl daran, denn Alle sind ihm so trefflich gelungen, daß ich fast glauben möchte, dieser Mahler sey eigentlich ein Frauenzimmer, sey selbst Mutter gewesen. — Eine Bathseba im Bade, die eben ein Liebesbriefchen empfängt, wird einem Deutschen zugeschrieben, den die Italiener Bronchueſt nennen, und vermuthlich seinen Nahmen verstümmelt. Man findet an diesem Bilde vieles auszusetzen, mich dünkt aber doch, das Weib habe sehr schöne Arme und Füße. — Einer Judith von Guido Reni erwähne ich bloß, um mich abermahls darüber zu ärgern, daß auch die besten Mahler den schönsten Weibern abgehauene Köpfe in die Hände geben und dabey ihre Züge so freundlich frohlockend darstellen, daß es jedes Menschen Herz empören muß. Auch ist diese Darstellung durchaus unwahr. Kein solches Mädchen, und wäre es eine Charlotte Corday, trägt nach einer solchen unweiblichen That diese schöne weibliche Ruhe auf dem

Gesicht. — Eines der vortrefflichsten Werke Tizians ist Abraham, der Isaak opfern will. Wer diesen Greisenkopf und diesen schon halb entseelten Jüngling einmahl gesehen hat, der vergißt beyde nie wieder. — Will man die Gallerie in lustiger Stimmung verlassen, so betrachte man zum Schluß die Bauernhochzeit von Teniers, oder die vier Geizhälse von Mareschalco d'Anversa. Für Damen wird das letzte Bild vielleicht den meisten Werth haben, denn es ist aus Liebe gemahlt worden, und das schmeichelt doch immer dem ganzen Geschlecht. Der Mahler nähmlich soll ein Hufschmidt gewesen seyn, und sich in eines Mahlers Tochter verliebt haben. Der stolze Künstler wies den armen Handwerker zurück; nur ein Mahler, sprach er, erhält meiner Tochter Hand. Aus einem Hufschmidt plötzlich einen Mahler zu schaffen, ist der Liebe ein Leichtes, sie hat wohl ganz andere Wunder bewirkt. Mareschalco d'Anversa vertauschte den Hammer mit dem Pinsel, und mahlte in kurzem besser als sein Schwiegervater, von dem nichts übrig geblieben ist, als die Erinnerung an seinen Künstlerstolz. — Jetzt habe ich alles genannt, was mir in der Gallerie Doria besonderes Vergnügen gemacht hat. Es sind aber noch viele herrliche Sachen darin, an welchen wieder um andere sich ergötzen werden; dafür bürgen die Nahmen Annibal Caracci, Paul Vero-

ueſe, Lankranco, Vaſari, Spagnoletto, und viele andere gute Meiſter, deren ich nicht erwähnte.

17.

Die Villa Medicis.

Sie iſt vom Pabſt Leo XI. aus dem Hauſe Medicis erbaut worden, und prangte vormahls mit den herrlichſten Kunſtſchätzen, die aber ſchon längſt in Florenz ſich befinden. Was man ihr nicht hat rauben können, iſt ihre vortreffliche Ausſicht über Stadt und Land; und neuen Glanz gibt ihr die von Ludwig XIV. 1666 geſtiftete franzöſiſche Akademie, welche ſeit kurzem hinein verlegt worden, da die franzöſiſche Regierung durch Kauf oder Tauſch die Villa an ſich gebracht hat. Dieſe Akademie der ſchönen Künſte beſteht jetzt aus ſechszehn Penſionairs, Mahler, Bildhauer und Architekten, die ſämmtlich ſchon in Paris Preiſe ihrer Kunſt davon getragen, und als Preisertinger, bekanntlich den ſchönen, großen Vortheil genießen, fünf Jahre lang in Italien auf Koſten ihres Vaterlandes erhalten zu werden. Die Proben, die ſie ſchon dort von ihrem Genie ablegten, ſind Bürge ihrer vollkommenen Bildungsfähigkeit, und ſelten werden ſie

die Erwartung täuschen, wenn nicht durch einen frühzeitigen Tod, der hier viele von ihnen wegrafft, vielleicht in Zukunft noch mehrere weggerafft werden; denn man behauptet, die Villa Medicis habe, eben um ihrer hohen Lage willen, eine ungesunde Luft, weil sie im Sommer die giftigen Dünste der Campagna di Roma aus der ersten Hand erhält. Der Vorsteher dieses Instituts, vor alten Zeiten selbst ein Zögling desselben, heißt Suvee, ein Mann von Kenntniß, Geschmack und Lebensart. Er hat vor achtzehn Monathen den Pallast ohne Fenster und Thüren, auf die jämmerlichste Weise zerstört, übernommen, und schon jetzt eine neue, liebliche, obwohl noch nicht vollendete Schöpfung daraus hervorgezaubert. Von allen den berühmtesten Antiken hat er in einer langen Gallerie vortreffliche Abgüsse aufgestellt, und zwar die besten doppelt, weil ein, oft unersetzliches Exemplar (da die Originale zum Theil in fremden Ländern sind) durch Zufall beschädigt werden könnte. Durch ein chemisches ihm aus Paris mitgetheiltes Geheimniß, hat er den Formen die häßliche gelbe Farbe sehr mühsam zu nehmen gesucht, alle seine Abgüsse sind blendend weiß, manche kaum vom Marmor zu unterscheiden. Auch die kürzlich entdeckte Pallas von Velletri findet sich hier, die man aber wohl weniger, als geschehen ist, hätte lobpreisen sollen. — Die Abdrücke von der trajani-

schen Säule, die der König von Frankreich einst mit großen Kosten formen ließ, lagen in mehrern hundert Stücken zerstreut, Niemand bekümmerte sich darum. Als die Neapolitaner nach Rom kamen, schaufelten sie dieselben, gleich als wären es Dachziegel, auf Frachtwagen, und schickten die Beute mit nach Neapel. Auf Suvees anhaltendes Begehren sind sie zurückgegeben worden; in welchem Zustande kann man sich denken. Jetzt hat er die Bruchstücke sorgfältig in die Wände der Gallerie mauern lassen, und auf diese Weise ein schönes Denkmahl des Alterthums erhalten, dessen Original, jeder Witterung ausgesetzt, täglich unscheinbarer wird, und dessen Copie nicht mehr existirt, auch schwerlich zum zweytenmahl von einem königlichen Kunstbeschützer unternommen werden möchte. — Mehrere an die Gallerie stoßende Säle sind geschmackvoll mit Statuen und Basreliefs verziert; einer derselben ist der neuern Kunst gewidmet, man findet da einen Christus von Michel Angelo, Werke von Bernini, u. s. w. — Im obern Stocke wohnen sämmtliche Pensionärs sehr bequem neben ihren Ateliers, und zwar so vertheilt, daß die Architekten die Stadt, die Mahler das Land vor sich haben. — Beyläufig erwähne ich hier einer sonderbaren Eigenschaft des italienischen Thons, welche den fremden Künstlern, die nicht damit bekannt sind, oft viel zu schaffen macht. Zwar

läßt er sich leichter bearbeiten, als der deutsche oder französische, aber er hat so viele schlammige Theile, die, wenn sie nur ein wenig trocken werden, leicht bröckeln und auseinanderfallen. Daher muß das kleinste Modell einer Figur mit einer Menge Draht inwendig gestützt werden. Der Fremdling, der das in seinem Vaterlande nicht gewohnt war, vernachläßigt diese Vorsicht, und findet oft am Morgen den Fleiß vieler Wochen in Trümmern liegen. Bey großen Werken wird das zuweilen sogar gefährlich. Der Bildhauer Schweikle n z. B. hatte ein sehr großes Basrelief unternommen, welches fast eine ganze Wand bildete, und wäre eines Tages beynahe davon erschlagen worden, da es plötzlich zusammen stürzte.

18.

Die Villa Ludovisi.

Der Besitzer derselben ist ein wenig schwierig mit der Erlaubniß sie zu besehen; man muß ihm eine Visitenkarte schicken, auf deren Rückseite er sodann die schriftliche Erlaubniß mit sehr unleserlichen Zügen setzt. So lange man den Garten durchwandelt, bereut man fast die Mühe, welche man sich darum gegeben, denn obwohl er voll antiken Statuen und Vasen wimmelt, so sind es doch gerade die schlechtesten Alterthümer,

die man nur hat auftreiben können, und noch obendrein so beschädigt, daß man oft kaum unterscheiden kann, was sie vorstellen sollen. Es ist ein wahres Lazareth von Antiken. Unter andern stehen um ein Gartenhaus eine Menge ungeheuer große, dickbauchige Vasen, die vielleicht einst in einem Keller à la Heidelberg als Amphoren gedient haben mögen, hier aber einen wahrhaft gräßlichen Anblick gewähren. — Doch für alle dieses Aergerniß wird man durch einige große Kunstwerke entschädigt, unter ihnen das vorzüglichste eine Gruppe von Menelaus (laut der griechischen Inschrift), über deren Deutung die Kenner sehr uneinig sind. Es ist eine schöne doch nicht mehr ganz junge Frau, die einen vor ihr stehenden, noch nicht ganz erwachsenen Jüngling mit inniger Zärtlichkeit betrachtet, und, während er kindlich zu ihr hinauf sieht, ihren Arm um seinen Nacken geschlagen hat. Einige machen hieraus Electra und Oreſt, doch dieser Blick ist nicht der Blick einer Schwester, auch findet sich keine Spur von der Rache darinn, welche Electra ihrem Bruder einzuhauchen suchte. Andere meinen, es sey Paris, der seiner Mutter die Geheimnisse des Ehestands verräth. Doch das ist wiederum nicht der Blick, mit dem man ein Geheimniß erzählen hört. Noch andere halten es für Phädra und Hippolyt, doch in diesem seelenvollen Auge schwimmt nur Wun-

der-

der liebe, kein unreiner Gedanke mischt sich hinein. Ich glaube also, jene drey Meinungen sind alle drey irrig, aber freylich weiß ich nichts Besseres an die Stelle zu setzen, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt. Eine liebende Mutter ist die schöne edle Frau gewiß, welche? gleich viel! es ist ein göttliches, der Natur abgestohlenes Kunstwerk. Restaurirt ist wenig daran, aber dies wenige herzlich schlecht.

Eine zweyte sehr schöne Gruppe ist ein Mann, der eben ein junges Weib durchbohrt hat, und nun sich selbst das Messer in die Brust stößt. Man nennt sie Pätus und Arria. Doch warum sollte Pätus das Gesicht abwenden? und zwar nicht so, als wollte er den Anblick der Sterbenden vermeiden, sondern als sähe er nach etwas in der Ferne? — Wahrscheinlicher ist daher eine zweyte Hypothese. Das Mädchen nähmlich ist eine Prinzessin, deren Nahmen ich vergessen habe. Die Burg, in der man sie sicher glaubt, wurde belagert, erobert. Ein treuer Sklave hatte auf diesen Fall Befehl, sie lieber zu tödten als dem Feinde in die Hände fallen zu lassen. Er führte diesen Befehl aus, und ermordete dann sich selbst, indem er nach dem Sieger blickt, der so eben die Mauer ersteigt. Die Art jedoch, wie er sich ersticht, ist äußerst gezwungen; er stößt sich mit ganz verdrehtem Arm das Messer in den Hals. An dem Mädchen findet man keine Wunde. Nur

unter der Achsel laufen ihr einige Blutstropfen am Gewande herab. Man legt das als eine große Delikateſſe des Bildners aus, der dadurch habe andeuten wollen, der Sklave habe nicht gewagt, die keusche Brust seiner Gebieterin zu durchbohren. Ich finde das sehr lächerlich. Er hatte ja deshalb nicht nöthig das Gewand wegzuschieben. Ich vermuthe vielmehr, daß dieſer seltsame Umstand sich auf ein hiſtoriſches Factum beziehe. — Außer dieſen beyden Kunſtwerken erſter Gattung, sieht man hier noch einige andere von hohem Werth z. B. einen ſitzenden Fechter oder Krieger von großer Wahrheit, deſſen Stellung nur ein wenig zu froſchartig iſt; einen ſchönen, aber ſchlecht beleuchteten Junokopf u. ſ. w. — Ein kleines Haus in der Mitte des Gartens beſitzt die herrlichſten Frescogemählde von Guercino, beſonders eine Blumen ſtreuende Aurora auf ihrem Wagen. Zwey Frescolandſchaften von Dominichino, verrathen den großen Meiſter eben nicht.

Die ganze Villa iſt, wie faſt alle Häuſer der Großen in Italien, ſchlecht und altväteriſch möblirt. Der angenehme Luxus mit geſchmackvollen Ameublements ſcheint den Italiänern noch gänzlich unbekannt zu ſeyn. Dagegen laſſen ſie ihren lächerlichen Stolz überall in Wappen und Inſchriften hervorleuchten. Auch hier findet man wahrlich über jeder Thür angeſchrieben: Car-

dinal Ludovisi, Cammerrius u. s. w. — In einem der Zimmer wird in einem saubern Kasten ein versteinertes Menschengerippe gezeigt. Man sollte es eigentlich ein mit Stein überzogenes nennen, denn offenbar sind die Knochen blos von einer Steinmasse umgeben.

19.

Monte Cavallo.

Die Hauptzierde dieses Platzes (und vielleicht von ganz Rom, wenn gleich Winkelmann, ganz unbegreiflicher Weise, nur im Vorbeygehen davon zu reden beliebt) sind die beyden kolossalen Gruppen, die ich die Pferdebändiger nennen möchte, ohne mich weiter darum zu bekümmern, ob sie Castor und Pollux vorstellen sollen, oder Alexander den Großen, der den Bucephalus bändigt. Das letztere ist ohnehin unmöglich, da, wenigstens die eine Gruppe linker Hand, unstreitig wirklich von Phidias zu seyn scheint, der schon lange vor Alexander unsterblich wurde. Die Manier, und sogar die Art, wie der Meißel geführt worden, sind ganz dieselben, wie bey den berühmten Basreliefs von Athen, die Choiseul, wenn ich nicht irre, dort abformte, und deren Originale Lord Elgin nach England brachte. An das Pitdestal der zweyten hat man

den Nahmen Praxiteles geschrieben, ohne irgend einen Grund dafür zu haben, als vermuthlich den, daß man keinen würdigern Nahmen neben den des Phidias zu setzen wußte. Beyde Gruppen sollen von Nero oder Constantin aus Alexandrien nach Rom gebracht worden seyn. Es sind die kostbarsten Meisterwerke, in welchen man jedoch mehrere Sonderbarkeiten bemerkt, die sich bloß dadurch erklären lassen, daß der Künstler ganz allein auf den Effekt arbeitete, den die kolossale hochgestellte Bildsäule hervorbringen sollte. So ist z. B. die rechte Hand an der Statue des Phidias weit größer als die linke, und das linke Auge ist weit tiefer eingesenkt als das rechte. Von unten hinaufgesehen wird man das nicht gewahr, man mag sich stellen wohin man will; ersteigt man aber das Piedestal, so fällt es sehr deutlich in die Augen. Am Kinn desselben Colosses ist ein kleines Stückchen hervorragender Marmor stehen geblieben, Gott weiß warum. Beyde Bildsäulen haben auf jeder Achsel und auf dem Kopfe ein Loch, welches wieder zugemacht worden; vermuthlich staken einst Eisen darinnen, um einen Schirm daran zu befestigen, und so die Statuen vor dem Einfluß der Witterung zu schützen. Diese Gewohnheit soll bey den Alten nicht selten gewesen seyn; es muß aber kurios ausgesehen haben, Bildsäulen mit Regenschirmen. Eine heilsame Vorsicht war es allerdings, denn

jetzt leiden diese herrlichen Kunstwerke sehr, und an Stellen, wohin das Regenwasser gewöhnlich seinen Lauf nimmt, kann man in der Nähe fühlen und sehen, daß die unberührten Theile weiter hervorstehen, gleichsam einen Wulst bilden. In einigen Jahrhunderten werden diese unersetzlichen Denkmähler nur noch unscheinbare Trümmer dem Auge darbieten. Und dennoch denkt Niemand daran sie abzuformen! — Nur ein Engländer hat es einst gethan, die Formen aber mit nach England genommen, folglich sind sie für Rom verlohren. — Warum der Künstler die herrlichen Rosse so klein gemacht hat? mag er selber wissen. Wenn ihre Führer darauf stiegen, würden ihnen die Füße auf den Boden hängen. Die Colosse selbst sehen von unten auch bey weitem nicht so groß aus, als sie wirklich sind, sieht man aber oben, so reicht ein Mann von mittlerer Größe ihnen bis an die Knie. — Zwischen beyde Gruppen hat man — wie mich deucht, unverständiger weise — einen Obelisk von rothem Granit gesetzt, vermuthlich damit es fein aussehen soll, wie das Plateau auf einer Tafel.

20.

Der Todten Garten.

Ich gieng in die Capucinerkirche, um ein Gemählde von Guido Reni zu sehen, den Engel

Michael, wie er mit vieler Grazie den Teufel an einer Kette hält. Wer in Wien jemahls das schöne Ballet Alcine sah, der hat das leibhafte Original dieses Engels gesehen, denn gerade so stand die reizende Tassentini auf dem Zauberer. — Es war eben ein alter Lazenbruder gestorben, und zwar ein gewesener Kammerdiener vom Cardinal Bernis, der viel Geld hinterließ. Nun hatten ihn die Capuciner in der Kutte ihres Ordens auf eine Bahre gelegt, in die Kirche gestellt, standen drum herum und beteten und sangen. — Bey dieser Veranlassung rühmte man mir den Begräbnißort der Capuciner, ich wurde neugierig ihn zu sehen, ohne jedoch ein so ausserordentlich frappirendes Schauspiel zu erwarten, als ich in der That fand. Nie wird das Bild davon aus meiner Seele schwinden. — Man denke sich weder Kirchhof noch Todtengruft, weder Keller noch Höhle. Im untern Stockwerke des Klosters, doch nicht unter der Erde, öffnete sich mir eine Reihe von gewölbten Zimmern, deren Fenster alle nach dem Hofe hinaus und geöffnet waren. Nie habe ich eine reinere Luft geathmet als hier, auch war das wohl nöthig, da das Schauspiel selbst die Brust ohnehin ein wenig beengte. Für die Lebenden, die hier wallen, läuft ein Gang längs den Fenstern, den rechter Hand eine niedrige Gallerie von den stillen Wohnungen der Todten scheidet. Jenseits dieser Gallerie er-

Blickt man in jedem Zimmer, und zwar so groß als das Zimmer selbst, eine Grotte von Todtenknochen, die äußerst künstlich übereinander geschichtet sind. In kleinern Zwischenräumen bilden diese Grotten Nischen, und in jeder Nische steht oder liegt ein todter Capuziner, in der Stellung eines Lebenden, angethan mit seiner Kutte, der grinsende Kopf meistens noch mit dem langen Barte versehen; denn man muß wissen, daß in diesen Gewölben, wie in dem Bleykäter zu Bremen, die Todten nicht verwesen, sondern nur austrocknen; diejenigen, welche am besten erhalten sind, werden auf diese Weise hingestellt und gelegt. An jedem ist ein Zettel befestigt, auf welchem zu lesen, wie er geheissen, wann er gestorben. Das Häuschen, in welchem er gleichsam Schildwache steht, um die Ankunft des jüngsten Tages zu erwarten, ist klein, sehr klein, und doch besteht es aus hunderten seiner Brüder. Der enge Raum zu seinen Füßen umfaßt sieben Gräber, die aber nicht Hügel bilden, sondern gerade so bearbeitet sind, als Gartenbeete. Hier trocknen die Capuziner aus, bis der Mangel an Raum sie nöthigt, Platz zu machen, und wohl ausgedörrt wieder an das Licht der Welt hervorzugehen. An jedem Grabe steht ein einfaches schwarzes Kreuz. Den Plafond schmücken Arabesken und allerley Zierrathen von Todtenknochen, wozu man die kleinern ausgesucht hat. Ein ziemlich großes

Kreuz war aus lauter Gurgelknochen zusammengesetzt. Ansehnliche Kronleuchter mit vielen Armen und Lampen von verschiedener Größe, hiengen an der Decke herab, sämmtlich aus Todtenknochen, ohne irgend eine andere Zuthat, geformt. Wandleuchter von derselben Materie zierten den Gang, der vor der Grotte hinlief. Jedes Zimmer hat seine eigene Architectur, in dem einen waren es lauter Köpfe, in dem andern lauter Hüftknochen u. s. w. in jedem aber standen und lagen die ledernen Capuziner in Nischen, wie chinesische Puppen. Wir hoben eine Kutte von derselben auf und sahen eine Haut, die gelbem Pergamente glich. Jede dieser seltsamen Statuen trug in ihrer Hand ein Licht, jeder Kronleuchter und jede Lampe waren mit vielen Lichtern besteckt, auf jedem Kreuze hatte man ein Licht befestigt. Nun denke man sich diese Beleuchtung bey Nacht! Es muß einen schauerlichen grossen Eindruck machen, wenn hier, wo so viele tausend Lebenslichter ausgelöscht sind, die Flämmchen zwischen Millionen Knochen hervorschimmern. Unterlasse doch ja kein Fremder, die fünf Grotten zu besuchen, in welchen mehrere Tausende seiner Mitbrüder so friedlich neben und übereinander hausen. Kaiser Joseph ist auch hier gewesen. Ich wünschte, jeder Fürst, der nach Rom reist, thäte ein Gleiches. Aus der vierten Grotte tritt man in eine kleine Kapelle, wo Seelenmessen gelesen

werden, und die, obwohl sparsamer, auf gleiche Weise wie die übrigen verziert ist. — Nur stören die gewaltige Empfindung, welche den Wanderer hier ergreift, ein paar schlechte Sonnette an der Wand, welche die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens predigen.

Hat man diesen Todtengarten wiederum verlassen, und will sich zerstreuen, so betrachte man in der Kirche noch einige schöne Gemählde von Peter von Cortona, Dominichino, Lanfranco und andern. Endlich besehe man den Altar, der die Reliquien des heiligen Justinus bewahrt.

21.

Der Pallast Barberini.

Daß ein Pabst, nähmlich Urban VIII., aus diesem Hause abstammte, wird man bald, und beynahe zu oft gewahr, denn in allen Winkeln findet man sein Portrait, sein Wappen, seine Chiffer. Jeder Vorsaal, jedes Zimmer rufen den Fremden entgegen: wir Barberini's haben auch einen Pabst gehabt. An Gemählden, Statuen, und — wie gewöhnlich — an schlechten, geschmacklosen Möbeln ist dieser Pallast reich. In einem grossen Saale hat Peter von Corona sein Meisterstück an die Decke gepinselt,

das Barberinische Wappen nähmlich wird von den Tugenden gen Himmel getragen. Welch ein erbärmlicher Gedanke! — Ich würde den Leser zu ermüden fürchten, wenn ich von den vielen schönen Sachen, die ich hier sah, mehr als das vorzüglichste, mit strenger Auswahl, nennte. Auf der grossen Treppe brüllt dem Fremden ein sehr schöner antiker Löwe entgegen. Schade, daß einige Zehen und der Schweif so schlecht restaurirt sind. Der letztere ist besonders so lang gerathen, daß drey Löwen sich darin theilen und damit zufrieden seyn könnten. — Der sehr zahlreichen Sammlung von Gemählden hat Leonardo da Vinci die Krone aufgesetzt, durch ein unvergleichliches Bild, welches ganz fehlerlos seyn würde, wenn es wirklich das vorstellte, was es vorstellen soll, nähmlich die Eitelkeit und die Bescheidenheit. Es sind herrliche Figuren, aber es ist auch nicht eine Spur weder von Eitelkeit noch Bescheidenheit darinn. Eine Magdalene von Guido; die junge Beckerin, Raphaels Geliebte, von ihm selbst gemahlt; einige Bilder von Andrea del Sarto, Tizian, und — dem Vasi geben nach — auch von Raphael; das mag genug seyn, um den Kunstliebhaber zu locken. Er wird ausserdem noch mehr gute Gemählde, aber auch recht viel Schofel finden, der mit den berühmtesten Nahmen dekorirt ist; die italienischen Grossen sehen bloß darauf, so viel Zim-

mer als möglich mit Bildern zu behängen, und wenn denn ein paar wirkliche Meisterstücke darunter sind, so ist ihnen das übrige ziemlich gleichgültig. — Die Antikensammlung prangt mit einem herrlichen schlafenden Faun, die einzige Statue, von der man weiß, daß sie eine von denen war, welche Hadrians Grabmahl (die Engelsburg) schmückten. Trotz der wirklich sehr indecenten Stellung, welche man diesem Faun vorwirft, ist er doch ein griechisches Meisterwerk, welches den besten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Er steht erst seit kurzem wieder hier, denn während der Revolution wurde er verkauft, und der Bildhauer Pacetti erstand ihn um geringen Preis, restaurirte auch seine Hände so schlecht als möglich. Nach wieder hergestellter Ruhe fand man, daß es besser sey, den Kauf zu annulliren, und man fing deshalb einen sehr ungerechten Prozeß an. Das bewog Pacetti, mit dem Verkauf seines bestrittenen Eigenthums zu eilen, und er fand bald an dem Bruder des französischen Kaisers einen Kenner und Liebhaber, der das feilgebotene Meisterstück nach Würden schätzte. Aber der Pabst ließ Pacetti drohen, er solle sich zum Ziele legen, er werde und solle seinen Prozeß nie gewinnen. Diesem Ausspruche verdankt es Rom, daß eines der schönsten Ueberbleibsel der griechischen Bildhauerkunst nicht aus seinen Mauern fortgeschafft worden. — Eine andere Statue, die

zwar unstreitig auch antik, obwohl von geringerem Werthe ist, wird durch eine Eigenheit merkwürdig, die ich noch an keiner Bildsäule aus dem Alterthum bemerkte. Sie stellt nähmlich Brutus vor, der die beyden abgehauenen Köpfe seiner Söhne in beyden Armen trägt; folglich sind hier drey Büsten beysammen. Es nimmt sich aber schlecht aus, und darum haben auch wohl die Alten diese seltsame Idee nie wiederholt. — Die Bibliothek des Hauses Barberini soll aus fünfzigtausend Bänden bestehen, auch einige tausend Manuscripte besitzen. Sie steht Montags und Donnerstags dem Publikum offen; aber niemand geht hin.

22.

Die Wohnung des Pabstes.

So einfach meine Wohnung auch immer seyn mag, so tausche ich doch nicht mit dem Pabste. Lauter ungeheure Zimmer und Säle, die alle gebaut scheinen, um Luftballons darinnen aufsteigen zu lassen; mit Backsteinen gepflastert, sehr dürftig möblirt, mit schlechten Gemählden behangen — so wohnt in wahrer Demuth das Oberhaupt der Christenheit. Man hat diesen Pallast von Monte Cavallo, um der

gesunden Luft wollen, den übrigen päbstlichen Pallästen vorgezogen, und daran hat man wohl gethan; aber daß man ihn nicht etwas ausständiger verziert, das nimmt mich Wunder. Man findet z. B. gar keinen Stuhl, sondern nur, bey Hunderten, eine Art von hölzernen Sofas, ohne Kissen, deren Sitze zu gleicher Zeit als Kasten dienen, um allerley darinnen zu verschließen, und die die größte Aehnlichkeit von der Welt mit Nachtstühlen haben, nur daß sie zwey und dreyßig sind. Sie sind marmorartig angestrichen, und an jedem steht mit großen Buchstaben Pius VII. Pontifex Maximus; zum Beweis, daß sie nach dem neuesten Geschmacke sind. Eine lange Galerie ist erbärmlich bunt mit gemahlten kolossalen Engeln behangen, die theils in ganzen Figuren, theils auch nur mit geflügelten Köpfen, den Vorbeygehenden anschauen und ihre verrenkten Glieder ihnen entgegenstrecken. — In einem Saale, in welchem eine einzelner Stuhl hinter einem Tische den traurigen Platz bezeichnet, auf welchem der Pabst einsam zu Mittag speist, hängt eine kolossale Madonne von Carl Maratti, und ein besseres Bild von Tizian. — Die kleine Hauskapelle ist von Guido Reni recht schön al fresco gemahlt. Der Künstler hat das häusliche Leben der Jungfrau Maria hier vorgestellt. Man sieht sie unter andern emsig Windeln nähen, und zu beyden Seiten kleine Engel, die ihr

zu, und nun wandelte man daselbst zwischen Gärten, kleinen Seen, Bädern, Gehölz und Häusern; es glich einer kleinen Stadt. Noch einmahl verzehrte das Feuer diese stolzen Menschenwerke, und jetzt erbaute Nero sein goldenes Haus, dessen Portikus allein, mit drey Säulenreihen, tausend Schritt lang war, und von dessen wollüstiger Pracht die Alten kaum genug erzählen können. Dennoch soll der Tyrann (wie Sueton versichert) nach dessen Vollendung nichts weiter gesagt haben, als: Nun werde ich doch auch einmahl wohnen wie ein Mensch. — Als der Uebermüthige die kleine enge Wohnung der Unterirdischen bezogen hatte, erneuerte Domitian den Pallast. Vespasian und Titus aber trennten alles davon, was ausserdem palatinischen Berge lag, um auf der Stelle das Coloseum, den Tempel des Friedens und die Bäder des Titus zu erbauen. Unter Totila endlich wurde der kaiserliche Pallast durch die Vandalen zerstört. Aber ehrwürdige Trümmer bezeichnen den Ort, wo er gestanden. Durch Krautgärten windet man sich anjetzt zwischen unterirdischen Gewölben, Ueberresten großer Portiken, hohen Mauern und zertrümmerten Arcaden. Ueberall wächst üppiges Gesträuch zwischen den Rissen und Spalten hervor; es ist ein heerlicher, mahlerischer Anblick, der dennoch mit tiefer Wehmuth füllt. Himmel! was geschah hier alles!

wie

wie oft wurde das Schicksal der Welt auf dem Platze entschieden, auf dem jetzt der Dornenstrauch meine Hand verwundet! wie oft hat hier die Liebe gespielt, wo jetzt ein Käuzlein aus einer Steinritze krächzt! wie oft hat hier der Eitelgeiz den Römerbusen gefoltert, wo jetzt eine Gärtnerfamilie in Lumpen ihren Kohl pflanzt. — Ich erklimmte endlich eine Höhe, die noch durch antikes Mosaik bezeichnet ist. Welch ein Anblick! dicht unter mir der Circus Maximus, zwar jetzt auch nur ein Krautfeld, aber doch seiner Gestalt nach kenntlich; mir gegenüber die Bäder des Caracalla, linker Hand das majestätische Colosseum, nicht weit davon der Tempel des Friedens — und wenn meine Augen über alles dieses hinaus in das weite Feld schweiften, so erblickten sie das Grabmahl der Metella und hundert andere Ueberreste von römischen Grabstätten. — Kein Fremder lasse sich das beschwerliche Klettern verdrießen, dieser Standpunkt wird ihm die Mühe reich vergelten.

24.

Das Theater des Marcellus.

Hätte Vitruv es nicht genau beschrieben, so würde man jetzt wohl schwerlich mehr seine Verhältnisse ergrübeln, denn es ist wenig davon

übrig, und dies wenige ist so jämmerlich verbaut, daß es kaum der Mühe werth ist hinzugehen. Kaiser August baute es seinem Neffen Marcellus zu Ehren, und es soll noch jetzt zum Muster der dorischen und jonischen Säulenordnung dienen. Es faßt dreyßigtausend Zuschauer. Als es eingeweiht wurde, bespritzten sechshundert wilde Thiere es mit ihrem Blute. In den mittleren kriegerischen Zeiten wurde es in eine Citadelle, und endlich in einen Pallast umgeschaffen, der der Familie Orsini zugehört. Eben so unbefriedigt wird der Fremde von dem

25.

Portieus der Octavia

scheiden, den Kaiser August seiner herrlichen Schwester, der Mutter des Marcellus, weihte, und der dazu diente, das Volk, welches zum Schauspiel wallte, vor übler Witterung zu schützen. Jetzt ist nur noch der Eingang dieses Portieus übrig, und auch vor diesem kann man unmöglich lange verweilen, denn der moderne Fischmarkt, der gerade auf dieser Stelle gehalten wird, füllt die Luft mit pestilenzialischen Gerüchen.

26.

Das Mausoleum des Augustus

giebt auch keinen Begriff mehr von seiner alten

Herrlichkeit. Bloß der innere cylinderförmige Raum ist übrig geblieben, weil man ihn zum Schauplatz für Stiergefechte und Feuerwerke umgeschaffen hat. Der Platz muß eine große Menge Menschen fassen, denn er mißt hundert und zwey und dreyßig Fuß im Durchschnitt; ringsum erheben sich, nach Art der Alten, fünf Reihen steinerne Sitze, über diesen eine Reihe Logen, und endlich noch eine geräumige Gallerie; der Himmel ist sein Dach. Da im Sommer hier auf keinem Theater gespielt wird, so entschädigen sich die Römer durch fünf und vierzig Stiergefechte und sieben und zwanzig Feuerwerke und Illuminationen. Die Feuerwerke können freylich nur kleinlich ausfallen, da der Platz dazu nicht geräumig genug ist, aber die Illumination mit farbigen Lampen soll sich vortrefflich ausnehmen, besonders das schöne, bunte Volksgewimmel, das dadurch beleuchtet wird. Freylich darf man, während dieses Schauspiels, wohl nicht daran denken, daß Augustus, Marcellus, Agrippa und Germanicus hier begraben liegen. Die römischen Damen haben das längst vergessen, und weiden ihr Auge an den halb nackenden Fechtern, die ihr Leben gegen wilde Bestien wagen, oft verlieren, wenigstens oft gefährlich verwundet werden, und mit ihrem Blute die Arena bespritzen. — Vor alten Zeiten umgab

ein Lustwald dieses Mausoleum, in dem Jedermann zu spazieren vergönnt war; jetzt ist keine Spur mehr davon übrig.

Von den Tempel des Bachus, in einer geringen Entfernung von Rom gelegen, ist wenigstens die äußere Form trefflich erhalten. Er ist ganz rund und nicht groß. Seine Erhaltung hat er der Verwandlung in einen Trmpel der heil. Constantia zu danken. An der gewölbten Kuppel unterscheidet man noch Kinder mit Weintrauben in Mosaik. Auch die vier und zwanzig Granitsäulen korinthischer Ordnung, die den Tempel tragen, hält man für antik, obwohl sie zwey und zwey gekuppelt sind, wovon sich sonst im Alterthum kein Beyspiel findet. Außerhalb des Tempels sind auch noch schöne große Ruinen, die man für einen Hippodromos (eine Art von Reitbahn) hält, welche Constantin erbaut haben soll. — Es scheint, daß, wer den Tempel der sogenanten Minerva Medica noch sehen will, eilen müsse, weil er den nahen Einsturz droht. Die Kuppel, von welcher, nach der vortrefflichen soliden Art der Alten, zuerst die Bogen geschlagen, und dann der Raum zwischen den Bogen ausgemauert worden, würde ohne diese Bauart längst niedergestürzt seyn, denn nur die Bögen sind noch vorhanden, durchbrochen, als wären sie von Zucker gemacht. Man wandelt nicht ohne Besorgniß unter diesen spitzen-

ähnlichen Gewölben, den wer stark hinaufschreyt, kann leicht einige Steine herunterschreyen. Man hat hier eine schöne Statue der Minerva mit der Schlange gefunden, die noch vor kurzem den Pallast Giustiniani zierte; an ihrer Stelle ist eine Weinkelter. Lieber hätte ich freylich die Weinkelter im Pallast und die Bildsäule an ihrer alten Stelle finden mögen. Doch ich habe vergessen anzuzeigen, daß der ganze Tempel jetzt mitten in einem Weinberge liegt. Er muß prächtig gewesen seyn, denn man hat mehrere schöne Statuen da ausgegraben. — Der nähmliche Weinberg hat auch noch den Vorzug, die Gräber der Familie Arruncius zu besitzen, die man Columbarien (Taubenschläge) nannte, nicht etwa wie die Seelen aus- und einflogen, wie die Tauben, sondern weil die Gräber inwendig ungefähr so abgetheilt waren, und noch sind. Man steigt mit Fackeln wohl zwanzig Fuß tief unter die Erde, und findet mehrere Gräber, mit einer Art von Frontons im Dreyeck geziert, auf welchen die Grabschriften stehen. An der Decke sieht man noch Spuren von Mahlerey. Aus dieser Gruft gelangt man in eine zweyte, der ersteren ähnliche, in welcher man noch vor wenig Tagen, auf Befehl der Kammer, gegraben, und fünfzehn Fuß tief, Todtenknochen, Urnen, Lampen und Thränengefäße entdeckt hatte. Alles war bereits weggeschafft, nur die Todtenknochen

lagen noch da, und ich konnte mich nicht entbrechen, einen Arruncius kopf zu stehlen, der, obwohl sein Schädel durch das hohe Alterthum, mehr einem dünnen Gipse als Knochen ähnlich war, doch noch die schönsten Zähne von der Welt hatte. — Auf dem Rückwege werfe man einen Blick auf die sogenannten Trophäen des Marius, die nichts weiter sind als Ueberreste des großen, Behältnisses, in welchen die Gewässer aus der Wasserleitung Julia sich sammelten, und von da auf dem esquilinischen Berge vertheilt wurden. —

Die Bäder der Livia liegen in dem farnesischen Garten, und verdienen kaum, daß man ihretwegen hingeht, denn es sind ein paar Kammern tief unter der Erde, wo man, beym Hinabsteigen auf schlüpfrigem Boden, den Hals zu brechen meint, wo keine Luft für eine menschliche Brust sich erzeugt, und wo der durchseigernde Regen einem kalt wie Gespenſterfinger auf die Stirne fällt. Ist man endlich unten, so beleuchtet der Führer mit seiner Fackel einige Zierrathen und Gewölbe an der Decke, die durch ihre schön erhaltene Farbe, besonders die blaue, allerdings in Erstaunen setzen. Auch Vergoldung ist noch sichtbar. Wenn aber auch die ganze Gruft von Gold schimmerte, so wird doch Jeder, dem es um reine Luft zu thun ist, schnell zurückeilen, und sich lieber auf die schöne Terrasse setzen, welche mit Trümmern der hier ge-

ſtandenen Pallaſte überſäet iſt. Ein groſſes Stück altes Marmorgebälke iſt als Tiſch hingeſtellt worden, eine Menge Säulenknäufe umgeben dieſen Tiſch als Stühle. Fremde frühſtücken hier zuweilen, und thun ſehr wohl daran. — Ob der Tempel des Claudius dieſem von ſeiner Gemahlin Agrippina, oder dem Bachus, oder dem Faunus gewidmet geweſen, iſt ungewiß. Er iſt ganz rund, und ſeine acht und fünfzig joniſche Säulen geben ihm ein majeſtätiſches Anſehen. Da die Säulen von verſchiedener Art und Gröſſe ſind, ſo iſt wenigſtens ſo viel erwieſen, daß der Tempel aus geſammelten Ueberreſten anderer erbaut worden. Ringsumher ſind von Pomeranzen die gräßlichen Martern auf die Wand gemahlt, durch welche die erſten Chriſten zu Märtyrern geworden, und in der Mitte auf dem Altare ſteht ein Modell von einer Kirche, das wie ein babyloniſcher Thurm ausſieht. — Der Tempel iſt vormahls weit gröſſer geweſen, man zeigte uns noch draußen die alten Mauern. — Vor einer Kirche der heiligen Maria, die nahe dabey liegt, iſt ein antikes Schifflein von Marmor aufgeſtellt worden, an dem man auf das deutlichſte ſieht, wie die Alten ihre Böte bauten. Man glaubt — und das iſt wahrſcheinlich — daß dieſes Boot zum Andenken eines Schiffbruches und zu Erfüllung eines Gelübdes verfertigt wurde. Die Kirche heißt davon Maria in navicaella. Ander-

glauben, Pabst Leo X., dessen Nahme am Piedestal befindlich, habe das Boot, nach einer überstandenen Wassersgefahr, hieher setzen lassen. — In dieser Gegend ist auch die curia hostilia, einst ein Versammlungsort der Rathsherren, jetzt grosse aber unbedeutende Trümmer. Es steht auf diesem Platze eine Kirche des heiligen Johannes und Paulus. — Eben so unbedeutend ist der Bogen des Dolabella, den Nero, fremden Ruhm höhnend, zu seiner Wasserleitung benutzte. — Auch der Tempel der Venus und des Cupido ist verfallen. Seiner Trümmer sind nur wenige, Constantin der Große soll ihn selbst haben abbrechen lassen, um eine Kirche des heiligen Kreuzes zu bauen, in der ein ganzes Drittheil des heiligen Kreuzes, ein Nagel von demselben, zwey Dornen aus der Krone und ein Stückchen Schwamm, womit Christus getränkt worden, aufbewahret werden. Auch die Erde in einer Kapelle rings umher ist aus Jerusalem hieher geführt worden. Frauenzimmer dürfen nur am zwanzigsten May diese Kapelle besuchen. Warum? das mögen Gott und der Pabst wissen. Merkwürdig aber ist, daß am zwanzigsten May keine Manns-Person hinein darf. Das Kloster ist schön, und wird sehr reinlich gehalten. Ein Laienbruder, der vier und siebenzig Jahre alt, doch rüstig und freundlich ist, führt herum und klagt nebenher, daß kaum noch zehn Mönche hier leben

können, weil die vormahligen Einkünfte aus Mayland seit der Revolution ausbleiben. Aus den Fenstern des Klosters übersieht man den Klostergarten, einst das Amphitheatrum Castrense, in welchem die Soldaten, in Gegenwart der Kaiser und Feldherren, sich in den Waffen übten, auch wohl gegen wilde Thiere kämpften, denn man hat, beym Nachgraben, viele Grüfte mit Knochen von großen Thieren angefüllt gefunden. Die äußern Mauern des Amphitheaters, und folgleich seine Gestalt, sind noch übrig; die schöne doppelte Reihe von korinthischen Säulen ist verschwunden, aber eine Menge Bruchstücke derselben liegen im Garten zerstreut. — Am Bogen des Galienus kann man dreist vorbey fahren, ohne hinzusehen, man hat nichts dabey verlohren.

27.

Der Tempel des weiblichen Glücks

hat seine Erhaltung wohl verdient. Als Coriolan sein Vaterland zittern machte, und mit einem Heere der Volsker sich schon vor Roms Thoren gelagert hatte, da ging seine Mutter, von ihrer Schwiegertochter begleitet, hinaus in sein Lager; durch beyder Flehen bewogen, hob er die Belagerung auf, und zum ewigen Denkmahl ward dieser Tempel errichtet, in dem eine Statue des

weiblichen Glücks stand, die keine unverheirathete Römerin anführen durfte. Sie war wunderthätig, und hatte zweymahl mit lauter Stimme die Matronen gepriesen, die den Coriolan besiegt, und die Göttin so geehrt hatten. Der Tempel ist von gebrannten Steinen aufgeführt, viereckigt, mit Pilastern verziert. Die Architektur daran verräth fast neuere, geschmackvollere Zeiten, und die Gelehrten glauben daher, Marc - Aurels Gemahlin habe den verfallenen Tempel vielleicht von neuem aufgeführt.

28.

Die Pyramide des Cestius.

Ein fast zu prächtiges Grabmahl für einen Mann, der weiter nichts als Aufseher über die Mahlzeiten war, welche den Göttern zu Ehren gegeben wurden. Aber vermuthlich war er reich, und in seinem Testamente verordnete er diesen Bau, wie die Inschrift lehrt. Es ist eine Pyramide, welche, die Größe ausgenommen, ganz den egyptischen ähnelt. Sie ist hundert und dreyzehn Fuß hoch, ihre Mauern auswendig mit Marmortafeln bekleidet, sind fünf und zwanzig Fuß dick. So bleibt inwendig nur ein grosses Zimmer übrig, wo die Asche des Cestius aufbewahrt wurde. Die Wände desselben waren mit Fresco - Gemählden geziert, die auf sein Amt Bezug hatten. Man

sieht hie und da noch etwas davon, aber Zeit und Fackelrauch haben sie sehr beschädigt. Merkwürdig ist, daß dieses ganze ungeheure Werk in dreyhundert dreyßig Tagen angefangen und vollendet worden. Die Pyramide liegt halb in, halb ausser der Stadt, und der Platz, der sie jenseits der Stadtmauer umgiebt, ist für die reisenden Fremden noch interessanter als die Pyramide selbst, denn es ist der Begräbnißplatz der Protestanten aller Nationen. Da leider in dem ungesunden Rom viele Fremde ihr Leben einbüssen, so kann es nicht fehlen, daß die späteren Ankömmlinge, die hier lustwandeln, auf den hier zerstreuten Grabsteinen die Nahmen von Landsleuten, Bekannten, oft Freunden finden sollten, deren Andenken sie wehmüthig feyern. Es that mir leid, eine schlechte deutsche Grabschrift (auf einen Herrn von Reitzenstein) darunter zu finden. Der Mann mag sehr brav gewesen seyn, aber die Grabschrift taugt nichts. Sie ist viel zu schwülstig und oft sogar undeutsch. Indessen ist sein Denkmahl doch unbeschädigt, und das kann man nur von den wenigsten sagen, die bisher gestellt wurden; denn die Römer sind noch immer so blinde Eiferer, daß sie sich oft den Spaß machen, die Grabsteine der Ketzer umzuwerfen. Ja, die Beerdigungen der Ketzer müssen stets von päbstlicher Wache begleitet werden, und die Begleitenden dürfen, um kein Aufsehn zu erregen, erst

in einer kleinen Entfernung von der Pyramide Fackeln anzünden. Ohne priesterliches Geleite wird der Todte hinausgeführt, ein Freund hält eine kurze Standrede an seinem Grabe. Möchte ich einst auch so begraben werden! — Aus Beschreibungen hätte ich mir diesen Begräbnißplatz ausserordentlich schön und anmuthig vorgestellt. Er ist es nicht, wenigstens bey weitem nicht so, als man gemeinschaftlich schreibt und glaubt. Er ist eine Wiese mit unansehnlichen Bäumen sparsam bepflanzt. — Doch freylich ruht es sich hier weit anmuthiger, als in den abscheulichen Gräbern der Römer, die in den Kirchen grosse Löcher machen, in welche sie die Leichen ohne Sarg so lange hinabschleudern, bis ein solches Loch voll ist. Dann wird es zugemauert, um nach fünfzig Jahren wieder eröffnet zu werden. Natürlich sind, nach einem so kurzen Zeitraum, die Leichen noch nicht in geruchlosen Staub verwandelt. Pestilenzialischer Gestank verbreitet sich, sobald eine solche Eröffnung geschieht, und wehe dann denen, die das Unglück haben, in der Nachbarschaft zu wohnen. Der Kaiserliche Gesandte, Graf Khevenhüller, erfuhr das noch vor kurzem, sein ganzer Pallast roch viele Tage lang wie eine Todtengruft.

29

Der Tempel der Vesta

soll einstens prächtig und schön gewesen seyn, jetzt ist er beydes nicht mehr. Zwanzig kanelirte korinthische Säulen von parischem Marmor stehen freylich noch in die Runde, aber zwischen ihnen hat man verdammte Mauern von Backsteinen aufgeführt. Eben so hat man es mit dem

30.

Tempel des männlichen Glücks

gemacht, einen der ältesten in Rom (folglich nicht von Marmor erbaut), von dem man nur noch eine Anzahl ehrwürdiger Säulen mit ihrem Gebälke, halb in die modernen Ziegelsteine versteckt gewahr wird. Der sechste römische König, Servius Tullius, soll des Tempels Erbauer gewesen seyn. Unweit davon liegt das sogenannte

31.

Haus des Pilatus,

das dem Pilatus eben so wenig gehört hat, als mir. Eine Inschrift sagt sogar, daß es im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden, doch allerdings von schönen Bruchstücken anderer alter Gebäude, die man hier und dort, so gut es gehen

wollen, anzubringen gesucht hat, daher das Ganze ein auffallendes, fremdes Ansehen erhalten. Adler meint zwar, das Haus rühre gewiß aus den Zeiten der römischen Republik her. Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter und vorsichtiger Mann auf einen solchen Irrthum verfallen konnte.

32.

Die Engelsburg

habe ich inwendig nicht gesehen. Es ist dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Kardinal-Ministers erforderlich, und da gar nichts Merkwürdiges darin anzutreffen seyn soll, so dispensirte ich mich von dieser Weitläuftigkeit. Zwar hätte ich das Zimmer wohl besuchen mögen, in welchem Cagliostro gefangen saß, und sein Leben endete, denn er soll alle Wände desselben vollgeschrieben haben, und es mögen interessante Bemerkungen genug darunter seyn; aber es ist gewöhnlich — und war auch damahls — mit Gefangenen besetzt; dieser Zweck wäre also auch unerreicht geblieben. Eine Dame, die wohl auf Cagliostros Schicksal einigen Einfluß gehabt haben mag. — Frau v. der Recke, — ist in der Engelsburg gewesen, und ich wünschte, diese liebenswürdige Dichterin beschriebe uns ihre Empfindungen beym Anblick der Thür von Cagliostro's Kerker; denn

hinein ist sie auch nicht gekommen. — Daß übrigens die Engelsburg aus dem ungeheuren Grabmahl des Kaisers Hadrian entstanden ist, weiß Jedermann, wie auch, daß es damahls mit den herrlichsten Statüen ringsum verziert war, deren größter Theil den belagernden Feinden auf die Köpfe geworfen, noch jetzt in der Tiber liegt. Den Gipfel zierte ein ungeheurer Tannenapfel von vergoldeter Bronze, der noch jetzt im Garten des Vatikans zu schauen ist; bey den Alten ein Sinnbild der Traurigkeit, weil Atys unter einem Tannenbaum ermordet, und dort von der Mutter der Guten betrauert wurde. Heut zu Tage steht nur der Erzengel Michael oben darauf. Wo einst Säulen prangten, da gähnen jetzt Schießlöcher.

33.

Die Bäder des Caracalla.

Da unter den Alterthümern besonders oft Bäder vorkommen, so glaube ich den meisten Lesern einen Gefallen zu erzeugen, wenn ich zuvor zwey kurze Worte von den Bädern der Alten sage. Man muß sich eben nicht vorstellen, daß die Römer schon in den ältesten Zeiten die Ueppigkeit und Pracht der Bäder gekannt hätten; die lernten sie erst von den Griechen, übertrafen aber bald ihre Meister. Der Eintritt in öffentliche Bäder war frey; oder kostete eine Kleinig-

keit: Für einen Quadrans durfte man eine ganze Stunde baden. So lange Sittsamkeit in Rom herrschte, badeten beyde Geschlechter abgesondert; unter den ausschweifenden Kaisern, Männer und Weiber unter einander. Manche Kaiser verboten es, z. B. Hadrian. Andere erlaubten es ausdrücklich. Hadrian pflegte sich mit allerley Leuten, auch geringen Standes, in Gesellschaft zu baden. Rom war sehr bevölkert, das Baden sehr beliebt, folglich bedurfte es vieler Bäder. Es gab deren (nach Publius Victor) sechszehn warme, achthundert sechs und funfzig kalte, ohne noch die Teiche und Wasserbehälter zu rechnen, in welchen man zugleich schwamm, und deren Zahl auf sechzehnhundert stieg. Die Einrichtung der warmen Bäder hat uns Vitruv kennen gelehrt. Sie hießen Thermen. Man sah bey ihrer Erbauung auf eine warme Lage, ihre Fenster gingen nur nach Süden und Westen; nicht bloß um Nord- und Ostwind zu vermeiden; sondern auch weil man gewöhnlich Nachmittags und gegen Abend badete, und es gern bey warmen Sonnenschein that. In der Mitte aller Badezimmer waren drey kupferne Kessel übereinander eingemauert, der unterste ruhete auf einem Ofen, alle drey hatten Gemeinschaft durch Röhren; das Wasser des obersten war natürlich am ältesten, das des untersten am heißesten. Der Badende konnte in jedem Zimmer zapfen, aus welchem er

wollt

wollte, und sich das Wasser beliebig temperiren. Die Wasserleitungen sorgten dafür, daß die Kessel nie leer wurden. Die einzelnen Bäder waren ungefähr wie die herrlichen Marmorbilder zu Pyrmont eingerichtet, man hatte Bänke zum Sitzen, kleinere, um die Füße darauf zu stellen, und ein Geländer umgab das Ganze. Ein Vorzug der alten Bäder war aber, daß auch der Boden geheizt wurde, folglich das Wasser länger warm blieb. Zu gleichem Behuf waren mitten hindurch aus den Oefen Röhren geleitet; eine Erfindung aus den Zeiten des Nero, denn Seneca erwähnt ihrer als bey seinem Gedenken aufgekommen. — Im warmen Bade ließ man sich mit warmen wohlriechendem Oele reiben, welches Caligula einführte. Es geschah theils um die Glieder geschmeidig zu erhalten, theils aus Wollust. Wer noch reichlicher ausdünsten wollte, ging in Schwitzbäder, deren hohle Wände geheizt waren. Da setzte man sich in Nischen, und schwitzte nach Gefallen. Wurde es zuviel, so zog man nur an einer Kette, und öffnete dadurch ein rundes Loch in der Decke. — Vor dem Bade machte man sich Bewegung mit Ballspielen, Discuswerfen, Laufen und Ringen, in Hallen und großen Sälen, die über den Bädern angelegt waren. —. Damit das viele Oel die Schweißlöcher nicht verstopfe, kratzte man sich mit Bürsten, zuweilen sogar mit einer Art von

Striegel und Eisendrath. — Wie groß die Pracht der Bäder in spätern Zeiten war, erzählt Seneca seufzend. Er selbst, obwohl ein sehr reicher Mann, hatte nur ein einfaches Bad. „Wer möchte sich jetzt darinnen baden?“ ruft der Philosoph. „Wie arm würde sich derjenige glauben, dessen Badezimmer nicht mit kostbaren Marmorplatten belegt wären. Aus alexandrinischem und numidischem Marmor müssen köstliche Gemählde zusammengefügt werden. Glas und der Stein Thesinus, sonst nur ein Schmuck der Tempel, fassen jetzt die Wasserbehälter ein. Sogar bey den Plebejern sind die Hähnchen an den Röhren schon von Silber. Die Freygelassenen müssen Säulen und Statüen haben, sie bringen künstliche Wasserfälle an und legen den Boden mit edlen Steinen aus.“ — Ein anderer Alter (Statius) erzählt sogar, man habe die Röhren von Silber gemacht, und den silbernen Fußboden vergoldet. — Heut zu Tage badet sich kein Römer. Alle Bäder liegen in Trümmern. Von denen des Caracalla sind majestätische Ueberreste vorhanden. Das Vergnügen, sie auch inwendig zu besehen, ist seit kurzem durch eine unangenehme Bedingung erschwert worden. Man muß nähmlich Abends zuvor den Schlüsselbewahrer davon benachrichtigen, und ihn am andern Morgen im Wagen abhohlen. Da man nun wohl eine Stunde weit zu fahren hat, so ist diese

Gesellschaft ein wenig lästig, obschon der gute Mann an Höflichkeit es nicht ermangeln läßt, und man ihm nicht einmahl eine Vergeltung seiner Mühe aufdringen kann. Diese beschwerliche Einrichtung ist freylich aus einem guten Grunde getroffen. Vormahls nähmlich vertraute man die Schlüsseln den Lohnlakayen an, die aber behielten sie oft lange, liehen sie wieder an andere, ließen dort wegnehmen und ausbrechen, was man wollte. — Nach dem Coliseum wüßte ich in Rom keine herrlichern und imposantern Ruinen. Die Bäder des Diocletian waren zwar noch größer, aber sie sind jetzt verbaut. Diese hingegen stehen einzeln am Felde, ihr ganzer Umfang ist noch zu schauen, sie gleichen einer nicht kleinen zerstörten Stadt. Der Säle, Hallen und Zimmer waren unzählige. Dreytausend Menschen konnten zu gleicher Zeit darinnen baden. Sechszehnhundert Stühle von Marmor waren vertheilt. Mosaische Fußböden, Marmorwände und vergoldete Bronze, schmückten jeden Winkel dieser kleinen Welt. Alle Mauern stehen noch, nur die Gewölbe sind eingestürzt. Man kann sich nichts Mahlerischeres denken, als diese Ruinen, wo man durch tiefes Gras aus einem Thore in das andere wandelt und überall von der Erhabenheit und Mannichfaltigkeit dieser Trümmer aufs neue überrascht wird. Die Mauern bestehen, zu größerer Festigkeit, aus lauter nachher ausgefüllten Bö-

gen, drey und vier über einander. Allenthalben sieht man noch die Röhren, welche das Wasser herbey führten. Statt des Marmor und Bronze kriecht der Epheu an den Wänden hinauf; große Bäume und mancherley Gesträuch wachsen lustig in den Sälen. Die Bäder selbst liegen jetzt unter der Erde; man wandelt in den Sälen, welche zu gymnastischen Spielen bestimmt waren. Einer derselben, der sein Licht von oben empfing, ist so groß, daß sein gewölbter und doch platter Fußboden einst das Erstaunen der Alten war, und jetzt die Verzweiflung der neuern Architekten ist. Seine Länge mißt hundert acht und achtzig Fuß, seine Breite hundert acht und dreyßig. — Man kann noch jetzt auf einer sehr zerfallenen Wendeltreppe die Spitze dieser prächtigen Ruinen ersteigen. Ich habe es gethan, will aber niemanden rathen, es mir nachzuthun, wenigstens muß man vor dem Schwindel sehr sicher seyn. Wenn man bereits so hoch geklettert ist, als zwey gewöhnliche Stockwerke zu seyn pflegen, (wobey man immer den Abgrund neben sich sieht, da die vordere Mauer eingestürzt ist) so kommt man plötzlich an eine Stelle, wo die Treppe ganz aufhört, und muß nun, in verschiedenen Richtungen, auf Leitern höher klimmen. Wer da ausgleitet, ist verlohren. Endlich findet man die Treppe wieder, und gelangt vermittelst derselben auf die Spitze, wo wiederum Gras und

Gebüsch einen weiten Platz zu füllen scheinen. Aber gerade hier ist es am gefährlichsten. Das Gebüsch nähmlich verhüllt einen nahen Abgrund, um welchen herum nur ein schmaler Weg führt, zu beyden Seiten ist schwindelnde Tiefe. Wer das nicht weiß, und durch das einladende Gebüsch vorwärts dringen will, der ist ohne Rettung verlohren. Auch ich blieb hier stehen, und war nicht neugierig genug, mein Leben noch ferner zu wagen, um ein kleines Stück Mosaik zu betrachten, welches noch jenseits sich erhalten hat, und die ganze Ausbeute für den Wagehals ist. Beym Zurückklettern erfährt man noch deutlicher, welcher Gefahr man sich hier aussetzt; denn da, wie gesagt, die Treppe eine Wendeltreppe ist, folglich die Nachfolgenden dem Vorangehenden über dem Kopfe bleiben, so klimmt er unter einem Regen von zerbröckelten Steinen hernieder, die sich durch den Fußtritt der Andern lösen. Eben so gut kann aber auch einmahl, besonders nach anhaltendem Regenwetter, ein großer Stein sich ablösen, und den neugierigen Fremdling zerschmettern. Es ist in der That zu verwundern, daß bey den vielen Wagestücken dieser Art, welche die Fremden hier täglich unternehmen, dennoch so wenig Unglück geschieht. — Der ganze innere Raum der Bäder des Caracalla ist mit Marmortrümmern aller Art bedeckt. Wir haben verschiedene recht schöne Stücke von Giallo anti-

ev aufgehoben, und mitgenommen. — Unter mehrern trefflichen Kunstwerken fand man hier einst den berühmten Farnesischen Herkules (von dem Athenienser Glycon) und den Farnesischen Stier. — Wir umkreisten nachher auch die Ruinen von aussen; da fanden wir an einer Stelle eiserne Sprossen in die Wand gemauert, um auf denselben einen Theil der Ruinen zu erklimmen, von welchen herab die Aussicht besonders schön seyn soll. Da das Klettern in völlig senkrechter Richtung geschehen muß, so hatte ich keine Lust es zu versuchen. — Kleine Strohdächer, die man hier und dort für die Wächter der Weinberge, an die Trümmer geklebt hatte, machten einen seltsamen Abstich mit diesen ungeheuren Ueberresten. — An einer Seite befand sich ein Fels, auf welchem, zwischen lauter Marmorbrocken, die Bohnen (am zweyten Weihnachtsfeyertage) einige Zoll hoch aufgeschossen waren. Wir sammelten einen Strauß von Wiesenblumen, und brachten ihn meiner Frau.

34.

Einige andere Ruinen in dieser Gegend.

Ganz nahe bey den Bädern des Caracalla steht ein alter Tempel, den man für einen Di-

neuen tempel hält. Seine runde Form und seine Nischen inwendig haben sich erhalten; es ist aber weiter nichts daran zu sehen. — Wir eilten daher zu dem Grabmahl der Metella, einem runden Thurm von ungeheuren Quadersteinen. Seine Mauern sind so dick, daß sie vermuthlich noch am jüngsten Tage der Posaune des Engels trotzen werden. Betrachtet man ihn von außen, so vermuthet man inwendig einen weiten Raum zu finden, aber man irrt, denn seine Dicke hat nur Platz zu einem Begräbniß übrig gelassen, obwohl sein Durchmesser neun und achtzig Fuß mißt. Der Sarkophag ist leider weggenommen, und steht jetzt in dem Hofe des Pallastes Farnese, wo er gar keine Wirkung thut. Um das Gesimse des Thurms läuft eine schöne Guirlande mit entfleischten Ochsenköpfen verziert, welche bekanntlich bey den Alten viele Grabmähler schmückten; bey den Neuern aber diesem Denkmahl des Alterthums den Nahmen capo di bove erwarben. — Bey dieser Guirlande hört die Schönheit des Thurmes auf, denn der obere Theil desselben ist in den Bürgerkriegen der mittlern Zeiten als Festung zugestutzt worden, so daß er jetzt mit seinen Schießscharten den Eckthurm einer alten Festung gleich sieht. Nahe dabey ist ein schönes Echo, welches zu großem Vergnügen der Fremden, die Nahmen ferner geliebter Personen, aus weiter Ferne sechsmahl wiederhohlt. — Man

durchschneidet eine große Wiese, und befindet sich in dem Circus des Caracalla, der, obwohl einer der kleinsten, noch den deutlichsten Begriff von dieser Gattung von Gebäuden gibt, denn er ist sehr wohl erhalten. Er ist über fünfhundert Schritte lang, und etwa hundert vierzig Schritte breit. Die einschließenden Mauern, die sich oben wölbten, das Ziel (meta,) die kleine Mauer (spina,) welche den Circus beynahe theilte, und das Thor, durch welches der Sieger auszog, stehen noch. Die Spina ist aber nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer Seite gerückt, weil die Wagen anfangs, wenn sie alle zu gleicher Zeit ausrannten, mehr Platz brauchten, nachher aber, wenn einer den andern hinter sich ließ, auch im engern Raume sich nicht hinderten. In der Mitte der Spina stand ein egyptischer Obelisk. Zehn Stufen liefen rings umher, auf welchen etwa zwanzigtausend Zuschauer sitzen konnten, folglich war diese Rennbahn nur klein, denn der große Circus faßte dreyhundertachtzigtausend Menschen. — In die dicken Wände sieht man noch eine Menge großer hohler Töpfe eingemauert, theils um den Raum schneller zu füllen, theils um die Last zu verringern. — Das Ganze ist jetzt eine im Winter sehr nasse Wiese. Die Römer benutzen den Circus gar nicht; ich weiß aber, daß fremde Künstler zuweilen hier Wettläufe angestellt haben. — Man erblickt ringsumher

noch mehrere unbedeutende Ruinen, die man für Ställe des Circus, für Gräber der Familie Servilia u. s. w. ausgibt. — Von hier hat man eben nicht weit zu fahren, um den König Numa mit der Nymphe Egeria zu belauschen. Man muß aber bald vor der Pforte eines Weinberges halten, und sich entschließen, einen ziemlich langen und beschwerlichen Weg zu Fuße zu machen, weil der unhöfliche Fürst, dem der Weinberg zugehört, und dessen Nahmen ich glücklicherweise vergessen habe, ausdrücklich verboten hat, Wagen herein zu lassen, obgleich ein breiter Fahrweg vorhanden ist. Die Mühe wird kaum belohnt, denn die Grotte ist bloß durch ihr hohes Alterthum merkwürdig. Sie war, als ich sie sah, voll Wasser; im Hintergrunde sieht man noch eine zerbrochene Statüe, und in den Seiten-Nischen sollen die der Musen gestanden haben. Die Gegend umher war schon zu Numa's Zeiten sehr einsam und ist es noch. In dem Augenblicke als ich vor die Grotte trat, trennten sich eine Wachtel und ein Wasserhühnchen von einander; die Wachtel flog nach Rom zu, das Wasserhühnchen schlüpfte unter einen Stein. Mit dem schönen Glauben an Seelenwanderung konnte man hier noch die Gegenwart Numa's und seiner Geliebten ahnen. — In demselben Weinberge zur Linken steht eine kleine Kirche des heil. Urban, vormahls ein Tempel des Bachus

oder wahrscheinlicher der Musen, da man weiß, daß Numa über seiner Grotte den Musen einen Tempel erbaute. Jetzt erinnern nur noch vier korinthische Säulen an die lieblichen Camönen.

35.

Der Pallast Giustiniani.

Er ist auf die Bäder des Nero gebaut, und seine meisten Antiken sollen in diesen Bädern gefunden worden seyn. Das ist eben kein Compliment für Nero's Geschmack; denn obgleich dieser Pallast mit Antiken von oben bis unten angefüllt ist, obgleich man in der Vorhalle, im Hofe, auf der Treppe und fast in allen Zimmern, über Statuen und Büsten stolpert; so möchte ich es doch nicht eine Sammlung, sondern eine Rumpelkammer von Antiken nennen, zumahl jetzt, da der Fürst das Beste daraus, (nähmlich die Minerva mit der Schlange aus dem Tempel der Minerva Medica, und das berühmte Basrelief, auf welchem eine Nymphe dem Jupiter aus dem Horn der Ziege Amalthea zu trinken reicht) an Lucian Bonaparte verkauft hat. Alles übrige würde freylich in andern Städten von Europa noch sehr sehenswerth seyn; aber hier, wo die Menge der Meisterwerke den Geschmack ekel macht hier kann man nicht lange dabey verweilen. Ein sehr schöner Kopf des Apollo ist noch darun-

ter, und auch dieser war in groſser Gefahr verloren zu gehen. Der Bildhauer Pacetti nähmlich hatte mehrere Antiken für diesen hohen Kunstfreund restauriren müssen. Als der Fürst ihn bezahlen wollte, verlangte Pacetti kein Geld, sondern versicherte sehr höflich, er wolle sich mit einem alten unbedeutenden Kopfe begnügen, der da in einem Winkel stehe. Der Fürst, der von Kunst so wenig versteht, als der Negerfürst auf der Insel Bantam, freute sich über den wohlfeilen Handel, und lieferte die Büste Apolls willig aus. Der schlaue Bildhauer verkaufte sie augenblicklich an Lord Bristol um hundert funfzig Dukaten. Einige Tage hernach kam der Lord mit dem Fürsten Giustiniani in Gesellschaft zusammen, und, noch ganz entzückt von seiner neuen Acquisition, erzählt er dem Fürsten, er habe eins der besten Stücke aus dessen Sammlung gekauft. Der Fürst will es nicht glauben, erkundigt sich bey Künstlern, alle bestätigen den Werth des Verlornen, und nun geräth er auſser sich! seine Kunstliebhaberey hat nichts eingebüſst, aber seine Eitelkeit, er kauft die Büste zurück, Lord Bristol ist so gefällig, sie ihm wieder abzutreten, und sie ist nun, seit dem Verkauf der beyden besten Kunstwerke, die Krone der ganzen Sammlung, die übrigens auch viele (antike) Copieen von den berühmtesten Statüen, oft sogar doppelt, enthält, auch einen schönen Bock. Merkwürdig ist eine

rung an dieſem miſchte noch mehr Wehmuth in die Ehrfurcht, mit der ich vor Taſſo's Grabſtein trat. Man erblickt ihn, wenn man in die Kirche tritt, gleich linker Hand, nebſt Taſſo's Bildniß, von dem leider die Farben ſehr gedunkelt haben. Die lateiniſche Grabſchrift iſt ſchön und rührend. Torquato Taſſo! hebt ſie an: wie vielen Ruhm drückt dieſer einzige Nahme aus! Mit wenigen, aber kräftigen Worten werden ſeine Verdienſte erhoben, und am Ende hinzugefügt, „daß der Kardinal Bovillaqua ihm dieſes Grabmahl errichtet, damit der, deſſen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge geſucht und verehrt werden.“ — Von ſeinem Grabe ſtieg ich hinauf in die Kloſterbibliothek. Hier zeigt man noch unter Glas einen eigenhändigen Brief von Taſſo, den ich auch augenblicklich für dieſelbe Hand erkannte, die ich zu Neapel ſo fleißig ſtudiert hatte; hier zwar etwas leſerlicher, doch nur wenig. Der Brief hub an: „Die Freundſchaft hat nichts beſſeres zu geben als ſich ſelbſt.“ Gern hätte ich ihn ganz kopiert, wenn ich ihn nur geläufig hätte leſen können, aber einige Stunden darauf zu verwenden, dazu gebrach es mir an Zeit. Auch Taſſo's Büſte fand ich hier über der Leiche abgeformt, und keinem von den Bildern ähnlich, die ich bisher von ihm geſehen hatte. Damen dürfen dieſes Kloſter nicht betre-

ten, doch die Mönche waren so höflich zu erlauben, daß ich die Büste hinab in die Kirche schickte, um sie meiner dort harrenden Frau zu zeigen. Noch ein paar andere Reliquien von Tasso sind hier, nähmlich ein Handtuch aus Baumrinde recht fein gewebt; ein großes, länglich-rundes, doch unten abgeplattetes Stück eines schweren Holzes, von welchem die Mönche nicht wußten, was es vorstellen sollte, und dessen sich Tasso vermuthlich bediente, um beym Schreiben das Papier damit fest zu halten; endlich auch noch eine kleine irdene Schaale zum Streusand. Vormahls war das Tintenfaß auch dabey gewesen, aber in der Revolution hat irgend ein Verehrer des großen Dichters es mitgehen heißen. Ich bekenne, daß auch mich die Versuchung zu stehlen ankam, und daß, wenn die Gelegenheit mir günstig gewesen wäre, die Mönche die Streusandschaale auch nicht mehr besitzen würden. — Eine schöne Marmorbüste des berühmten Verfassers der Argenis, Barclay, wird in dieser Bibliothek gleichfalls verwahrt, und hinter einem Gitter sind die sehr unschuldigen verbothenen Bücher zu schauen, unter welchen Bossuets Universalhistorie oben an steht. — In der Kirche, nahe Tassos Gebeinen, ruhen auch die eines andern, nicht unberühmten italienischen Dichters, Alexander Guidi. — Warum hat Göthe, als er hier war, nicht wenigstens einen

nen Lorbeerkranz an Taſſo's Grabe aufgehängt? Ihm, den Taſſo einſt zu einem Meiſterwerke begeiſterte, hätte dieſe Huldigung wohl angeſtanden.

37.

Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen intereſſant werden.

Dahin zähle ich beſonders die Brücken. Eine Spazierfahrt an der Tiber, mit der römiſchen Geſchichte in der Hand, bleibt immer ſehr unterhaltend, wenn auch nur einzelne Steine die Begebenheiten, die hier vorfielen, beurkunden. Von der Tiber ſelbſt bringt man freylich einen weit erhabenern Begriff mit. Man hat, ſeit früher Jugend, ſo viel davon gehört und geleſen, daß man einen majeſtätiſchen Fluß, etwa wie die Newa, zu ſehen erwartet. Aber er iſt nur ein ſehr mittelmäßiger Strom, höchſtens wie die Saale in Thüringen. Das Beywort gelb, welches die Alten öfter von ihr gebrauchen, hat ſie reichlich verdient, nur iſt es kein ſchönes, ſondern ein ſchmutziges Gelb. — Die älteſte Brücke in Rom (natürlich von Holz) iſt, oder war, der pons sublicius, alſo genannt von den Pfäh-

len, welche in volskischer Sprache sublices heißen. König Ancus Marcius erbaute sie, etwa hundert und funfzehn Jahr nach Gründung der Stadt. Weit später wurde sie durch Kaiser Antonin den Frommen von Stein angelegt, doch auf derselben Stelle. Bey niedrigem Wasser sieht man noch einige Steinhaufen hervorragen, und bey hohem Wasser bezeichnen die stärkern sich brechenden Wellen den Ort, wo ihre Trümmer liegen. Hier war es, wo Horatius Cocles gegen Porsenna's Heer ganz allein die Brücke vertheidigte, bis sie hinter ihm abgeworfen war. Hier schwamm die heldenmüthige Jungfrau Clölia durch die Tiber; hier wurden die Körper der verabscheuten Tyrannen, Heliogabalus und Commodus hinab in den Strom geworfen. Von dieser Brücke erhielten alle römische Priester, selbst der heutige Pabst, ihren Titel pontifex; denn ihnen — die für ununterbrochnen Götterdienst dieseits und jenseits der Tiber sorgen mußten — war aufgetragen, die Brücke in brauchbarem Stande zu erhalten, und von ponte faciendo wurden sie pontifices genannt. — Jährlich am funfzehnten May, war der pons suplicius der Schauplatz eines sonderbaren Volksfestes. Die erste Kolonie der Griechen in diesen Gegenden hatte, einem mißverstandenen Orakelspruch zufolge, jährlich dreyßig Menschen in der Tiber ersäuft. Herkules schaffte diese unmenschliche Gewohnheit ab,

und überredete die Griechen, das Orakel habe eben nicht lebendige Menschen verlangt, sondern begnüge sich auch mit Puppen. Darum warfen noch die Römer, alle Jahre dreyßig von Binsen verfertigte und angekleidete Puppen, mit großer Feyerlichkeit, von dieser Brücke in die Tiber. Die Consuls, alle Obrigkeiten, die Priester und selbst die vestalischen Jungfrauen, mußten dabey gegenwärtig seyn. — Die zweyte, und erste steinerne Brücke in Rom, war der pons senatorius (jetzt ponte rotto), also genannt, weil die Rathsherren darüber gehen mußten, so oft sie jenseits die sibyllinischen Bücher um Rath fragen wollten. Die Menschen haben oft mit der Tiber gekämpft, um sie zu erhalten, aber immer hat der Strom obgesiegt. Pabst Paul III. trug Michel Angelo auf, sie neu zu gründen, starb aber, als nur erst der Grund vollendet war. Alsobald entriß der Neid dem wackern Michel Angelo dieß Geschäft; ein elender Mensch, Nahmens Biscio, riß den dauerhaften, nicht zu verbessernden Grund wieder ein, und führte sein eigenes Machwerk auf, das aber kaum zehn Jahre lang dem Strome widerstand. Seitdem ist die Brücke nicht wieder gebaut worden, aber man sieht noch Spuren davon. — Der pons fabricius (jetzt ponte di quatro capi) steht noch, mit der alten Inschrift, und führt auf eine Tiber-Insel, der man einen seltsamen Ursprung beylegt. Nach

dem Tode des verhaßten Tarquinius nähmlich, schenkte der Senat alle seine Güter dem Volke; aber dieses erbitterte Volk wollte sich nicht mit dem Eigenthum des Tyrannen besudeln; wüthend fiel es unter andern über die Korngarben her, welche eben längs der Tiber geschnitten worden waren, und warf sie sämmtlich in den Fluß. Der Garben waren so viele, daß der Strom sie nicht alle fortwälzen konnte, sie stemmten sich und bildeten eine Insel, die man nachmahls durch eine Mauer befestigte und wohnbar machte. Sie wurde dem Aeskulap geweiht, und man gab ihr die Form eines Schiffes, weil das Symbol jenes Gottes, die Schlange, von Epidaurus zu Schiffe darin gebracht wurde. Wo der Mastbaum zu stehen pflegt, errichtete man einen Obelisk. Jetzt steht auf dem Platze, wo Aesculaps Tempel prangte, eine Kirche des heil. Bartholomäus, und wenn man aus dem kleinen Klostergarten eine Treppe an den Fluß hinabsteigt, so sieht man, bey niedrigem Wasser noch eine Schlange in Stein gehauen. Vor dem Eingang des Tempels las man das Recept zu dem Gegengifte, dessen sich Antiochus der Große bedient hatte. Die Kranken, welche im Heiligthum Genesung suchten, mußten, wie im Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzolk, die Offenbarung eines Heilmittels im Traume erwarten, und dies Mittel aufschreiben, wenn sie gesund

wurden. Daher waren alle Wände mit solchen Zetteln behangen. Ich glaube, es werde dem Leser interessant seyn, wenn ich Einen dergleichen abschreibe, den Borrichius uns aufbewahrt hat. Er beweißt, daß Allfanzereyen unter den Römern eben so gebräuchlich waren, als unter uns. — „In diesen Tagen hat das Orakel einem gewissen blinden Cajus befohlen, er soll zum Altar treten, das Knie beugen, von der Rechten zur Linken gehen, fünf Finger auf den Altar legen, die Hand emporrecken und dann auf seine Augen drücken. Sogleich hat er gesehen." — Natürlich war die ganze Insel voll von Kranken. Einst brachte man, zu Kaiser Claudius Zeiten, sehr viele kranke Leibeigene hierher, und der Kaiser befahl, daß alle, die genesen würden, ihre Freyheit erhalten sollten, weil ihre Herren so schlecht für sie gesorgt hätten. Ich kenne Länder, wo die Wiederhohlung eines solchen Befehls sehr gerecht seyn würde. — Zum Tode verurtheilte Staatsgefangene verweilten, auf Kaiser Tibers Befehl, einen ganzen Monat auf dieser Insel, ehe sie hingerichtet wurden. — Mehrere berühmte Tempel standen auch noch hier, folglich war die kleine Insel äußerst merkwürdig, und bleibt es noch jetzt durch Erinnerung. — Von ihr auf das jenseitige Ufer führt der pons Cestius, der von Cestius Gallus erbaut, und von verschiedenen Kaisern ausgebessert worden. — Von dem

pons triumphalis, über welchen die aus den abendländischen Provinzen heimkehrenden, siegenden Feldherren zogen, ragen nur noch Trümmer aus dem Wasser hervor. Der pons Aelius (jetzt Engelsbrücke) ist vom Kaiser Aelius Hadrianus erbaut, nachmahls oft ausgebessert worden, und Clemens der IX. hat zehn Engel von Bernini darauf setzen lassen. — Ich erwähne noch des pons milvius (jetzt ponte molle) weil der Censor M. Aemilius Scaurus den großen Aufwand ihrer Erbauung ganz aus eigenen Mitteln bestritt, obwohl sein Vater ihm nichts, als einen ehrenwerthen Nahmen und ein glückliches Genie hinterlassen hatte, durch welches er sich zu den einträglichsten Bedienungen emporschwang. — Vom Tempel der Pallas, den Domitian erbaute, sind noch ein paar corinthische Säulen und ein Gebälke vorhanden, dessen sehr beschädigte Figuren im Basrelief noch immer einen hohen Kunstwerth haben. Alles übrige ist verbaut, oder tief in die Erde versunken. — Weit mehr ist noch von dem Forum des Nerva übrig. Jedes Forum war bey den Römern ein geräumiger Platz, auf welchem nicht nur Markt gehalten, sondern auch Streitsachen vorgetragen, über öffentliche Angelegenheiten berathschlagt wurde. Ansehnliche Hallen in der Mitte solcher Plätze hießen Curiä oder Basilica, und dienten, das Volk vor Wind und Wetter zu schützen. Von dem

Forum Nervä steht unter andern noch eine sehr hohe Mauer, die durch ihre ohne Kalch verbundenen ungeheuern Quaderstücke, und durch die gebogene Linie, welche sie dennoch formirt, aller Kenner Bewunderung erregt. Damit jeder Höfling, der mit seinem Herrn nach Italien reist, und etwa dieses Buch liest, die erwähnten Ruinen mit Schaudern betrachte, führe ich ein Beyspiel von der strengen Gerechtigkeit des Kaisers Alexander Severus an, welches auf diesem Platze vorfiel. Ein Höfling, Petronius Turinus, handelte, wie noch oft zu geschehen pflegt, mit den Gnadenbezeigungen des Kaisers, verkaufte täuschende Versprechungen. Der Kaiser ließ ihn durch Rauch von angezündetem Stroh ersticken, und ein Herold rief während der Execution: fumo punitur, qui vendidit fumum. Wenn man heut zu Tage alle täuschende Höflinge so ersticken wollte, so würde man fast genöthigt seyn, aus Mangel an Stroh, die Bauernhäuser abzudecken. — Vom Tempel des Nerva stehen noch einige prächtige corinthische Säulen von griechischem Marmor. Sie sind ein und fünfzig Fuß hoch und messen sechszehn ein halb Fuß im Umfang. — Der Platz Navona, vormahls Circus Agonalis, hat noch ganz die Gestalt eines Circus, denn die Häuser ringsumher sind auf die Stufen desselben erbaut. Man feyerte hier Spiele, dem Janus zu Ehren. Jetzt ist er mit vielen

modernen Brunnen und schlechten Statuen von Bernini geziert, und im Monat August wird er Sonntags unter Wasser gesetzt. Dann fahren die vornehmen Leute in ihren Kutschen im Wasser herum, und der Pöbel ergötzt sich zu Fuß an der Kühlung. — Nicht weit davon, auf einem andern Platze steht ein Stück von einem Menelaus, der den getödteten Patroklus hält. Das habe ich freylich nur vom Hörensagen, denn erkennen läßt sich der Gegenstand schwerlich mehr. Leute, die es verstehen wollen, versichern, es müsse eine herrliche Gruppe gewesen seyn. In neuern Zeiten hat sie von einem Schneider in der Nachbarschaft den Nahmen Pasquin erhalten, und diente dazu, alle Spott- und Schmähschriften daran zu heften, mit welchen Päbste und Kardinäle jederzeit reichlich übergossen wurden. Aber schon seit langer Zeit haben die Römer aufgehört witzig zu seyn, und ihr Witzträger Pasquin ist verstummt. — Gleich dabey steht der Pallast des Nepoten Braschi, dessen ich hier nur im Vorübergehen erwähne, weil er die schönste, größte und marmorreichste Treppe in Rom, aber kein einziges bewohnbares Zimmer enthält. — Ein Spaziergang auf den tarpejischen Felsen ist auch nicht belohnend, denn es ist da nicht eine Spur mehr, weder von der Vestalin. Tarpeja, die einst das Schloß den Sabinern verrieth, zum Dank ermordet und dort begraben

wurde, noch von den Missethätern, die man von der steilen Höhe hinab zu stürzen pflegte. Der Felsen ist zwar jetzt nicht mehr so hoch, als er anfangs gewesen seyn soll, weil oben viel abgetragen, unten viel aufgeschüttet worden, aber doch noch immer hoch genug, um einem Menschen den Hals zu brechen. — Wenn man bey Fackelschein, zwischen Heuwagen sich durchdrängend, in die Ruinen der Bäder des Titus hinab steigt, so erblickt man an den Wänden noch einige wohlerhaltene Mahlereyen, besonders recht artige Vögel. Das ist aber auch Alles, denn übrigens sind diese Trümmer nicht eben von Bedeutung, und um sie lieb zu gewinnen, muß man die Erinnerung mitbringen, daß der wackere Titus hier in einem schlechten Hause gebohren und erzogen wurde, darum es liebte und verschönerte. Noch unbedeutender sollen die sogenannten sieben Kammern (sette salle) seyn, die ich verschlossen fand, und die wahrscheinlich bloß zu einem Wasserbehälter dienten. Manche vermuthen, aus diesen Behältern sey vielleicht das Wasser in das Coloſſeum geleitet worden, weil man sonst nicht begreift, wie daselbst Seegefechte haben gehalten werden können. — Eine unverbürgte Sage behauptet, die Bäder des Titus wären zum ersten Mahl zu Raphaels Zeiten entdeckt, und die darinnen gefundenen Arabesken von ihm copirt worden, daher er auch das

meiste wieder zuwerfen lassen, um seine Freybeuterey nicht zu verrathen. Als ob diese Gattung von Zierrathen nicht schon längst aus den Schriften der Alten (z. B. Vitruv, der sie tadelt) bekannt gewesen wäre. An der Anekdote ist nichts gewisses, als daß die Bäder wieder zugeworfen, und erst 1774 aufs neue ausgegraben worden. Hier fand man den berühmten Laokoon. Hier blühten auch einst die Gärten des Mäcenas, und mehr noch die Geisteswerke der Dichter, welche er um sich versammelte, und denen er seinen Ruhm verdankt. Horaz, Virgil, Properz bewohnten Landhäuser in der Nähe. Auch der Thurm stand nicht fern, von welchem Nero Rom brennen sah, und dabey zu seiner Leyer den Brand von Troja sang.

38.

Das Kapitolium.

Es ist nicht mehr das alte, wo der prächtige Tempel des Jupiter Kapitolinus stand, auf dem ein vierspänniger goldener Wagen prangte; dessen Stufen die siegenden Feldherren, und selbst der stolze Cäsar, nur knieend erstiegen; in dessen Hallen sie Triumphmahlzeiten gaben. Hier saß einst der kolossale Donnerer, aus lauterm Golde geformt, auf einem Stuhl von Elfenbein und Gold; man wandelte auf vergoldetem Me-

fall; Sieger häuften hier Beute, fremde Bothschafter Geschenke, fromme Bürger köstliche Gaben. Doch höhern Werth als Gold, gaben diesen Tempel die sybillinischen Bücher, welche in einem Gewölbe unter der Erde aufbewahrt wurden; mehr als kostbare Steine schmückten ihn zahl- und kunstreiche Statüen. In den Vorhöfen fesselten silberne und metallene Säulen und Tafeln den Blick, in welchen man eingegraben las, was Volk, Staat und Nachwelt interessiren konnte. Der Schätze häuften sich hier so viele, daß kaum Platz für die Kommenden und Gehenden blieb, bis endlich, im sechshundert und ein und siebzigsten Jahre der Stadt, unter dem Diktator Sulla der ganze Tempel ein Raub der Flammen wurde. Sulla erbaute ihn aufs neue und schmückte ihn mit herrlichen Säulen aus einem Tempel zu Athen. Abermahls zerstörte ihn das Feuer in den unruhigen Zeiten des Vitellius. Vespasian stellte ihn noch einmahl her, Titus erlebte den dritten Brand, Domitian erbaute ihn dennoch wieder, aber seine nachmaligen Schicksale sind unbekannt. — Der Tempel der Treue gränzte an den des Donnerers. Gegen über lag die Burg und eine Spitze, auf welcher der Oberprieſter den Neumond beobachtete. Daneben lag ein Rathhaus und eine schlechte Hütte mit Stroh gedeckt, des Romulus erste bescheidene Herberge. Eine

ähnliche Wohnung des Königs Tatius stieß an den Tempel der Juno, den ein Hain als Freystätte umgab. — Doch wer zählt alle Tempel und merkwürdige Gebäude, mit welchen das uralte Kapitolium prangte! Auch Ovid wohnte dort zwischen den Göttern, die ihm nicht immer hold blieben.

Zu dem modernen Kapitolium steigt man von Norden zwischen zwey wasserspeyenden Löwen, auf einer Treppe, die Michel Angelo entwarf. Oben am Geländer stehen die kolossalen Bildsäulen des Castor und Pollux, deren jede ein Roß am Zügel hält. Ihnen zur Seite die Trophäen des Marius, dann zwey Statüen der Söhne Constantins, in dessen Bädern gefunden, und endlich zwey Meilenzeiger, deren nur Einer antik ist, und den Anfang der appischen Straße bezeichnete. Den andern hat man mit einer Kugel von Bronze geziert, in welcher, der Sage nach, einst Trajans Asche verschlossen war. Das Ganze gewährt einen imposanten Anblick. — Hat man die letzte Stufe erstiegen, so zieht die schöne Bildsäule von Bronze, Marc-Aurel zu Pferde, sogleich das Auge auf sich. Sie ist ein Meisterwerk vorzüglich der Gaul, der so lebendig ist, daß Michel Angelo, ihn betrachtend, ihm unwillkürlich zugerufen haben soll: geh! — Warum nicht lieber: steh! denn das Roß scheuet ja wirklich.

Eilen wir weiter in das kapitoliniſche Muſeum. Aus dem Porticus deſſelben blickt man in einen Hof, an deſſen Brunnen der Flußgott Rhein ruht, weit bekannt und berühmter unter dem Nahmen Marforius, weil er als ſolcher ſo manches witzige Pamphlet trug, und dem Paſquin ſo manche geiſtreiche Antwort gab. Schon unter dem Porticus findet man eine Menge Statüen, Sarkophagen, Altäre u. ſ. w. von ſehr ungleichem Werth, denn es ſind aus Conſtantins Zeiten ganz erbärmliche darunter. Auf ein köſtliches Basrelief aus den älteſten griechiſchen Zeiten machte mich ein Kenner aufmerkſam; es war ſehr beſchädigt und ich verſtand nichts davon. Es iſt, glaube ich, Rhea vor dem Jupiter. Das koſtbarſte Stück dieſer Sammlung, den Sarkophag des Alexander Severus, haben die Franzoſen mitgenommen, er iſt nur noch, in Gips hier zu ſchauen. Man wendet ſich rechter Hand, wo der koloſſale Mars, unter dem Nahmen König Pyrrhus, ſteht, und wo man eine vierzehn Fuß hohe Säule von orientaliſchem Alabaſter bewundert. Hier öffnet ſich ein Zimmer, Canope genannt, weil es ganz mit ſehr komiſchen egyptiſchen Statüen vom ſchwarzen Baſalt angefüllt iſt. Nach kurzem Verweilen ſteigt man die Treppe hinauf, aber langſam, recht langſam, denn die Wände zu beyden Seiten bewahren eines der intereſſanteſten Denkmähler des Alterthums,

nähmlich den Landesalten Roms, auf vielen Marmortafeln gegraben, im Tempel des Remus gefunden. Die meisten sind freylich sehr zerstückt, doch manche noch wohl erhalten, besonders ein Theater, welches ganz unbeschädigt ist. Kaum verstatten diese ehrwürdigen Reste ein paar schöne Statüen der Juno und der Schaam, auf der Treppenruh zu betrachten. Oben findet man im Vorsaal eine Menge Grabschriften in die Wand gemauert, auch drey kolossale Füchse und ein antikes Mosaik, welches freylich weniger schön ist als die heutigen, dagegen aber auch weit mühsamer von wirklichen Steinen ausgelegt worden, da man es sich heut zu Tage bequemer macht, und die Mosaiken nur noch aus gefärbten Steinmassen verfertigt. — Die Wände des ersten Saales tragen weit über hundert seltener Inschriften, von Tiber bis auf Theodosius chronologisch geordnet. In der Mitte steht eine große schöne Vase, mit Basreliefs im ältesten Styl; von dieser Vase führt der Saal den Nahmen. Er faßt aber noch mehrere schöne Statüen und einige Sarkophagen. Der zweyte Saal des Herkules (also genannt, weil dessen Bildsäule, die Hydra bekämpfend, der vorzüglichste Schmuck desselben ist), bewahrt abermahls interessante Inschriften wie der vorige; dann die berühmte, in der Villa Hadrians gefundene Statue des Antinous; das Kind, welches eine

härtige Larve vor das Gesicht hält; Amor und Psyche — Venus und Mars (welche letztern man für Portraits hält); eine herrliche Agrippine in der Mitte des Saals, u. a. m. Auch drey schöne antike Altäre, den Winden, Welten und der Ruhe gewidmet, laden hier zum Opfer ein. Der dritte, prächtige, auf Pilastern ruhende Saal, wird besonders durch den hochberühmten sterbenden Fechter merkwürdig, dem zur Seite ein Antinous als egyptischer Priester, ein paar Centauren u. s. w. ihren Platz würdig behaupten. Ringsumher stehen noch viele treffliche Statüen, die, alle zu nennen doch nur trocknes Geschwätz wäre. — Der vierte Saal ist den Philosophen, Dichtern, Rednern gewidmet, deren Büsten hier, über hundert an der Zahl, den Blick fesseln. Als die vorzüglichsten, in Rücksicht auf Kunst, werden Homer, Cicero, Sokrates, Aristides, Aristophanes, Demosthenes und Pindar, geschätzt. Für den Bewunderer ihrer Schriften haben sie alle ein hohes Interesse. Eine Bildsäule Zeno's ist von imponirender Schönheit. Kenner bewundern noch einige Basreliefs an den Wänden, besonders drey Frauen, vor denen ein nackter kleiner Faun hergeht. Der Nahme Callimachus ist darunter gegraben. Man hält ihn für denselben, den Plinius mit Lobsprüchen überhäuft. — Der Saal der Kaiser enthält fünf und achtzig Bü-

ren von Kaisern und ihren Gemahlinnen. Die Sammlung ist, wie schon gesagt, minder vollständig als die zu Florenz. Eine Venus, in der Mitte des Saals, gleicht der mediceischen, und soll von manchen, jener noch vorgezogen werden. Außer mehreren Statüen und Basreliefs, sind hier auch zwey der letztern, welche von Kennern für erste Meisterwerke griechischer Kunst geachtet werden. An dem Einen (Perseus und Andromeda) ist auffallend, daß Perseus die befreyte und herabsteigende Andromeda, nicht bey der Hand, sondern beym Arme faßt, und ich habe ein wenig lächeln müssen, als ein wackerer Enthusiast und selbst braver Künstler, gerade in diesem kleinen Umstande einen tiefen Sinn des Meisters fand, nähmlich, er sagte: das ist die wahre Heldenbewegung; ein Held faßt ein Frauenzimmer nicht bey der Hand, sondern beym Arme. — Nach dieser sinnreichen Erklärung betrachtete ich mir das Basrelief etwas genauer, und glaubte deutlich gewahr zu werden, daß der Künstler nur deshalb jene Bewegung gewählt, weil an dieser Stelle nicht Marmor genug war, um des Perseus Hand weiter vorzurücken. Aber so geht es großen Männern gewöhnlich: In dem kleinsten was sie thun, wird tiefer verborgener Sinn geahndet, wenn sie gleich nur durch die Umstände dazu genöthigt wurden, oder auch gar nichts dabey dachten.

Im sechsten Saale findet man, ausser ein paar hundert Inschriften aus den Grabmählern der Freygelassenen der Livia Augusta, eine Menge Büsten, Statüen, Sarkophagen u. s. w. Der siebente, ähnlich geschmückte Saal, zeichnet sich durch eine Statüe von rosso antico aus, einen Faun mit Weintrauben; ferner durch eine zwey Fuß hohe Vase von Bronze, derer Inschrift beweist, daß Mithridat sie einem Gymnasio schenkte, und endlich besonders durch das schöne, schon von Plinius gepriesene, und durch zahllose Copieen vervielfältigte Mosaik, auf welchem vier Tauben auf dem Rande einer Schaale sitzen.

Ich steige wieder hinab in den Hof vor den sogenannten Pallast der Konservatoren. Es halten da nähmlich Herren ihre Sitzungen, die Konservatoren von Rom heißen; ob sie's wirklich sind, weiß ich nicht. Im Hofe findet man Ueberbleibsel von ungeheuern Kolossen, unter andern einen Fuß, dessen große Zeh dicker ist, als der Körper eines wohlbeleibten Mannes. Man hält ihn für einen Ueberrest des Sonnen-Kolosses, der ein und vierzig Fuß hoch war. Hinter einem Staket von Eisen wird man eine schöne triumphirende Roma und ein paar überwundene Könige gewahr.

Gleich bey der Treppe ist eine Copie der berühmten Säule mit Schiffsschnäbeln in die Wand gemauert, welche auf dem Forum Romanum

dem

dem Consul Cajus Duillius, wegen seines Siegs über Karthago, errichtet wurde. Auf der Treppe sieht man, außer einer Urania und Thalia, die nicht viel bedeuten, vier schöne Basreliefs aus der Geschichte Marc. Aurels, auch einen Curtius, der sich mit seinem Rosse in den Flammenschlund stürzt. Im ersten Saale hat Arpino Römerthaten gemahlt. Im zweyten Saale sind diese Gemählde durch einen andern fortgesetzt worden, und man hat auch Büsten berühmter päbstlicher Feldherren dahin gestellt, z. B. Colonna u. a. m. Das Auge weilt aber doch am liebsten auf der Büste von Bronze, welche Michel Angelos sehr ähnliches Portrait darstellt. — Im dritten Saale ist eine schöne Statüe von Bronze, einer der Sklaven, welche einst Rom retteten. — Der vierte Saal ist sehr interessant durch die konsularischen Fasten in Marmor gegraben, welche bis auf Kaiser Augusts Zeiten reichen, und in der Gegend gefunden worden, wo einst die Curia Hostilia stand. — Der fünfte wird durch eine heilige Familie von Giulio Romano geziert, und auch ein paar Gänse von Bronze stehen da, von welchen man glaubt, sie seyen den Gänsen zu Ehren verfertigt worden, deren Geschrey das Kapitolium einst seine Rettung dankte. — Vom sechsten Zimmer ist mir nichts im Gedächtniß geblieben, denn die gerühmten Tapeten sind schlecht; aber das letzte enthält eine schöne Statüe des

Herkules von vergoldeter Bronze, in einen ihm geweihten Tempel gefunden. Auch ein paar andere Bildsäulen gewinnen dadurch Interesse, daß man sie für Cicero und Virgil ausgiebt. Man geht endlich noch durch ein paar Säle, wo die Nahmen altrömischer Magistratspersonen auf Marmortafeln stehen, die man irgendwo ausgegraben hat.

Bey der Gemählegallerie des Kapitolinus will ich mich gar nicht aufhalten, denn sie ist weder zahlreich, noch aus lauter Meisterwerken zusammen gesetzt. Eine Seele, von Guido Reni, ist freylich gut gemahlt, aber ich mußte doch dabey an den orbis pictus denken. Wer eine Seele mahlt, dem fehlt sie in diesem Augenblick. Vielleicht thut man auch Guido Unrecht, denn eigentlich ist es doch nur eine nackte menschliche Figur, und wer weiß, was er sich dabey gedacht hat. — Ariadne und Bachus wird auch Guido zugeschrieben, ich möchte aber daran zweifeln. Das sind wohl schwerlich seine Farben, und die Erfindung ist auch gar zu mager. — Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt, ist ein großes schönes Bild, dessen Schöpfer Rubens seyn soll. — Ein Weib von Tizian soll die Eitelkeit vorstellen. Man muß es darunter schreiben. — Ein Portrait von Diego Velasquez, von seiner eigenen Hand gemahlt, vereint mit dem Kunstlin-

teresse das des Gegenstandes, denn dieser Diego Velasquez ist, nach meinem Gefühl, ein so großer Mahler als irgend einer genannt werden kann. — Der zweyte Saal zeichnet sich noch weniger aus; er hängt auch nicht einmahl mit dem erstern zusammen. Es wird hier von jungen Mahlern fleißig copirt, und die Copieen, die zum Theil nicht schlecht sind, werden um geringe Preise verkauft. — Der nahe tarpejische Felsen, von dem einst die Verbrecher herabgestürzt wurden, mag, der Erinnerung halber, wohl besucht werden; man wird aber da nichts finden, als einen Krautgarten, mit einer niedrigen Mauer, von der man auf ein Dach herab sieht. — Am Abhang des kapitolinischen Berges stehen noch drey schöne Säulen mit ihrem Gebälke, einst ein Tempel des donnernden Jupiter, ihm vom Kaiser August aus Dankbarkeit geweiht, da ein Sklave vor seiner Sänfte vom Blitz erschlagen wurde, ohne daß der Kaiser selbst beschädigt wurde. — Ganz nahe dabey sind die schönen Ueberreste des Tempels der Eintracht, vom Consul Camillus, zum Gedächtniß der Versöhnung zwischen Adel und Bürgern erbaut. Acht prächtige, doch ungleiche jonische Säulen von orientalischem Granit, tragen ein Gebälke mit herrlichen Verzierungen.

39.

Die Triumphsäulen.

Die höchste ist die des Marc-Aurel, ihm von der Dankbarkeit des Volks bestimmt, von dem bescheidenen Monarchen aber dem Antoninus Pius gewidmet. Sie ist, bis zu ihrem Gipfel mit Basreliefs geschmückt, welche Marc-Aurels Siege über die Marcomannen darstellen. Man kann durch eine Schneckentreppe von fast zweyhundert Stufen bis auf die Spitze steigen; wo vormahls die Statue des guten Marc-Aurel stand, jetzt aber auch ein heil. Paul aufgerichtet ist. — Die Trajanssäule ist noch weit berühmter, wegen ihrer meisterhaften Basreliefs, welche mehr als dritthalbtausend Figuren enthalten, und die Siege Trajans über die Dacier verewigen. Sie ist, wie jene, von Marmor, doch etwas niedriger, nähmlich hundert und drey und dreyßig Fuß hoch; jetzt steht ein heil. Peter oben. Man kann auch inwendig hinaufsteigen, und eine herrliche Aussicht lohnt die Mühe. — Ich weiß nicht, ob noch jetzt Trajans Asche im Piedestal ruht? Schwerlich, denn die Urne war von Gold.

Mehr als durch alle Obelisken und Säulen wird Rom durch seine

Springbrunnen

gefiert. Dieser Reichthum von Wasser — freylich oft durch einen bizarren Geschmack zu Tage gefördert — diese lebendige Bewegung, diese Nymphen und Schwanen, diese zahllose Menge von Dryaden und Najaden, die fast auf jedem freyen Platze ihr Wasser bald hoch in die Luft spritzen, bald aus Urnen herabplätschern lassen — das gibt der Stadt eine außerordentliche Lebendigkeit, und ersetzt gewissermaßen für das Auge den Mangel an Einwohnern. Von den beyden herrlichen Springbrunnen auf dem Petersplatze habe ich bereits geredet. Der Brunnen Trevi imponirt auf eine ganz verschiedene Weise. Der Ocean scheint aus einem Muschelwagen seinen Pallast zu verlassen, Meerpferde ziehen, Tritonen umgeben ihn, Gesundheit und Ueberfluß stehen in Nischen ihm zur Seite. Das Ganze ist von Marmor.

Eine ungeheure Wassermasse ergießt sich von allen Seiten in ein Becken, das ich eher einen Teich nennen möchte. Es ist ein herrliches klares Wasser, schon zu der Römer Zeiten berühmt; ein junges Mädchen fand einst die Quelle und zeigte sie dürstigen Soldaten, daher das Wasser aqua virgo (Jungfrauen-Wasser) genannt, und

von Auguste Schwiegersohn, Agrippa, nach Rom geleitet wurde. Es gefällt mir, daß ein Pabst sowohl das Andenken an diesen Agrippa, als an das junge Mädchen durch zwey Basreliefs verewigt hat. — Viele halten die Komposition der ganzen Gruppe für unschicklich, weil sie sich an einen Pallast lehne; und man also nicht begreife, woher das Wasser komme? Ich finde diesen Vorwurf ungerecht. Wo Ocean steht, da kann er auch Wasser schaffen. Man kann ja den nähmlichen Zweifel auf jeder Stelle erregen, wäre sie auch mitten auf einem Markte. Man muß sich nur nicht vorstellen, daß Wasser ströme aus dem Pallaste, nein, es entspringt, auf Oceans Winke, aus seinem Muschelwagen. — Bey dem Brunnen Termini, auch aqua felix genannt, läßt ein kolossaler Moses das Wasser aus dem Felsen strömen. Die Idee wäre in der That nicht übel, wenn man nur die Umgebungen damit in Einklang gebracht hätte. Aber wie kommt Moses Felsen in der Wüste zu den Arcaden, und jonischen Säulen? und warum giebt sich der Prophet so viele Mühe, da ja schon ein paar schöne Löwen von schwarzem Basalt, (egyptische Arbeit) aus ihren Rachen dicke Ströme schleudern? — Auf dem spanischen Platze ist ein Brunnen in Gestalt einer Barke. Dieser Bernini hat doch wunderliche Einfälle

gehalt. — Der Brunnen auf dem campo Vaccino ergießt sich in ein ungeheures Becken von orientalischem Granit, welches schon in den ältesten Zeiten zu dem nähmlichen Behuf diente. — Der Brunnen Paulina ist der wasserreichste in Rom, und wurde zuerst von Trajan dahin geleitet. Jetzt ist er mit Bögen, Säulen und einer Attika geschmückt, Drachen speyen Wasser, Inschriften prahlen, die Materialien dazu hat man vom Forum des Nerva geraubt. — Der Brunnen auf dem Platze Navona ist von dem geschmacklosen Bernini sehr bunt mit Felsen, Obelisken, Meerpferden, Löwen u. dgl. ausgeziert worden. Ferner findet man da, in colossaler Gestalt, den Ganges, den Nil, den Plataflus und die Donau. Es ist wohl die lächerlichste Idee von der Welt, vier der größten Flüsse des Erdbodens auf einen kleinen Brunnen zu stellen. — Der Brunnen an der Sixtusbrücke ist zwar weit kleiner, aber unendlich schöner in seiner Einfachheit. Nur eine Nische zwischen zwey jonischen Säulen, aber ein unvereinzelter, breiter Wasserstrom stürzt sich hoch hinab, zuerst in ein kleines, dann in ein größeres Becken, welches einen herrlichen Anblick gewährt. — Der Schildkrötenbrunnen auf dem Platze Mattei ist eine artige Spielerey. Vier Figuren von Bronze setzen vier Schildkröten auf den Rand des Beckens, aus dem sich ein Springbrunnen erhebt.

— Auf dem Platze Barberini stehen zwey Brunnen von dem sinnreichen Bernini. Hier sprühen Delphine und Tritonen das Wasser, dort gar drey Bärenen, die auf einer Muschel sitzen. — Es giebt auch einige Gesundbrunnen zu Rom, deren Kraft gerühmt wird. Einer derselben heißt aqua acetosa (Sauerbrunnenwasser.)

41.

Die Bäder des Diocletian

waren die größten in Rom. Man kann sich einen Begriff von ihrem ungeheuern Umfange machen, wenn ich kurz nenne, was, außer den ansehnlichen Ruinen, noch jetzt auf dem Platze steht, den sie einst einnahmen. Kirche, Kloster und Garten der Bernhardiner; Kirche, Kloster und Weinberg der Carthäuser; zwey große Plätze; ein Theil der Villa Negroni; weitläuftige Kornböden und viele Privathäuser. Sie enthielten aber auch bey dreytausend Bäder aller Art, schöne Hallen, prächtige Säle, Spatziergänge, Schulen, Plätze zu gymnastischen Spielen u. s. w. Die berühmte Ulpianische Bibliothek war daselbst aufgestellt, und in einem großen Saale, Pinacotheca genannt, bewundert man die Meisterwerke der Mahlerey und Bildhauerkunst. Sieben Jahre ließ Diocletian durch vierzigtausend Christensclaven

daran ordnen. Die runde Bernhardinerkirche ist aus dem Gebäude entstanden, wo man das Wasser zu den Bädern wärmte. An der Stelle der Pinacotheca steht eine Marienkirche, die Michel Angelo erbaut hat. Es stehen noch jetzt acht ungeheure antike Säulen von orientalischem Granit darinnen. Carl Maratti und Salvator Rosa liegen hier begraben. Einige Mosaikgemählde sind sehenswerth.

Ein paar große Mathematiker haben, auf päbstlichen Befehl, vor hundert Jahren eine Mittagslinie verfertigt, weil man, mit Recht, dieß Gebäude für eins der stärksten in Rom hielt. Der Sonnenstrahl dieser Linie fällt durch ein päbstliches Wappen.

42.

Die Villa Borghese.

Abgesehen von ihren Kunstschätzen, die zum Theil einzig sind, ist Er auch ein sehr anmuthiger Spaziergang, wohin die vornehmsten wie die gemeinsten Römer Haufenweise wallen, um sich im Schatten der immer grünenden Eichen zu erquicken. Doch seit Kurzem nicht mehr so häufig als vormahls, denn die neue Prinzessin Borghese, die ein wenig zu oft und stark fühlt, wessen Schwester sie ist, hat den größten und schönsten

Thür das Haus verschlossen, um dort — zu konspiriren oder was weiß ich? Man kann leicht denken, daß sie die Liebe des römischen Volks nicht dadurch gewonnen hat, so wie sie durch das Verstreuen neuer Sitten und Gewohnheiten einzuführen, auch die Herzen des römischen Adels schnell entfremdete, und keinen andern Vortheil daraus zog, als daß sie — allein blieb. Da nun ein solches Alleinbleiben bey Damen ihres Ruf mit langer Weile verknüpft zu seyn pflegt, so entschloß sie sich endlich einen Schritt zurück zu thun, und fügte sich etwas mehr in die römischen Gewohnheiten.

Die Villa hat drey Meilen im Umfang, in den Alleen wimmeln Antiken; die Façade des Pallastes ist damit übersäet. Eine Wirkung der Erbitterung des Volks scheint es aber zu seyn, daß alle diese Antiken, so weit man mit Händen oder Stöcken hat reichen können, seit kurzem verstümmelt worden sind. — Eine breite Treppe führt zu einer Vorhalle, wo vier Säulen von dem äußerst feinen Marmor befindlich sind, der Lumachello heißt, und sich aus lauter kleinen Schnecken gebildet hat. Tritt man in den ersten großen Saal, so zieht sogleich ein herrliches Basrelief die Blicke auf sich, Curtius, wie er sich in die Flammen stürzt. Der ganze Saal ist mit Statüen und Büsten von griechischer Meisterhand gefüllt, unter welchen eine Gruppe des

Herkules mit seinem Sohn Telephus, und ein Achilles sich besonders auszeichnen. In der Mitte des ersten Zimmers prangt eine prächtige Vase, auf welcher ein Bachanal ist. Schade, daß unter den schönen Statuen ringsumher auch ein David von Bernini steht. — Im zweyten Zimmer steht ein Sarkophag, dessen Basrelief den Tod Meleagers vorstellt; auf demselben ein schöner Bachus, der mit einem Kinde spielt. Unter dem übrigen ist ein sterbender Seneca von Porphyrstein merkwürdig. Doch lieber ruht das Auge auf den drey Grazien, die lieblich gruppirt, eine Rose stützen. — Im dritten Zimmer hat man Bernini die Ehre angethan, seinen Apollo und Daphne in die Mitte zu stellen. Auch einen Nemes und Antises hat man hier von ihm aufbewahrt. Man kann denken, wie diese geschnörkelten Kunststücke gegen den Jupiter und den Belisar abstechen, die sich in ihrer Nachbarschaft befinden. — Das vierte Zimmer ist eine Art von Gallerie, mit Marmor reich und schön verziert; die kolossalen Büsten des Marc-Aurel und des Lucius Verus sind vorzüglich schön. — Im fünften Zimmer hat sich Bernini an einem Hermaphroditen versündigt. Es stehen da aber auch ein paar schöne Gruppen. Coriolan mit seiner Mutter und Castor und Pollux. Das Pflaster ist antike Mosaik. — In dem sechsten Zimmer steht der weltberühmte

Fechter von dem griechischen Bildhauer Agasias. Als die neue Prinzessin Borghese ihn zum ersten Mahle sah, soll sie befohlen haben, ihn ein wenig abzuraspeln, weil er so schmutzig aussahe. Das mag wohl nur eine boshafte Erfindung der Römer seyn. — Das siebente Zimmer enthält viele egyptische Götzen und allerley bunte Statuen, die mir nicht gefallen. — Endlich im achten Zimmer ist ein trefflicher Silen, der den Bacchus als Kind in seinen Armen hält. Man pflegt diese Gruppe auch Satuen zu nennen, und sie wird besonders dadurch merkwürdig, daß sie gar nicht restaurirt ist; ein höchst seltener Fall. Außerdem sind noch mehrere der trefflichsten Kunstwerke für dieses Zimmer aufbehalten worden, unter andern der von Winkelmann hochgepriesene geflügelte Genius, ein Centaur, den die Liebe zähmt, Amor und Psyche u. s. w. Die Plafonds sind sämmtlich schön, manche vortrefflich gemahlt, doch außer Sonca, ist eben kein berühmter Nahme unter den Meistern. Das Amendement ist prächtig und geschmackvoll, man erräth daraus sogleich, daß keine Italienerin hier herrscht. In den obern Zimmern sind viele gute Gemählde, von neuern Meistern, auch Landschaften von Hackert. — Der Park ist recht artig, ob ich ihn gleich mit dem zu Dessau oder Weimar nicht vergleichen möchte. An einem See steht ein Tempel des Aeskulap mit ei-

nen griechischen Statüe dieses Gottes. Auch einen Dianentempel, einen Cirkus zu Wettrennen und allerley andere Ideen sind reichlich angebracht, doch fast alle in dem verschlossenen Theile des Gartens.

43.

Der Pallast Farnese

wird für ein Meisterwerk der Architektur gehalten. Es war wohl eine geringe Kunst, mit dem Raube des Colosseums etwas gutes und prächtiges zu bauen. Die besten Statüen, der Herkules u. s. w. sind aus dem Hofe des Pallastes nach Neapel gebracht worden. Jetzt steht da nur noch der Sarkophag der Cecilia Metella, welcher gar nicht dahin gehört. Eine Gallerie, von Hannibal Caracci al Fresco gemahlt, soll sein größtes Werk seyn. Es stellt Bacchus und Ariadne, und mehrere andere Göttergeschichten vor.

44.

Der Pallast Colonna.

Die meisten Palläste zu Rom sind einander vollkommen ähnlich, das heißt: wenn man die Gemählde heraus nimmt, so geben sie treffliche Wohnungen für Nachteulen ab. Der Pallast Colonna aber unterscheidet sich doch durch einem

wahrhaft königlichen Saal, der über zweyhundert Fuß lang ist, und sich in eine Art von Tribune endigt, zu welcher man einige Stufen hinaufsteigt. Auch ohne Gemählde würde diese Gallerie eine Zierde jedes Pallastes seyn, um wie viel mehr anjetzo, da Landschaften von Claude Lorrain und Salvator Rosa, mehrere Bilder von Rubens, Guido Reni, Tizian, Vandyk u. s. w darin befindlich sind. Auch die übrigen zahlreichen Zimmer wird man nicht ohne Interesse durchwandeln, eins ist al Fresco von Poussin gemahlt, von dem auch viele Landschaften im Pallaste zerstreut sind. Freylich muß man auch hier zwanzig schlechte Bilder angaffen, ehe man einmahl auf eine heilige Familie von Andrea del Sarto, oder eine Magdalene von Guido stößt; aber das ist nun einmahl der Geschmack der römischen Großen, sie machen es alle wie Gärtner, die ein paar Hyacinthen mit einer Reihe von bunten Tulpen einfassen. — Die Statuen und Büsten des Pallastes Colonna bedeuten in Rom wenig.

45.

Der Pallast Borgheſe

ist des Herrn der Villa Borgheſe würdig. Schon der Eintritt in den Hof imponirt, denn er ist mit

Arkaden umgeben, die auf sechs und neunzig Granitsäulen dorischer und korinthischer Ordnung ruhen. Ich nenne unter den zahlreichen Gemählden die Jagd der Diana von Domenichino als eins der berühmtesten, ob es gleich auf mich keinen außerordentlichen Eindruck gemacht hat. Dasselbe muß ich von Raphaels Abnahme vom Kreuz bekennen; lieber verweilt' ich bey Machiavells und Borgia's Portrait von seinem Pinsel, bey der Venus des Leonardo da Vinci und einigen andern. Es ist ein anmuthiger Gedanke, ein ganzes Zimmer mit lauter Darstellungen der Venus anzufüllen; man sieht und vergleicht gern, wie so mancher berühmte Meister sich das Ideal der Schönheit gedacht hat. Es sind ein Paar darunter, z. B. die von Rubens, die kaum zu Köchinnen taugen möchten. Ein Zimmer mit Spiegelgläsern tapeziert, die wiederum mit Blumen und Genien tapeziert sind, ist eine Spielerey, der ich keinen Geschmack abgewinnen kann. Wenn übrigens in diesem Pallaste die Nahmen Raphael, Leonardo da Vinci u. s. w. dem Cicerone alle Augenblick über die Lippen laufen, so ist das bloß eine römische Façon de parler. — Die obern Zimmer sollen prächtig möblirt seyn; ich habe sie nicht gesehen.

46.

Das Pantheon.

Nach dem Coloseum giebt es nichts herrlicheres und majestätischeres in Rom. Es ist der Triumph der alten Baukunst und die Verzweiflung der neuern. Mancher Zierde hat man es beraubt, durch manchen Zusatz es zu verhunzen gestrebt, aber dennoch steht das Ganze noch wohl erhalten, und beym ersten Blicke möchte man ausrufen: das ist ein Tempel aller Götter! — Einst hat Agrippa diesen herrlichen Tempel dem rächenden Jupiter gewidmet, zum Andenken der Schlacht, welche Augustus gegen Antonius und Cleopatra gewann. Die Bildsäulen aller Götter in Bronze, Silber, Gold und edlen Steinen schmückten ihn würdig. Die prächtige Vorhalle ruht auf sechszehn ungeheuren Säulen von orientalischem Granit, jede aus einem Block gehauen; die Decke desselben bestand aus Bronze, die Nägel allein wogen bey zehntausend Pfund, das Ganze über vierhundert funfzigtausend. Urban VIII. benützte diese kostbare Decke zu seinem Baldachin in der Peterskirche, und aus dem, was übrig blieb, ließ er Kanonen für die Engelsburg gießen. Die Halle war auch mit schönen Statuen geschmückt, unter andern stand da eine Venus, welche die eine

große

große Perle als Ohrgehäng trug, deren Gepaarte Cleopatra, einst in Essig auflöste und trank. Die Statüen raubte schon Kaiser Constans und ließ sie nach Constantinopel bringen. Man stieg vormahls auf sieben Stuffen zu diesem Portikus, jetzt liegen fünf derselben unter dem erhöhten Boden. Als ich in Rom war, ließen die Zöglinge der französischen Akademie daselbst graben, und fanden unter andern, daß das Pantheon mit einer Mauer umgeben gewesen sey. — Der Tempel selbst ist völlig rund, von gleicher Höhe und Durchmesser, nähmlich hundert drey und dreyßig Fuß, von einem ungestützten, Staunen erregenden Gewölbe überschattet. In der Mitte dieses Gewölbes ist eine Oeffnung, durch welche allein er sein Licht empfängt. Freylich dringt der Regen häufig da herein, denn die Oeffnung ist unverschlossen, aber doch möchte ich um keinen Preis andere Fenster darin sehen. Der Charakter imponirender Majestät war diesem Tempel ursprünglich und unauslöschlich aufgedrückt. Was muß er nicht gewesen seyn, als die von Plinius so hochgerühmten Caryatiden von Bronze noch das Gewölbe zu tragen schienen, und Silberplatten seine Caissons bedeckten. Das Kostbarste darin sind jetzt die Grabmähler von Metastasio, Mengs, Winkelmann, Poussin, Sachini und Raphael, dessen lateinische Grabschrift so lautet: „Dieser ist Raphael! als er lebte,

fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er starb, mit ihm zu sterben." — Man hat viel Wesens aus dieser Grabschrift gemacht, deren Verfasser der Kardinal Bembo ist. Ich finde sie höchst lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, so wäre er ein schlechter Mahler gewesen.

47.

Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bogen mit Durchgängen nach vier Seiten, den sie an Orte stellten, wo das Volk sich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böser Witterung finden möchte. Jetzt ist nur dieser eine noch übrig, ausserordentlich massiv aus griechischem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in der Erde versunken. Daß er in den mittlern Zeiten auch einmahl befestigt gewesen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Jannsbögen hätten als eine Art Börse gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volks konnten sie wohl fassen, der sich vor einem Platzregen zusammendrängte; aber für Geschäftsleute, die hin und her gehen, hatten sie zu wenig Raum. Gleich neben dem Jannsbogen steht

48.

Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunstreichen Basreliefs versehen, die, so wie der ganze Bogen sehr beschädigt sind. Ihm gegenüber wandert man zu den

49.

Großen Cloaken,

einem der erstaunenswürdigsten und nützlichsten Werke, die jemahls von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. „Drey Dinge sind es vorzüglich," ruft Dionysius von Halicarnaß, „die von Roms Größe zeugen: die Wasserleitungen, Landstraßen, Cloaken." Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu lassen, legte schon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er sämmtliche Einwohner mit Härte anstrengte. Wer nicht zu den Kosten beytragen konnte oder wollte, der mußte persönlich helfen. So entstanden diese gewaltigen unterirdischen Gewölbe, so hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen

und ein sehr schöner antiker Altar schmücken diesen Saal. Von Bildhauerey hat er weiter noch nichts gekauft, allein dieß wenige ist schon sehr viel. Auch die Gemähldesammlung ist eben noch nicht zahlreich, aber es ist kein einziges schlechtes darunter, und man genießt endlich einmahl das Vergnügen, lauter Meisterstücke zu bewundern, ohne sich vorher durch einen Wust von Schofel durcharbeiten zu müssen. Der Kindermord von Poussin ist die vortrefflichste Darstellung, die ich von diesem abscheulichen Gegenstande gesehen habe. Die erste Wunde hat das Kind schon empfangen, und liegt am Boden blutend und schreyt. Der Henker holt aus, ihm den zweyten Streich zu versetzen. Die Mutter fängt ihn mit der einen Hand auf, indem sie mit der andern ihre Nägel in des Henkers Rücken schlägt. Ihr Gesicht — ach! das konnte freylich nur der Pinsel eines Meisters mahlen. Worte können das nicht. Es ist nicht blaß und hat doch gar keine Farbe; die Verzweiflung hat es angehaucht, es ist ein Colorit der Unterwelt, die Farbe der Höllenqualen, die wir nicht sehen, die gleichsam schnell durch unser Auge hindurch und wie ein kalter Schauder den Rücken hinab strömt. Ich mag nicht länger davon sprechen, es thut mir weh. Hätte ich das Bild gemahlt, es würde mich getödtet haben. Ich meine, Poussin hat keine Kinder gehabt, oder hat

die Kinder nicht geliebt; wie hätte er sonst das arme Geschöpf so unbarmherzig tödten können. Der Henker bedurfte doch dazu nur eines Streichs, der Mahler mußte es Wochen und Monate lang zu seinen Füßen bluten lassen. — Es fehlte mir an einem Führer, der mir die Nahmen der verschiedenen Meister hätte nennen können, doch habe ich manche derselben zuverläßig errathen. Eine Madonna ist sicher von Raphael und zwar eine seiner lieblichsten Werke. In einem herrlichen Brustbilde ist der Pinsel Leonardo's da Vinci auch nicht zu verkennen. Wenn eine meisterhafte Gruppe von mehrern Köpfen, beym Schein einer Laterne, von Honthorst ist, (wie ich fast vermuthe,) so ist es gewiß das gelungenste Werk dieses Meisters. Eine Venus im Schlafgemach ehrt Tizians Pinsel. Doch wozu das trockne Verzeichniß? Auch ist das Errathen der Meister eine Kunst, die schon Dubos höchst trügerisch nennt. Genug, hier ist, drey oder vier Bilder ausgenommen, gar nichts Mittelmäßiges anzutreffen, und es ist die einzige Gallerie in Rom, die ich mit voller Befriedigung verlassen habe. Es ist nicht zu leugnen, daß die geschmackvolle Möblirung die Schönheit der Bilder noch erhebt, und daß es einem sehr wohl thut, nicht immer auf schmutzigen Backsteinen zwischen ledernen Sesseln herumirren zu müssen. Lucian will seine Ge-

Fechter von dem griechischen Bildhauer Agasias. Als die neue Prinzessin Borghese ihn zum ersten Mahle sah, soll sie befohlen haben, ihn ein wenig abzuraspeln, weil er so schmutzig aussahe. Das mag wohl nur eine boshafte Erfindung der Römer seyn. — Das siebente Zimmer enthält viele egyptische Götzen und allerley bunte Statuen, die mir nicht gefallen. — Endlich im achten Zimmer ist ein trefflicher Silen, der den Bacchus als Kind in seinen Armen hält. Man pflegt diese Gruppe auch Satuen zu nennen, und sie wird besonders dadurch merkwürdig, daß sie gar nicht restaurirt ist; ein höchst seltener Fall. Außerdem sind noch mehrere der trefflichsten Kunstwerke für dieses Zimmer aufbehalten worden, unter andern der von Winkelmann hochgepriesene geflügelte Genius, ein Centaur, den die Liebe zähmt, Amor und Psyche u. s. w. Die Plafonds sind sämmtlich schön, manche vortrefflich gemahlt, doch außer Souca, ist eben kein berühmter Nahme unter den Meistern. Das Amendement ist prächtig und geschmackvoll, man erräth daraus sogleich, daß keine Italienerin hier herrscht. In den obern Zimmern sind viele gute Gemählde, von neuern Meistern, auch Landschaften von Hackert. — Der Park ist recht artig, ob ich ihn gleich mit dem zu Dessau oder Weimar nicht vergleichen möchte. An einem See steht ein Tempel des Aeskulap mit ei-

ner griechischen Statue dieses Gottes. Auch einen Dianentempel, einen Cirkus zu Wettrennen und allerley andere Ideen sind reichlich angebracht, doch fast alle in dem verschlossenen Theile des Gartens.

43.

Der Pallast Farnese

wird für ein Meisterwerk der Architektur gehalten. Es war wohl eine geringe Kunst, mit dem Raube des Colosseums etwas gutes und prächtiges zu bauen. Die besten Statüen, der Herkules u. s. w. sind aus dem Hofe des Pallastes nach Neapel gebracht worden. Jetzt steht da nur noch der Sarkophag der Cecilia Metella, welcher gar nicht dahin gehört. Eine Gallerie, von Hannibal Caracci al Fresco gemahlt, soll sein größtes Werk seyn. Es stellt Bacchus und Ariadne, und mehrere andere Göttergeschichten vor.

44.

Der Pallast Colonna.

Die meisten Palläste zu Rom sind einander vollkommen ähnlich, das heißt: wenn man die Gemählde heraus nimmt, so geben sie treffliche Wohnungen für Nachteulen ab. Der Pallast Colonna aber unterscheidet sich doch durch einem

wahrhaft königlichen Saal, der über zweyhundert Fuß lang ist, und sich in eine Art von Tribune endigt, zu welcher man einige Stufen hinaufsteigt. Auch ohne Gemählde würde diese Gallerie eine Zierde jedes Pallastes seyn, um wie viel mehr anjetzo, da Landschaften von Claude Lorrain und Salvator Rosa, mehrere Bilder von Rubens, Guido Reni, Tizian, Vandyk u. s. w darin befindlich sind. Auch die übrigen zahlreichen Zimmer wird man nicht ohne Interesse durchwandeln, eins ist al Fresco von Poussin gemahlt, von dem auch viele Landschaften im Pallaste zerstreut sind. Freylich muß man auch hier zwanzig schlechte Bilder angaffen, ehe man einmahl auf eine heilige Familie von Andrea del Sarto, oder eine Magdalene von Guido stößt; aber das ist nun einmahl der Geschmack der römischen Großen, sie machen es alle wie Gärtner, die ein paar Hyacinthen mit einer Reihe von bunten Tulpen einfassen. — Die Statüen und Büsten des Pallastes Colonna bedeuten in Rom wenig.

45.

Der Pallast Borgheſe

ist des Herrn der Villa Borgheſe würdig. Schon der Eintritt in den Hof imponirt, denn er ist mit

Arkaden umgeben, die auf sechs und neunzig Granitsäulen dorischer und korinthischer Ordnung ruhen. Ich nenne unter den zahlreichen Gemählden die Jagd der Diana von Domenichino als eins der berühmtesten, ob es gleich auf mich keinen außerordentlichen Eindruck gemacht hat. Dasselbe muß ich von Raphaels Abnahme vom Kreuz bekennen; lieber verweilt ich bey Machiavells und Borgia's Portrait von seinem Pinsel, bey der Venus des Leonardo da Vinci und einigen andern. Es ist ein anmuthiger Gedanke, ein ganzes Zimmer mit lauter Darstellungen der Venus anzufüllen; man sieht und vergleicht gern, wie so mancher berühmte Meister sich das Ideal der Schönheit gedacht hat. Es sind ein Paar darunter, z. B. die von Rubens, die kaum zu Köchinnen taugen möchten. Ein Zimmer mit Spiegelgläsern tapeziert, die wiederum mit Blumen und Genien tapeziert sind, ist eine Spielerey, der ich keinen Geschmack abgewinnen kann. Wenn übrigens in diesem Pallaste die Nahmen Raphael, Leonardo da Vinci u. s. w. dem Cicerone alle Augenblick über die Lippen laufen, so ist das bloß eine römische Façon de parler. — Die obern Zimmer sollen prächtig möblirt seyn; ich habe sie nicht gesehen.

46.

Das Pantheon.

Nach dem Coloseum giebt es nichts herrlicheres und majestätischeres in Rom. Es ist der Triumph der alten Baukunst und die Verzweiflung der neuern. Mancher Zierde hat man es beraubt, durch manchen Zusatz es zu verhunzen gestrebt, aber dennoch steht das Ganze noch wohl erhalten, und beym ersten Blicke möchte man ausrufen: das ist ein Tempel aller Götter! — Einst hat Agrippa diesen herrlichen Tempel dem rächenden Jupiter gewidmet, zum Andenken der Schlacht, welche Augustus gegen Antonius und Cleopatra gewann. Die Bildsäulen aller Götter in Bronze, Silber, Gold und edlen Steinen schmückten ihn würdig. Die prächtige Vorhalle ruht auf sechszehn ungeheuren Säulen von orientalischem Granit, jede aus einem Block gehauen; die Decke desselben bestand aus Bronze, die Nägel allein wogen bey zehntausend Pfund, das Ganze über vierhundert funfzigtausend. Urban VIII. benützte diese kostbare Decke zu seinem Baldachin in der Petrskirche, und aus dem, was übrig blieb, ließ er Kanonen für die Engelsburg gießen. Die Halle war auch mit schönen Statuen geschmückt, unter andern stand da eine Venus, welche die eine

große

große Perle als Ohrgehäng trug, deren Gepaarte Cleopatra, einst in Essig auflöste und trank. Die Statüen raubte schon Kaiser Constans und ließ sie nach Constantinopel bringen. Man stieg vormahls auf sieben Stuffen zu diesem Portikus, jetzt liegen fünf derselben unter dem erhöhten Boden. Als ich in Rom war, ließen die Zöglinge der französischen Akademie daselbst graben, und fanden unter andern, daß das Pantheon mit einer Mauer umgeben gewesen sey. — Der Tempel selbst ist völlig rund, von gleicher Höhe und Durchmesser, nähmlich hundert drey und dreyßig Fuß, von einem ungestützten, Staunen erregenden Gewölbe überschattet. In der Mitte dieses Gewölbes ist eine Oeffnung, durch welche allein er sein Licht empfängt. Freylich dringt der Regen häufig da herein, denn die Oeffnung ist unverschlossen, aber doch möchte ich um keinen Preis andere Fenster darin sehen. Der Charakter imponirender Majestät war diesem Tempel ursprünglich und unauslöschlich aufgedrückt. Was muß er nicht gewesen seyn, als die von Plinius so hochgerühmten Caryatiden von Bronze noch das Gewölbe zu tragen schienen, und Silberplatten seine Caissons bedeckten. Das Kostbarste darin sind jetzt die Grabmähler von Metastasio, Mengs, Winkelmann, Poussin, Sachini und Raphael, dessen lateinische Grabschrift so lautet: „Dieser ist Raphael! als er lebte,

fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er starb, mit ihm zu sterben." — Man hat viel Wesens aus dieser Grabschrift gemacht, deren Verfasser der Kardinal Bembo ist. Ich finde sie höchst lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, so wäre er ein schlechter Mahler gewesen.

47.

Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bogen mit Durchgängen nach vier Seiten, den sie an Orte stellten, wo das Volk sich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böser Witterung finden möchte. Jetzt ist nur dieser eine noch übrig, ausserordentlich massiv aus griechischem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in der Erde versunken. Daß er in den mittlern Zeiten auch einmahl befestigt gewesen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Janusbögen hätten als eine Art Börse gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volks konnten sie wohl fassen, der sich vor einem Platzregen zusammendrängte; aber für Geschäftsleute, die hin und her gehen, hatten sie zu wenig Raum. Gleich neben dem Janusbogen steht

48.

Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunstreichen Basreliefs versehen, die, so wie der ganze Bogen sehr beschädigt sind. Ihm gegenüber wandert man zu den

49.

Großen Cloaken,

einem der erstaunenswürdigsten und nützlichsten Werke, die jemahls von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. „Drey Dinge sind es vorzüglich," ruft Dionysius von Halicarnaß, „die von Roms Größe zeugen: die Wasserleitungen, Landstraßen, Cloaken." Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu lassen, legte schon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er sämmtliche Einwohner mit Härte anstrengte. Wer nicht zu den Kosten beytragen konnte oder wollte, der mußte persönlich helfen. So entstanden diese gewaltigen unterirdischen Gewölbe, so hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen

durchfahren konnte. Wie hoch sich die Kosten ihrer Erbauung belaufen, ist nicht bekannt, aber ihre bloße Ausbesserung kostete einst tausend Talente (etwa siebenhundert fünfzigtausend Thaler). Nach der Einäscherung Roms durch die Gallier vergaß man die Lage dieser Kanäle ganz; Paläste und Kirchen wurden auf ihnen erbaut, denen sie, zum Theil noch immer ungekannt, zum sichern Grunde dienen. Wasserfluthen und Erdbeben haben sie stets getrotzt. Ein Aedil Agrippa ließ einst sie reinigen, und fuhr dann auf einem Boote hindurch bis in die Tiber. Dasselbe konnte, nach Cassiodors Behauptung, noch mehrere hundert Jahre nachher geschehen. Engländer, die immer die kühnsten Wagehälse unter den Reisenden sind, arbeiten sich auch jetzt noch bisweilen hindurch. Das Wagestück ist überflüßig, denn man kann die herrlichsten Ueberreste ohne alle Gefahr bewundern. Man sieht Steinblöcke von fünf Fuß Länge und drey Fuß Dicke, die, ohne Kalk oder Mörtel, in ungeheure Gewölbe zusammen gefügt sind, und gern stimmt man Plinius und Strabo bey, wenn sie das unterirdische Rom für eben so bewundernswerth erklären, als das oberirdische. Als dreyhundert Jahre nach Erbauung der Stadt die Pest wüthete, warf man die Leichen hinein, und etwa vierhundert Jahre nachher geschah dasselbe mit vielen Körpern, die bey einer Schlägerey auf dem

Markte getödtet worden waren, als die Parthey des Clodius die Zurückberufung des Cicero zu verhindern suchte. Daher machte man es den Prätoren zu einer ihrer ersten Pflichten, für die Reinigung der Cloaken zu wachen. Die Päbste Gregor IX. und XV. haben ansehnliche Kosten darauf gewandt, die Cloaken wieder herzustellen.

50.

Der Pallast Lucian Bonaparte's.

Endlich doch einmahl ein elegant möblirtes Haus, eine behagliche Wohnung. Wenn man auch nicht wüßte, in wessen Pallast man sich befindet, so würde man doch augenblicklich errathen, daß er keinem Italiäner gehöret. Zwar hat Lucian ihn noch nicht gekauft, er steht noch darüber im Handel; aber er hat die Zimmer doch einstweilen für sich eingerichtet, und bey jedem Schritte fühlt man die Nähe des Mannes vom Geschmack, des Kunstkenners und Liebhabers. In dem großen Saale steht die herrliche Statüe der Minerva, die er von dem Fürsten Giustiniani gekauft hat, und die der berühmten Pallas von Velletri wohl den Preis streitig machen möchte. Hohe Majestät ist ihr Charakter. Auch das oft gepriesene Basrelief, auf welchem Bacchus oder Jupiter mit der Milch der Amalthea getränkt wird,

und ein sehr schöner antiker Altar schmücken diesen Saal. Von Bildhauerey hat er weiter noch nichts gekauft, allein dieß wenige ist schon sehr viel. Auch die Gemählde sammlung ist eben noch nicht zahlreich, aber es ist kein einziges schlechtes darunter, und man genießt endlich einmahl das Vergnügen, lauter Meisterstücke zu bewundern, ohne sich vorher durch einen Wust von Schofel durcharbeiten zu müssen. Der Kindermord von Poussin ist die vortrefflichste Darstellung, die ich von diesem abscheulichen Gegenstande gesehen habe. Die erste Wunde hat das Kind schon empfangen, und liegt am Boden blutend und schrept. Der Henker holt aus, ihm den zweyten Streich zu versetzen. Die Mutter fängt ihn mit der einen Hand auf, indem sie mit der andern ihre Nägel in des Henkers Rücken schlägt. Ihr Gesicht — ach! das konnte freylich nur der Pinsel eines Meisters mahlen. Worte können das nicht. Es ist nicht blaß und hat doch gar keine Farbe; die Verzweiflung hat es angehaucht, es ist ein Colorit der Unterwelt, die Farbe der Höllenqualen, die wir nicht sehen, die gleichsam schnell durch unser Auge hindurch und wie ein kalter Schauder den Rücken hinab strömt. Ich mag nicht länger davon sprechen, es thut mir weh. Hätte ich das Bild gemahlt, es würde mich getödtet haben. Ich meine, Poussin hat keine Kinder gehabt, oder hat

die Kinder nicht geliebt; wie hätte er sonst das arme Geschöpf so unbarmherzig tödten können. Der Henker bedurfte doch dazu nur eines Streichs, der Mahler mußte es Wochen und Monate lang zu seinen Füßen bluten lassen. — Es fehlte mir an einem Führer, der mir die Nahmen der verschiedenen Meister hätte nennen können, doch habe ich manche derselben zuverläßig errathen. Eine Madonna ist sicher von Raphael und zwar eine seiner lieblichsten Werke. In einem herrlichen Brustbilde ist der Pinsel Leonardo's da Vinci auch nicht zu verkennen. Wenn eine meisterhafte Gruppe von mehrern Köpfen, beym Schein einer Laterne, von Honthorst ist, (wie ich fast vermuthe,) so ist es gewiß das gelungenste Werk dieses Meisters. Eine Venus im Schlafgemach ehrt Tizians Pinsel. Doch wozu das trockne Verzeichniß? Auch ist das Errathen der Meister eine Kunst, die schon Dubos höchst trügerisch nennt. Genug, hier ist, drey oder vier Bilder ausgenommen, gar nichts Mittelmäßiges anzutreffen, und es ist die einzige Gallerie in Rom, die ich mit voller Befriedigung verlassen habe. Es ist nicht zu leugnen, daß die geschmackvolle Möblirung die Schönheit der Bilder noch erhebt, und daß es einem sehr wohl thut, nicht immer auf schmutzigen Backsteinen zwischen ledernen Sesseln herumirren zu müssen. Lucian will seine Ge-

mählde-Sammlung bis auf die Zahl von dreyhundert bringen; es sollen aber lauter Meisterwerke seyn. Dann wird sie nicht allein die einzige in Rom, sondern vielleicht die einzige in Europa werden. Mit dem Pallaste, wenn er ihn kauft, hat er weit aussehende Pläne. Man sagt, er wolle eine ganze Straße dazu kaufen, und ihn ungeheuer vergrößern. Diese Prachtliebe weiß ich nicht mit seinem Hange zur Häuslichkeit zu reimen, der in seiner Wohnung zu Rom, wie in der zu Paris, überall sichtbar ist. Sein Studierzimmer ist dicht neben dem Kinderzimmer, und dieses letztere ist mit so liebevoller Sorgfalt eingerichtet, daß man sogleich den zärtlichen Vater erkannte. Auch versicherte der Custode, Lucian würde es nicht überleben, wenn eins seiner Kinder sterben sollte. — Er hat nicht weit von Rom eine Villa, auch zu Mailand einen Pallast gekauft; es scheint also wohl, daß er Italien zu seinem zweyten Vaterlande machen werde.

51.

Die Theater in Rom.

Für eine so mäßige Bevölkerung, als Rom jetzt in sich faßt, giebt es der Theater bey weitem zu viele. Da ist Argentina (große Oper

und Ballet), Alliberti (große Oper und Ballet), della Valle (Opera Buffa und Schauspiel), Tordinone oder Apollo (Opera Buffa und Schauspiel), della pace (Farcen mit dem Pulcinell und Spektakelstücke), Polla Corde (ein artiges Marionettentheater mit dem Harlekin), und noch einige kleinere. Freylich sind alle nur während des Karnevals geöffnet, und dann überfüllen sich die Römer mit Schauspielen, wie an Festtagen mit Fleischspeisen, nur mit dem Unterschied, daß sie die letztern mit mehr Geschmack genießen als die erstern, und daß ihr Fleisch auch weit besser ist, als ihr Schauspiel. Ich war bey Eröffnung des Theaters Argentina gegenwärtig. Man gab Ines de Castro (das Sujet ist auch unter uns bekannt genug), mit langweiliger Musik von Guglielmi. Die prima donna sollte eine Engländerin seyn, Nahmens Plomer, von der es hieß, sie stehe in Diensten des Herzogs von Bayern, sie hatte sich aber kurz zuvor mit dem Direkteur gezankt, und er kündigte durch gedruckte Zettel an, sie sey krank geworden, daher eine andere sings ihre Rolle übernommen habe. Diese andere sang aber so leise, daß dem Publikum ihre Stimme ein tiefes Geheimniß blieb. Signora Plomer hingegen widersprach, gleichfalls gedruckt, der ihr aufgebürdeten Krankheit, und lud zu einem Konzert ein, in welchem sie den Gegenbeweis anhörlich

mählde-Sammlung bis auf die Zahl von dreyhundert bringen; es sollen aber lauter Meisterwerke seyn. Dann wird sie nicht allein die einzige in Rom, sondern vielleicht die einzige in Europa werden. Mit dem Pallaste, wenn er ihn kauft, hat er weit aussehende Pläne. Man sagt, er wolle eine ganze Straße dazu kaufen, und ihn ungeheuer vergrößern. Diese Prachtliebe weiß ich nicht mit seinem Hange zur Häuslichkeit zu reimen, der in seiner Wohnung zu Rom, wie in der zu Paris, überall sichtbar ist. Sein Studierzimmer ist dicht neben dem Kinderzimmer, und dieses letztere ist mit so liebevoller Sorgfalt eingerichtet, daß man sogleich den zärtlichen Vater erkannte. Auch versicherte der Custode, Lucian würde es nicht überleben, wenn eins seiner Kinder sterben sollte. — Er hat nicht weit von Rom eine Villa, auch zu Mailand einen Pallast gekauft; es scheint also wohl, daß er Italien zu seinem zweyten Vaterlande machen werde.

51.

Die Theater in Rom.

Für eine so mäßige Bevölkerung, als Rom jetzt in sich faßt, giebt es der Theater bey weitem zu viele. Da ist Argentina (große Oper

und Ballet), Alliberti (große Oper und Ballet), della Valle (Opera Buffa und Schauspiel), Tordinone oder Apollo (Opera Buffa und Schauspiel), della pace (Farcen mit dem Pulcinell und Spektakelstücke), Polla Corde (ein artiges Marionettentheater mit dem Harlekin), und noch einige kleinere. Freylich sind alle nur während des Karnevals geöffnet, und dann überfüllen sich die Römer mit Schauspielen, wie an Festtagen mit Fleischspeisen, nur mit dem Unterschied, daß sie die letztern mit mehr Geschmack genießen als die erstern, und daß ihr Fleisch auch weit besser ist, als ihr Schauspiel. Ich war bey Eröffnung des Theaters Argentina gegenwärtig. Man gab Ines de Castro (das Sujet ist auch unter uns bekannt genug), mit langweiliger Musik von Guglielmi. Die prima donna sollte eine Engländerin seyn, Nahmens Plomer, von der es hieß, sie stehe in Diensten des Herzogs von Bayern, sie hatte sich aber kurz zuvor mit dem Direkteur gezankt, und er kündigte durch gedruckte Zettel an, sie sey krank geworden, daher eine andere flugs ihre Rolle übernommen habe. Diese andere sang aber so leise, daß dem Publikum ihre Stimme ein tiefes Geheimniß blieb. Signora Plomer hingegen widersprach, gleichfalls gedruckt, der ihr aufgebürdeten Krankheit, und lud zu einem Konzert ein, in welchem sie den Gegenbeweis anhörlich

führen werde. Sie hat dieß Konzert wirklich gegeben, und alle Anwesende überzeugt, daß sie in der That eine gesunde schlechte Sängerin sey. — Der Castrat Sgatelli, ein sehr junger Mensch von sechszehn bis achtzehn Jahren, wurde auf einem Throne herein getragen, von dem er herab zu fallen zitterte. Vom Throne fiel er nicht, als er aber zu singen begann, da fiel er. — Der erste Tenor Guglielmi, ein Bruder des Komponisten, hat erst seit kaum einem Jahre zu singen angefangen, war aber dennoch der beste unter dem Haufen, und erhielt allgemeinen Beyfall. An allen übrigen gaben die Römer ihr Mißfallen laut und mit Recht zu erkennen. Man traut wirklich seinen Augen und Ohren kaum, wenn man mit dem gewöhnlichen Vorurtheil nach Italien kommt: man würde da das Höchste in der Musik finden. Die guten Sängerinnen sind äußerst selten, die guten Tenore noch seltener, die Komponisten liefern (außer Pär und Fioravanti) lauter Reminiscenzen und alte abgedroschene Notenverkettungen, die Orchester sind zu schwach besetzt, mechanische Körper ohne Seele; die Dekorationen fast überall schlecht, und oft recht sehr schlecht (wie z. B. auf diesem ersten Theater Argentina); die Kleidungen der Hauptpersonen reich, bey tausend Verstößen gegen das Kostum, die Kleidung aller übrigen armselig und lächerlich; die Ballet-

te, als poetische Darstellungen betrachtet, unter aller Kritik (wie z. B. das Ballet Eloise Trouedal, welches hier gegeben wurde), die Tänze aus lauter gewöhnlichen jetzt so beliebten Sprüngen und Beinausstreckungen zusammengesetzt; die Tänzer erheben sich selten über das Mittelmäßige. Hier war nun gar eine Madam Rossi prima ballerina, deren man sich in Wien noch wohl erinnern wird, wo sie den Platz einer Groteske schlecht ausfüllte. Sie hat einige Knochen von der Natur empfangen, das Fleisch ist dahin. Diese Knochen schlenkert sie höchst widerlich bald da bald dorthin, und giebt das für Grazie aus. Das Ballet selbst war schwerer zu verstehen, als die Hieroglyphen auf einem Obelisk. Eine Menge bewaffneter Menschen retirirte sich auf einen Felsen, zwanzig Mann in rother Uniform zogen auf, um den Felsen zu belagern. Die Artillerie war ansehnlicher als die ganze Armee, denn es wurden zwey Feldstücke, jedes mit zwey lebendigen Pferden bespannt, auf die Bühne geschleppt, aufgepflanzt und losgeschossen; zu gleicher Zeit fielen einige Flintenschüsse vom Berge, und das war die ganze Schlacht, denn im nähmlichen Augenblicke steckten auch die Belagerten eine weiße Fahne aus. Der General der Truppen, der gleichfalls auf einem lebendigen Pferde erschien, stieg ab, die Ueberwundenen kamen herab, und es wurde getanzt.

Nachher sollte jedoch, wie billig, die Artillerie abgefahren werden, das Zugvieh der einen Kanone war aber nicht aus der Stelle zu bringen, und man mußte sich endlich entschließen, sie in den Berg hinein fahren zu lassen. Damit war es leider noch nicht zu Ende. Der überwundene Räuber, oder was er vorstellen sollte, bemächtigte sich der schönen Eloise und ihres Kindes, er warf die Mutter in ein Loch hinab, und verschloß dasselbe zu meiner großen Freude. Noch der General erschien (vermuthlich ihr Geliebter), es folgten einige Scenen, aus der bekannten Camilla entlehnt, starke Seufzer nähmlich (welche die Musik ausdrücken mußte) verriethen den Kerker, und — am Ende gieng alles gut, nur für den Zuschauer nicht, denn der mußte noch einige schlechte Tänze hinabwürgen. — Zum Beschluß des Ganzen ist auch noch ein lustiges Ballet gegeben worden: La Pianella; ich hatte aber an diesem genug, und habe es also nicht gesehen. — Das Theater selbst ist groß und schön, hat sechs Reihen zum Theil tapezirter Logen. Bey der ersten Vorstellung erscheinen alle Damen im größten Staat, von Diamanten flimmernd. Eine sonderbare Gewohnheit ist es, daß bey Eröffnung der Bühne, der Gouverneur von Rom gleichsam verpflichtet ist, den vornehmern Theil der Zuschauer mit Erfrischungen zu bewirthen. Nach Endigung des ersten Akts fliegen plötzlich alle Logenthüren

des ersten und zweyten Ranges auf, zu jeder tritt ein Bedienter herein, der zwey brennende Wachskerzen auf silbernen Leuchtern trägt; ihnen folgen ein paar andere Lakayen (alle in reichen Livreen), die auf silbernen Präsentirtellern Eis, Konfekt, Früchte u. s. w. anbiethen. Auch in das Parterre verfügt sich eine solche Ambassade, doch nur an die daselbst befindlichen wachhabenden Offiziere gerichtet, um die sich aber ein dichter Kreis ihrer Bekannten gedrängt hat, welche sämmtlich die Präsentirteller schneller und siegreicher zu reinigen verstehen, als ein Schlachtfeld. — Die Eröffnung des Theaters Aliberti (welches mit Argentina gleichen Rang behauptet) soll des gelben Fiebers wegen verschoben werden müssen, weil mehrere aus Florenz Verschriebene ausgeblieben waren. Unter diesen befand sich auch die hübsche und angenehme Rosa Pinotti, die nun auch in Rom als prima donna auftreten sollte. — Das Theater della Valle giebt abwechselnd Opera Buffa und Schauspiel. Schon bey meinem ersten Aufenthalt in Rom kam mir die Oper nur mittelmäßig vor, und auch jetzt war sie es, obgleich mancher Wechsel bey der Gesellschaft indessen vorgegangen war. Aber einer vorzüglichen Oper von Paer erfreute sich diese Bühne; una in bene ed una in male ist der Titel. Die Musik vermehrte den Ruhm ihres gefeyerten Meisters, und ob gleich die prima donna, Signora Falzi, die

Herren Albertanelli, Ghedini u. s. w. nur nach ihren sehr geringen Kräften zu dem guten Erfolge beytrugen, so erweckte die treffliche Musik doch einen solchen Enthusiasmus bey den Zuhörern, daß P ä r am Ende jubelnd in einen Wagen gesetzt, und von hundert Wagen und Fackeln begleitet, im Triumphe durch die Stadt geführt wurde. Dieser Ausbruch eines gerechten Enthusiasmus hat mir um so besser gefallen, da er mir so ganz neu war, denn in dem blos v e r n ü n f t i g e n Deutschland ist er unerhört.

Auch einige S c h a u s p i e l e habe ich auf dieser Bühne vorstellen sehen. Die Männer spielen gewöhnlich nicht schlecht, besonders im Komischen haben die Italiener eine angeborne Kraft; aber die Weiber sind alle äusserst g e m e i n, und — wenn sie Damen vom Stande vorstellen — unerträglich. Ich sah ein Originalstück, in welchem J o s e p h II. inkognito die Hauptrolle spielte, und der Stern auf der Brust zuletzt den Knoten löste. Hilf Himmel! welch ein genügsames Publikum! Alles wurde beklatscht, alle wurden herausgerufen. Der Schauspieler, der den Kaiser vorstellte, kündigte nach dem dritten Akt das Stück an, welches morgen gegeben werden sollte, womit er das Kompliment verband, daß er sich freue, wieder vor einem so erleuchteten Publikum zu erscheinen. Um dieser A n k ü n d i g u n g willen wurde er herausgerufen. — In einem andern Stü-

cke, dessen Vorstellung ich beywohnte, kam ein Wahnsinniger vor, der auch vor Endigung des Stücks, beym Schluß eines Ballets herausgerufen wurde. Der Wahnsinnige war wenigstens so vernünftig, seine Kette vorher abzulegen, dann erschien er. Das war dem klatschlustigen Publikum noch nicht genug, es rief auch den Lustigmacher dazu, der kam, schien sich aber vor dem Wahnsinnigen zu fürchten, und spielte auf diese Weise ein Intermezzo, über welches die Römer sich todt lachen wollten. Alle Predigten, alle Sentenzen, und besonders alle Invectiven gegen die Philosophie, wurden mit einer Art von Wuth beklatscht. Ganz zuletzt rief man die ganze Gesellschaft heraus. Es ist in Deutschland schon manchmal über das Herausrufen gespöttelt worden; aber wie weit stehen wir noch in dieser vortrefflichen Sitte hinter den Italienern zurück!

Das Theater della Valle ist nicht sehr groß, hat aber doch fünf Reihen Logen über einander. Zu beyden Seiten der Bühne hat man die Brüstungen der Logen mit den Brustbildern der berühmtesten Dichter und Tonkünstler geschmückt, und ihre Nahmen mit goldenen Buchstaben darunter geschrieben; eine Auszeichnung, die mir sehr wohl gefällt, die aber doch keinem noch Lebenden wiederfahren sollte, z. B. Paisiello; nicht, als ob ich das Verdienst dieses großen Tonkünstlers im geringsten bezweifelte, sondern weil über-

haupt, um Schmeicheleyen zu verhüten, Dichter und Künstler nur durch den Tod in die Ehrenlegion aufgenommen werden dürfen, sonst geht es ihnen wie Königen und Fürsten, bey welchen dergleichen keinen Werth mehr hat, weil Jedem dasselbe gesagt wird.

Der Mißbrauch, Löcher in den Vorhang zu reißen, um zu sehen, was im Parterre passirt, wird nirgends weiter getrieben, als in Italien, und besonders auf der Bühne della Valle; da giebt es Löcher im Vorhang, durch welche nicht blos der Kopf, sondern sehr bequem auch der halbe Leib herausgesteckt werden kann, und wirklich herausgesteckt wird. Oft habe ich auch die Vorhänge selbst so schmal gefunden (besonders in Neapel) daß sie die erste Coulisse zu beyden Seiten nicht zur Hälfte bedeckten, folglich einem Lappen glichen, und den größten Theil ihres Zweckes gar nicht erfüllten. Ueberhaupt geben sich die Italiäner nicht die geringste Mühe, Illusion zu befördern, oder deren Unterbrechung zu verhüten. So sah ich unter andern auf dem Theater Tordinone, oder Apoll, ein gräßliches Drama aufführen. Das Stück spielte bey Nacht im Walde, folglich waren die Lampen vorne heruntergelassen. Als aber die erste Schauspielerin auftrat, die man vermuthlich für hübsch hielt, rief das Publikum plötzlich: lumi! lumi! und sogleich mußte der Tag anbrechen, die Lampen ka-

kamen herauf. Aber sie dampften sehr stark. Das Publikum wurde unruhig darüber, da kam der Lampenputzer, und brachte sie während der Vorstellung wieder in Ordnung. Doch nun brannten sie zu dunkel, das Publikum stimmte abermahls ein lumi! lumi! an, und siehe da, ein Paar schmutzige Kerls erschienen, kleine Kasten mit Lichtern tragend, die sie abermahls während der Vorstellung zu Verstärkung der Beleuchtung auf die Bühne setzten, und deren Anblick allein schon jede Illusion vernichtete. Mit dem Herausrufen trieb man es auf diesem Theater eben so arg, wie auf dem della Valle, obgleich Schauspieler und Stücke noch schlechter waren als dort. Herr Federici ließ, während meiner Anwesenheit, ein neues Stück daselbst aufführen (ich glaube, es hieß Mathilde von Istrien), ein saftloses Ritterwesen, mit dessen Uebersetzung man uns ja wohl bald beschenken wird. Das Theater Tordinone ist sehr groß, als ein Hufeisen gebaut, mit sechs Reihen Logen, grau in grau recht artig gemahlt. Die Dekorationen waren hier, und überall in Rom, schlecht. Das gefällt mir aber, daß man den mittleren Kronleuchter gewöhnlich mit Wachsfackeln besteckt; das Haus wird dadurch trefflich erleuchtet.

Das Theater Della Corde ist nur ein Marionettentheater; aber gute Marionetten sehe ich lieber als Schauspieler, die schlechte Ma-

rionetten sind. Da war unter andern ein allerliebster Harlekin, der mich sehr angenehm unterhalten hat, wenn ich gleich seine Volksspäschen nicht alle verstanden habe. Nie werde ich ohne Lachen an die Scene denken, wo der alte Harlekin krank zu Bette lag, sein Söhnlein, auch ein kleiner Harlekin, herein hüpfte, vom Vater auf das Bett gehoben, gehätschelt, examinirt und mit guten Lehren, die zum Theil höchst drollig waren, ausgesteuert wurde. Auch Ballet tanzten diese Marionetten, und stellten unter andern ein grosses Spektakelstück vor: Die Befreyung Wiens. — Das Theater ist ziemlich groß, mit zwey Reihen Logen, aber zu lang und schmal.

Alljährlich erscheint zu Rom ein Theater Edikt, welches sehr streng ist, aber nicht befolgt wird. Den Theaterunternehmern wird darin angekündigt, daß, wenn sie nicht ein Spektakel liefern, wie das Publikum zu fordern ein Recht habe, man, ohne irgend eine Entschuldigung anzunehmen, dem Publikum Ersatz schaffen werde. Nun sind aber sämmtliche Spektakel zu Rom schlecht sehr schlecht; ich habe jedoch nicht gehört, daß von Seiten des Gouvernements irgend etwas dagegen verfügt worden wäre. — Der zweyte Punkt befiehlt, daß die Vorstellungen nie nach zwey Uhr (italienischen Zeigers) anfangen sollen, bey fünfzig Scudi Strafe. Die nähmliche Strafe sollen die Unternehmer erlegen, wenn sie Billette

um einen höhern Preis, als den festgesetzten, verkaufen, ausgenommen an den beyden ersten Abenden. Man kann aber vor allen Theatern Billette um höhere Preise kaufen; sie werden schon auf der Straße ausgeboten, obgleich abermahls bey fünf und zwanzig Scudi Strafe geboten ist, daß der Cassirer sie bloß in seiner Botteghina veräußern soll. — Die Billetvertheiler sollen, bey Vermeidung schwerer Strafe, sich mit gebührendem Respekt gegen die Käufer betragen; ein einziger Zeuge ist hinreichend, ihnen die angedrohte Strafe zuzuziehen. Lassen sie sich gar Betrug zu Schulden kommen, so werden sie dreymahl gewippt (tre tratti di Corda), welches eine ganz vermaledeyte Qual seyn soll, die gar oft dem so Gezüchtigten den Gebrauch seiner Arme auf Lebenszeit raubt. — Der neunte Punkt untersagt mit großem Ernst alles, was gegen die guten Sitten läuft. Geschieht dergleichen durch Schuld des Unternehmers, so wird ihm das Theater verschlossen; ist es aber die Schuld der Sänger oder Tänzer, so werden sie körperlich bestraft. Letztere beyde sollen auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouvernements, eine Arie oder einen Tanz auf Verlangen des Publikums wiederholen, gleichfalls sotto le pene corporali a nostro arbitrio. Auch ihre Zänkereyen unter einander werden auf gleiche Weise bestraft. (Es ist merkwürdig, daß

die italieniſchen Artiſten noch ſo gewaltig unter dem Stocke ſtehen.) Wer ſich mit Worten vergeht, wird ſogleich von der Geſellſchaft ausgeſtoßen. Wer ſich Thätlichkeiten erlaubt (wenn gleich ohne Waffen, alſo Ohrfeigen u. dgl.) der kommt auf zehn Jahre auf die Galeeren. Wer gar Waffen gebraucht, geſetzt auch, daß kein Blut vergoſſen würde, der rudert lebenslang; und fließt Blut, ſo wird er hingerichtet. — Wäre man bey uns ſo ſtreng, wie mancher deutſche Schauſpieler müßte rudern oder gar hängen!

Aber auch die Zuſchauer werden, gerechtermaſſen, in dieſem Edikt mit gleicher Strenge behandelt. Niemand ſoll durch andere einen Platz aufbewahren laſſen, oder mit ſeinem Hute belegen, bey Gefängnißſtrafe. Wer der Wache nicht gehorcht, wird gewippt. Wer Lärm macht, ſoll ſogleich herausgeführt werden. Würde dieſes heilſame Geſetz wirklich befolgt, ſo müßte man wenigſtens ein Regiment Soldaten dahin ſchicken, um das ganze Publikum (den Herrn Gubernatore, der das Geſetz gab, an der Spitze) herauszuführen. — Keiner ſoll im Applaudiren die Grenzen des Anſtands überſchreiten, und ſeinen Beyfall nie in einen vergognoso fanatismo ausarten laſſen, auch nie Wiederholungen verlangen. Das Misfallen ſoll Jedermann bloß durch Schweigen ausdrü-

cken, alles bey Gefängnißstrafe und anderer körperlicher Züchtigung. Es wird dabey versichert, daß man die kräftigsten Maßregeln genommen habe, die Widerspenstigen sogleich zu arretiren. Das ist aber nur eine Drohung, vor der sich Niemand fürchtet. — Die Kutscher draußen, die sich ungebührlich verhalten, sollen auf der Stelle gewippt werden, wenn auch nur ein einziger Soldat Zeugniß gegen sie ablegt. — Trotz allen diesen strengen Gesetzen geht es in den italienischen Theatern doch nicht um ein Haar besser zu, als bey uns, ja oft weit schlechter.

52.

Beytrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom.

Ein noch lebender italienischer Lustspieldichter, Nahmens Rossi, aus Rom gebürtig, hat in einem Lustspiel, der englische Schuster genannt, die Sitten seiner Vaterstadt so treffend geschildert, daß ich es für keine undankbare Arbeit halte, einige Züge daraus zu übersetzen, die zugleich äußerst belehrend für Fremde sind. Ein reicher englischer Schuster, mit dem unaussprechbaren Nahmen Pscttb, dem es eine Operntänzerin in London zu bunt machte, reiset nach Italien, um zu ökonomisiren. Sein Freund Flutt,

rer bezahlen müssen, als es werth ist. Oben auf dem Boden stehen ja noch eine Menge alte Gemählde. —

Gräfin. Könnte man ihm nicht die große zerbrochene Vase verkaufen, die schon längst unten im Hofe alle Wagen am Umwenden hindert?

Graf. Lieber noch die beyden kleinen Säulen an unserer Weinbergspforte, die jetzt bloß dazu dienen, um es den Spitzbuben, die unsere Weintrauben mausen, bequem zu machen. Ich glaube, sie sind von gutem Marmor, sie sind weiß. — Die Dame ist alles zufrieden, und empfängt Mylord Schusters ersten Besuch, der sich freylich sehr ungeschickt dabey benimmt. — Rosbiff läßt sich auch willig finden, dem Lord des Grafen Equipage zu vermiethen, wofür der Graf fünf und zwanzig Zechinen monathlich empfangen soll. Freylich findet er den Preis zu gering, denn sein Wagen ist ganz vergoldet. Dann wird ausgemacht, daß der Graf ein altes zerrissenes Gemählde in seinem Zimmer aufhängen soll, um dem Engländer vierhundert Zechini dafür abzuschwatzen. Gern will er dem ehrlichen Unterhändler fünf und zwanzig Procent abgeben, aber dieser begnügt sich nicht unter funfzig. Der Graf ist das endlich zufrieden, unter der Bedingung, daß Mylord auch noch eine Dose von Mosaik kaufen müsse, welche seine Frau neulich im Spiel für zehn Zechinen hat annehmen müssen. Wenn

Mylord ihr fünf und dreyßig dafür giebt, so ist die arme Frau zufrieden. — Unterdessen hat der Schuster bereits einen prächtigen geschnittenen Stein gekauft, den ihm sein Lohnbedienter angeschmiert hat. Rosbiff ärgert sich darüber, sagt, der Stein tauge nichts, erzählt hingegen, daß neulich ganz von ungefähr ein Bauer ihm einen auserlesenen Camee gebracht hat; ein außerordentliches Glück, weil man sie nur selten mehr findet. Er will, daß Mylord dieses Glücks theilhaftig werden soll, und fordert nicht mehr als seine Auslage, hundert Guineen, weil man unter Freunden nicht eigennützig seyn muß. Psettch mag ihn nicht. Als man ihm aber begreiflich macht, daß es zum guten Ton gehöre, einen ganzen und einen zerbrochenen Camee zu besitzen, und daß sein Freund Flutt es eben so gehalten, nimmt er ihn doch. — Der Graf läßt sich von Rosbiff vierzehn Zechinen auf den Wagen pränumeriren, welche dieser für funfzehn zu notiren verspricht, weil auf den Vorschuß etwas gewonnen werden müsse. — Um den Lohnbedienten für sein unberufenes Einmischen zu bestrafen, überredet Rosbiff den Engländer, der Camee sey zwar allerdings antik, doch keine alt-römische Arbeit, sondern rühre offenbar von den Franken her, worauf der Schuster den Stein zwar bezahlt, aber zurückgiebt. — Eine treffende Satyre sind die Regeln, die Rosbiff nunmehr dem Schu-

ster einprägt, wie er sich bey Beurtheilung eines Kunstwerkes verhalten solle. „Die Gemählde betreffend, sagt er, loben Sie nur immer diejenigen, die am dunkelsten sind. Von Statüen müssen Ihnen diejenigen am meisten gefallen, die am bestaubtesten und verdorbensten sind. Aus eben der Ursache müssen Sie auch jedes Gebäude bewundern, das in Trümmern liegt, oder eben einstürzen will. Ueberhaupt, so bald ich sage: das ist antik; so machen Sie ein ernsthaftes Gesicht, betrachten Sie es sehr aufmerksam, brechen Sie von Zeit zu Zeit in Exklamationen aus, stellen Sie sich ganz entzückt. Wer das Gesicht in Falten zu legen, einen geheimnißvollen Ton anzunehmen, und in einzelnen Silben zu sprechen weiß, der gilt für einen Kenner." (Ich meine, sie machen es in Deutschland auch so.)

Als nun Rosbiff mit seinem Mündel zu dem Grafen kommt, hängt verabredeter Maßen, das zerrissene Gemählde da. „O sehen Sie! sehen Sie! ruft Rosbiff aus: welch ein bewundernswürdiges Gemählde." — Ja, sagt der Schuster, es ist schwarz genug. Wo war es denn aber diesen Morgen?

Rosbiff. Der Graf zeigt es nicht Jedermann. Nur vor Fremden prahlen die Römer gern mit ihren Schätzen. Das Bild müssen Sie kaufen.

Pfetsch. Immerhin, aber lassen Sie das Loch vorher zunähen.

Rosbiff. Nicht doch, das giebt eben dem Bilde den Hauptwerth. Sie sollen wissen, daß dieses Loch von Einem mit der Faust hineingeschlagen worden, weil er sich in die schöne weibliche Figur verliebt hatte, und sie nicht besitzen konnte.

Der Engländer erklärt, der Kerl sey eine Bestie gewesen, man müsse nicht gemählte, sondern lebendige Weiber lieben. Indessen ist er Willens, das Gemählde für vierhundert Zechinen zu kaufen, und es wird ihm noch als eine besondere Gnade angerechnet, daß man es ihm überläßt. Die Gräfin muß sich endlich bey ihrem Gemahl dafür verwenden, der sich höchst ungern davon trennt. — In dieser Scene schießt übrigens der gute Schuster einen groben Bock. Die Gräfin frägt ihn nähmlich, ob er schon einige Merkwürdigkeiten von Rom gesehen? Er nennt das Coliseum. — Wie gefällt es Ihnen? — O herrlich! wenn das erst fertig seyn wird, das wird ein prächtiges Gebäude werden! Besonders wenn man erst die Löcher alle zugemacht, und das Ganze verweißt haben wird. — Im dritten Akt ist der Zuschauer wiederum Zeuge einer vertrauten Unterredung zwischen dem liebenswürdigen hochadelichen Ehepaare. Die Frau Gräfin will sich dießmahl nicht mit der Hälfte der

Summe begnügen, welche für das Gemählde escroquirt worden. Der Herr Gemahl klagt ihr hingegen, daß Roßdiff bereits die eine Hälfte hinnehme, folglich für ihn gar nichts übrig bleiben würde. Sie habe ja noch andere Ressourcen mit Mylord; sie könnte ihn Faro spielen lassen, mit ihm moitié pointiren, und zugleich moitié in der Bank seyn; verliere der Engländer, so werde er so höflich seyn, allein zu bezahlen, und sie werde mit dem Banquier theilen; gewinne er hingegen, so nehme sie den ganzen Gewinnst. — „Wozu, ruft die Gräfin, mir einen Plan so weitläuftig auseinander setzen, den ich besser kenne als Sie? aber leider spielt Mylord nicht, er kennt keine Karte. — Uebrigens werden auch zwey hundert Zechinen für mich nur ein Tropfen Wasser in einem Fluß seyn." — „Und für mich — erwiderte der Graf, ein Tropfen in einem Ocean." — Sie machen sich Vorwürfe. Wer schafft das Geld herbey? — Ich, sagt der Eine, ich, die Andere.

Graf. Das Gemählde ist meine Waare.

Gräfin. Das Gemählde ist ein alter Teppich.

Graf. Was Teppich! es ist von guter Hand.

Gräfin. Ja, von Scopa (ein Wortspiel mit Besen) — So geht der Zank sehr

erbaulich fort, bis der Friseur die Dame abruft.

Unterdessen hat der geadelte Schuster sich eine Rechnung seiner Ausgaben von diesem einzigen Tage durch Rosbiff anfertigen lassen, die ihm denn doch ein wenig allzustark vorkommt. Er zeigt sie dem Lohnbedienten, der, noch erbittert wegen des alt-fränkischen Cameen, um sich an Rosbiff zu rächen, ihm die Augen öffnet. Mylord liest: „Funfzig Zechinen monathlich für den Wagen.“

Trialla. Kostet nicht mehr als dreyßig.

Mylord. Funfzehn Zechinen für deinen Lohn.

Trialla. Davon bekomm ich nur die Hälfte, weil der Antiquar die andere Hälfte für sich behält.

Mylord. Zwanzig Zechinen für die Wohnung.

Trialla. Die können Sie für zwölf haben, so viel hat nach kürzlich ein Holländer dafür bezahlt. Aber freylich muß der arme Wirth acht Zechinen dem Herrn Antiquar abgeben.

Mylord. Drey Zechinen täglich für die Mahlzeit und zwey für den Wein.

Trialla. Dafür kann man ein halbes Faß kaufen.

Mylord. Vier hundert Zechinen für ein Gemählde von Correggio.

Tialla. Aber sehen Ew. Excellenz denn nicht, daß das Bild von irgend einem Boden aus der Gallerie der Mäuse genommen worden. Mit vierhundert Zechinen können Sie viertausend solcher Lappen kaufen.

Mylord. Acht Zechinen Trinkgeld an die Bedienten des Grafen.

Hier bringt man ihm einen Brief aus London, er ist von seiner noch immer geliebten Tänzerin, die sich eines bessern besonnen, und ihm sehr zärtlich schreibt, daß sie künftig mit hundert Guineen monathlich sich begnügen werde. Er berechnete sogleich, daß er mit dem, was ihm der Aufenthalt in Rom monathlich kosten werde, seine Tänzerin fünf Monath unterhalten könne. Ueberdieß hat er Langeweile in Rom, die magere Gräfin gefällt ihm nicht; die Antiquitäten sind alle zerbrochen, die besten Gemählde sind kohlenschwarz; Rosdiff ist zwar ein ehrlicher Mann, aber, seit Freund Flutt's Abreise, hat er sich aufs Stehlen gelegt. — Alle diese Betrachtungen bestimmen ihn, auf der Stelle Postpferde zu bestellen, und zu großem Schrecken des vornehmen Raubgesindels, über Hals und Kopf nach London zurück zu kehren. — Reisende, die gern mit Rang und Geld prahlen, mögen sich eine Lehre daraus ziehen, denn ich bin versichert worden, daß die Geschichte dieses englischen Schusters, bis auf einige Uebertreibungen,

eine sehr alltägliche Geschichte sey. — Ein anderes Lustspiel von Rossi: der erste Opern-Abend, schildert die unsinnige Wuth der Römerinnen, an einem solchen Abend ja nicht ohne Loge zu bleiben, sollten sie auch ihre letzten silbernen Löffel deßhalb versetzen, oder junge reiche Gimpel an sich ziehen, die für sie bezahlen müssen.

53.

Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Wenn der Fremde von Neapel nach Rom zurückkehrt, so ist ihm nichts auffallender als die Oede und Stille in allen Straßen. Wenn er in der Straße Toledo zu Neapel beständig mit beyden Armen sich Platz machen mußte, so kann er hier im Torso ganz gemächlich wandeln. Auch das abscheuliche Geschrey der Neapolitaner fällt ihm hier nicht mehr beschwerlich. Das große Rom scheint durch eine Pest entvölkert zu seyn. — Man zählt hier hundert und zwanzig Mönchs- und ein und fünfzig Nonnenklöster! — Anfangs thut die Stille doch recht wohl. Man wird in Neapel allzubetäubt von dem unaufhörlichen Lärm. — Mit noch größerm Vergnügen bemerkt man nunmehr die Reinlichkeit der Stadt. Ja, man lache mich nicht aus, im Vergleich mit Neapel

ist Rom wirklich eine reine Stadt, und wer nicht bis dorthin vordrang, der weiß noch gar nicht, wie hoch die Liebe zum Schmutz getrieben werden kann. — Freylich findet man auch hier an gar vielen Mauern angeschrieben: Immondezziao, das heißt, ein Platz, auf dem es Jedermann erlaubt ist, seinen Unrath zu werfen. eine Erlaubniß, die auch häufig genug benutzt wird. Aber es sind doch immer nur Plätze, und sie mögen so nahe an einander liegen, als sie immer wollen, so sind die kurzen Zwischenräume wenigstens rein. In Neapel hingegen sollte man an das Thor schreiben: Immondezzaio; denn die ganze Stadt ist ein Kloak.

Die gemeinen Weiber tragen hier im Winter immer ein Henkeltöpfchen mit sich herum, in welchem glühende Kohlen liegen. Sie wärmen die Hände darüber, ja sie sehen oft nicht aus dem Fenster, ohne dieses Töpfchen vor sich heraus zu halten. Das Sonderbarste ist, daß sie es marito (Ehemann) nennen. Ob das ein Kompliment oder eine Satyre auf die Ehemänner seyn soll, habe ich nicht erfahren. Vielleicht finden die Römerinnen nur in ihren Kohlentöpfen, was sie von ihren Männern begehren, — Wärme.

Die Augen- und Zeichensprache ist überall in Italien, am meisten in Rom gebräuchlich und zu großer Fertigkeit gebracht worden. Man kann darüber in Kirchen und Gesellschaften sehr lustige Bemerkungen anstellen. Ein Liebhaber wird sich selten der Geliebten nähern, aber er unterhält sich aus der Ferne mit ihr, sie führen die lebhaftesten Gespräche mit einander, ohne daß ein Uneingeweihter eine Sylbe davon versteht, oder auch nur einmahl merkt, daß sie sich unterhalten. Mit der offenen Hand bis über das Kinn fahren und dann mit ein paar Fingern über den Mund streichen, heißt: du bist hübsch, ich möchte gern mit dir reden. Wenn die Dame das letzte Zeichen einfach nachmacht, so willigt sie in die Unterredung; hängt sie aber, nachdem sie über den Mund gestrichen, noch eine kleine fächelnde Bewegung der Hand daran, so heißt das: geh deiner Wege, ich mag nicht. Oft redet sie auch auf solche Weise, indem sie fast ganz unmerklich mit der Spitze des Fächers über den Mund fährt, und dann den Fächer sanft sinken läßt. Das heißt: ja ich habe nichts dagegen. Die vornehmsten Damen benehmen sich noch feiner; sie beugen sich blos langsam mit dem halben Leibe vorwärts, werfen dann einen Blick auf den Jüngling, der ihnen gefällt, und ziehen sich wieder zurück. Ueberhaupt machen sie alle Zeichen, ohne den Mann ihrer Wahl dabey anzusehen. Erst wenn das Zeichen gemacht

ist, lassen sie einen flüchtigen Blick auf ihn fallen, und das ist genug. — Mit der Hand winken heißt in Deutschland: komm her, in Italien bloß: ich grüße dich. Ein Fremder, der das nicht weiß, geht natürlich oft auf den Winkenden zu, und meint, er wolle ihm etwas sagen. Diese Art zu grüßen, kleidet hübsche Damen ganz allerliebst. Mit der umgekehrten Hand winken, heißt bey uns: geh fort, in Italien: ich werde gleich zu dir kommen. Oft sieht man auf beyde Arten hintereinander winken, das heißt: ich grüße dich jetzt und werde nachher gleich zu dir kommen. Den Fächer sanft ausbreiten, ein wenig nachdenkend darauf blicken, und mit dem Finger eine Bewegung drüber hin machen, heißt: schreibe mir. Mit der umgekehrten Hand über die Achsel hinüber winken, heißt: geh, ich glaube dir nicht. Den Augenwinkel an der Nasenwurzel mit dem Zeigefinger abwärts ziehen, und dabey ein wenig mit dem Kopfe nicken, heißt: das ist ein ganzer Kerl, der Haare auf den Zähnen hat. — Es wird hier zuweilen auf dem Theater ein Intermezzo, eine Art von Farce, gegeben, in welches die ganze Zeichensprache der Römerinnen verwebt ist, und welches daher, besonders für Fremde, sehr interessant seyn muß. — Ich kann über diesen Gegenstand nichts weiter sagen, und überlasse es jüngern Reisenden, als ich bin, diese vor-

treffliche Sprache gründlich zu studieren. Nur glaube ich, die wichtige Bemerkung dabey gemacht zu haben, daß die weit vorzüglichere Augensprache dabey verloren geht, oder wenigstens in der Kindheit bleibt. Die Römerinnen verlassen sich bloß auf ihre Zeichen, die deutschen Schönen auf ihre Augen, und mich dünkt, sie haben es so weit darinnen gebracht, daß ihnen der Mangel einer Zeichensprache gar nicht fühlbar wird.

Die Volksbetteley ist in Rom auch weit erträglicher als in Neapel. Man findet zwar Bettler genug, besonders um die Kirchen, aber so nackend, so heulend, so unverschämt sind sie doch bey weitem nicht. Von verhüllten Damen in seidenen Kleidern, bin ich nie, wie dort so häufig geschah, um Allmosen angesprochen worden. In der Strasse Condotti sitzt gewöhnlich ein dicker Mann, mit einer lustigen, glücklichen Physiognomie, der die Vorübergehenden jovialisch lächelnd um eine Gabe anredet, und dieser neuen Art zu betteln wirklich reichliche Gaben verdankt. Giebt man ihm nichts, so zuckt er ganz freundlich die Achseln, und sagt: pazienza! Speist man ihn mit der Ausrede ab, daß man keine kleine Münze bey sich habe, so erwiedert er, abermahls sehr freundlich, la mia digrazia, (mein

Unsern). Man behauptet, er gebe den Bettlern Roms alle Jahr einen Schmaus, und das traue ich diesem lustigen Gesichte wohl zu. — Die vornehme Betteley hingegen ist wo möglich hier noch unverschämter, als in Neapel. Nicht genug, daß die Bedienten der Großen, in deren Häuser man etwa eingeführt worden, gleich am andern Morgen ihr Trinkgeld begehren; auch sogar, wenn ein vornehmer Herr seine Schuldigkeit gethan, und dem Fremden eine Gegenvisite gemacht hat, läßt sich gleich darauf seine Familie anmelden, das heißt, seine Bedienten, und verlangen Geld für die Ehre, die dem Fremden durch einen solchen Besuch wiederfahren seyn soll. Alles Dienstvolk wird hier äußerst karg besoldet, und von der Herrschaft blos auf diese Nebeneinkünfte angewiesen, die es sogar, in manchen Häusern, der Herrschaft berechnen und mit ihr theilen muß!!! — Elende Betteley! der Fremde muß die Bedienten der hiesigen Großen besolden! — In Deutschland geschieht hie und da etwas ähnliches, besonders mit dem Kartengelde. In Hamburg muß man auch das Mittagessen, zu welchem man eingeladen worden, dreydoppelt bezahlen! — Wann wird man endlich einen solchen empörenden Unfug abschaffen! — Hier in Rom thut ein Fremder überhaupt besser, gar keine Gesellschaften zu besuchen; er findet da doch nichts als Spiel und Langeweile; höchstens dann und

wann ein wenig Musik. Will er die Principessa Cesarini sehen — die hier, wie Madame Recamier in Paris, im Rufe der höchsten Schönheit steht, — so kann er das auch auf dem Corso thun, auf dem die römischen Damen sich täglich zu gewissen Stunden von zwey Pferden herumziehen lassen. Auf dem Platze del popolo halten die Wagen, die begünstigten jungen Herren nahen sich, springen auch wohl auf den Wagentritt, und schwatzen mit den lächelnden Damen, die man bey dieser Gelegenheit nach Herzenslust angaffen mag.

Auf das Lottospiel sind auch die Römer gewaltig erpicht. Im Sommer versammelt sich der Pöbel bey fünfzigen und bey hunderten, gegen Mitternacht bey einer Kirche, deren Nahme mir entfallen ist. Hier plaudern sie mit einander sehr lebhaft, bis die Uhr zwölfe schlägt. Mit dem ersten Glockenschlage wird Alles mäuschenstill, und mit dem letzten setzt sich der ganze Haufe in Bewegung, und zieht betend zum Thore hinaus, nach einer dort gelegenen Kirche, wo er mit gläubigem Herzen die heilige Jungfrau — um Glück im Lottospiel anfleht.

Den Diebstahl halten die Römer für ein Laster, nicht aber den Mord für ein Verbrechen.

Mit einem Diebe schämen sie sich umzugehen, einen Mörder nennen sie poveretto; und helfen ihm gern durch. Das Waffentragen ist hier zwar auch verboten, aber bey weitem nicht so strenge, als in Neapel, daher die Messerstiche auch noch ziemlich häufig vorfallen. Doch hat man seit mehreren Jahren kein Beyspiel, daß ein Fremder sey umgebracht worden. — Die Transteveriner (jenseits der Tiber Wohnenden) zeichnen sich noch immer durch Wildheit und Verwegenheit aus. Vor nicht langer Zeit ging ein großer Haufe derselben zu Weine außerhalb den Thoren Roms. Sie zechten brav. Bey ihrer Heimkehr hatten sie sich getheilt, der eine Haufe war etwas früher in die Stadt zurück gekommen, und in ein Kaffeehaus getreten, wo er Erfrischungen zu sich nahm. Der andere folgte später, that dasselbe, verließ aber das Kaffeehaus früher, ohne die ersten zu grüßen. Sogleich fanden sich diese beleidigt, vom Schimpfen kam es zu Schlägen, von Schlägen zu Steinwürfen, von Steinwürfen zu Messerzucken, ja, viele holten Flinten aus ihren nahen Wohnungen. Mehrere blieben todt auf dem Platze, viele wurden schwer verwundet nach Haus getragen. Die Sbirren wagten nicht sich darein zu mischen. Nur erst, nachdem alles wieder still geworden war, suchten sie die Rädelsführer einzeln zu fangen. Einer, an dessen Haus sie bey nächtlicher Weile klopften, sagte aus dem

Fenster, wer unten sey? — Die Diener der Gerechtigkeit! war die Antwort. — Verzieht nur einen Augenblick, rief er herab, ich komme gleich. — Er kam auch, mit ein paar Pistolen bewaffnet, öffnete die Thür, schoß auf der Stelle einen Sbirren todt, und verwundete den andern tödtlich, worauf er selbst von einem Streich getroffen, sterbend zu Boden stürzte. — Es hilft nichts, daß selbst kleinere, unbedeutende Händel sogleich mit der Corde bestraft werden, welches in der That eine unmenschliche Marter ist. Man wippt nähmlich den Verbrecher, indem man ihm die Arme aus den Achselgelenken windet, so daß er sich derselben oft in seinem ganzen Leben nicht wieder bedienen kann. — Das in Neapel so sehr häufige Spiel, wo man einander die Finger ins Gesicht zu werfen scheint, sah ich hier nie auf den Straßen, weil es der vielen dadurch entstehenden Händel wegen, besonders bey Nachtzeit, scharf verbothen ist. Die Römer sollen Meister darin seyn. Ein Fremder, den sie nur ein halbes dutzendmal die Finger ausstrecken sahen, verliert immer gegen sie, denn sie merken ihm nicht allein augenblicklich ab, welche Fingerzahl er gewöhnlich auszustrecken pflegt, sondern sie haben auch einen so geübten Blick, daß sie schon an der leisesten Bewegung die Handmuskeln sehen, welche er eben ausstrecken wird, und dann, mit der schnellsten

Besonnenheit, sogleich ihre eigene Fingerzahl darnach einrichten.

Bis nach Rom wandern in den fröhlichen Weihnachtstagen die Sackpfeifer aus dem Königreich Neapel, und verscheuchen mit ihrem Gedudel, wie dort, den Morgenschlummer jedes Fremden. Am heiligen Abend gewähren die Straßen einen lachenden Anblick. Außer den Buden mit Kinderspielzeug (welche denen in Berlin weit nachstehen) sind besonders alle Viktualienbuden recht seltsam und bunt ausgeputzt. Da auch der ärmste Italiener in den Festtagen einen calecutschen Hahn essen muß, so sieht man diese Vögel bey vielen tausenden gerupft da hängen, und fast alle haben Citronen im Schnabel. Das Rind- und Kalbfleisch ist mit Gold- und Silberschaum belegt, auch wohl mit Bändern geschmückt. — Hunderte von Würsten sind an einander gereiht, und wie Guirlanden aufgehängt; dazwischen ist in papiernen Duten die weiße ricotta abstechend geordnet. Sogar auf die Spitze jedes Pinien-Apfels hat man Citronen gesteckt, und die Pinien wie kleine Pyramiden vertheilt. Statt der Fichtenbäumchen, welche die nordischen Märkte zieren, sind hier kleine Lorbeerbäumchen, an welche man Orangen und Citronen gebunden hat. Das Ganze sieht recht fröhlich aus. — In

der Weihnachtsnacht ist viel Lärm auf den Straßen. Die Bauern aus der umliegenden Gegend versammeln sich schon Abends in der Kirche Maria Maggiore, deren schöne weiße Säulen zu dieser Festlichkeit durch rothen Damast bekleidet werden. Tausende von Lichtern erhellen die prächtige Kirche. Da aber erst gleich nach Mitternacht die große Messe gelesen wird, so werden natürlich die Bauern, die manchmahl weit herkommen, müde und schläfrig, fallen und sinken in den Winkeln und Säulengängen übereinander, lehnen sich an die Grabmähler, schlafen recht herzlich ein, und bilden, bey der zauberischen Beleuchtung, herrlich-mahlerische Gruppen. Auch kenne ich Künstler, die diese Nacht nie versäumen, in der Kirche zuzubringen, und immer des Morgens, mit neuen Ideen bereichert, sie verlassen. Noch etwas anderes lockt Künstler und Nichtkünstler dahin: die schönsten Mädchen und Frauen, die vornehmsten wie die geringsten, wallen um Mitternacht hieher, um — durch die täuschende Beleuchtung noch schöner zu scheinen. Man kann hier Formen studiren, und Intriguen zu Erschaffung neuer Formen anknüpfen. — Wenn endlich das Glöcklein läutet, so taumeln die Bauern schlaftrunken auf, die Schönen nehmen eine andächtige Miene an, das Christuskind ist geboren und wird in einer prächtigen silbernen Wiege, die in der That ein Kunstwerk ist, auf den Hochaltar

sich die freywillige Gabe, erinnerte uns aber ganz höflich, unsere Hüte abzunehmen.

Der Scherbenberg (monta testaccio) soll aus allen den Scherben entstanden seyn, welche seit Tarquins Zeiten, die hier herum wohnenden Töpfer auf einen Haufen tragen mußten, um nicht den Fluß dadurch zu verunreinigen. In der That begreift man kaum, wie ein so gewaltiger Hügel aus lauter Scherben könne entsprungen seyn. Das Faktum ist aber richtig, es sey nun damit auf die eben erzählte Weise zugegangen, oder nicht. Er ist jetzt zur physikalischen Merkwürdigkeit geworden, durch die außerordentliche Kühlung, die er im Sommer gewährt, mittelst der Luft, wie man behauptet, die zwischen den Scherben eine solche Temperatur annimmt. Es sind die herrlichsten Weinkeller darin, folglich sammeln sich auch die Menschen, besonders im Oktober, um den kühlen Wein zu genießen. Man sieht dann eine Menge Tische unter den Bäumen aufgeschlagen, um welche fröhliche Zecher sitzen. Die Tiber entlang wird die Saltarella getanzt. Mit einbrechender Nacht geht, wer seine Ruhe liebt, nach Hause, denn alsdann pflegt es ein wenig bunt herzugehen, und Messerstiche sind nichts seltenes. Der Kirchhof der Protestanten ist nur durch eine mit Bäumen besetzte Wiese von dem Scherbenberg getrennt.

Der Tag vor dem Feste der heil. drey Könige, wird von dem römischen Volke eben so fröhlich begangen, als in Obersachsen der Weihnachtsabend. Alle Obst- und Zuckerbuden sind dann herrlich aufgeputzt, und zwar unter dem Vorsitz eines Popanzes, eine Art von Knecht Ruprecht. Bald ist es eine Puppe mit gräßlicher Larve und feurigen Augen, bald ein lebendiger, vermummter Mensch, der allerley Spaß treibt. Zu den seltsamen, aber gewöhnlichen Späßchen, deren Ursprung ich wohl wissen möchte, gehören Strümpfe mit Orangen und andern Früchten voll gestopft. Diese ausgestopften Strümpfe sieht man überall hängen, zuweilen sind auch Briefe mit Stecknadeln daran befestigt. Liebhaber beschenken ihre Geliebten mit solchen Strümpfen, die übrigens mir nicht einmahl neu zu seyn schienen. — In großen Buden wird noch mehr Aufwand gemacht. Da stehen und sitzen Puppen so groß als zwölfjährige Kinder, und scheinen sich mit einander zu unterhalten; eine jede hat von Früchten strotzende Strümpfe an ihrer Seite hängen. Die Zuckerbecker wetteifern mit denen in Berlin in künstlichen Darstellungen, übertreffen diese nicht selten, besonders auch in der Wahl des Gegenstandes. Denn wenn ich in Berlin nur Szenen aus der Donaunymphe, oder etwas dergleichen erblickte, so war es hier der Brand von Troja, der Tod

des Marcus Antonius, die Entdeckung von Amerika; lauter erhabene Sujets, die gewöhnlich einen Raum von zehn bis zwölf Schritt Länge und ein paar Schritt Breite einnahmen; die Bühne nicht selten auf das täuschendste gemahlt, dekorirt und beleuchtet; die kleinen Figuren sinnreich gruppirt und in Handlung gesetzt, auch meistens richtig gezeichnet, wenigstens für den Effekt. — Man kann denken, welch' ein Gedränge und fröhliches Gewimmel um diese Buden ist. Dennoch fährt die vornehme Welt, der Bequemlichkeit des Volks nicht achtend, in langen Reihen durch die mit Menschen eben so voll gepfropften Straßen, als die Strümpfe mit Orangen, hält auch wohl still vor den Buden, und verursacht dadurch in der That ein gefährliches Drängen. Ich selbst habe zwar diesen Unfug mitgemacht, bekenne aber, daß, wenn ich Gouverneur von Rom wäre, ich es nicht dulden würde. — Einen Nordländer, der an ewigen Zugwind gewöhnt ist, fallen bey dieser und mehrern Gelegenheiten die vielen tausend Lampen auf, die ohne Schirm auf den Straßen brennen, und doch nie vom Winde ausgelöscht werden.

Der Spanische Platz, auf welchem ich gewohnt habe, steht, kraft eines seltenen Herkommens, unter der Polizey des spanischen Gesandten, des-

sen Pallast hier befindlich ist. Hat man ihn zum Freunde, so kann man auf diesem Platze nach Belieben treiben, was man will; kein Sbirro darf es wagen, Hand an den Verbrecher zu legen, der ruhig da steht, und die Diener der Gerechtigkeit höhnt und neckt. Auch selbst dann, wenn der spanische Gesandte den Verbrecher nicht schützen will, gewinnt dieser wenigstens durch die saubere Einrichtung so viel Zeit, daß er ganz bequem auf eine sichere Retirade denken kann. Denn da müssen erst die Untergerichte an die Obergerichte rapportiren, und die Obergerichte müssen dem Gouverneur benachrichtigen, und der Gouverneur muß die Sache zur Kenntniß des Staatsministers bringen, und der Staatsminister muß eine schriftliche Note deßhalb an den spanischen Gesandten machen, und der spanische Gesandte muß schriftlich darauf antworten. — Man begreift leicht, daß unterdessen der Mörder ganz gemächlich entwischt. Vor einem oder zwey Jahren empfing ein Unglücklicher hier einen Messerstich, starb an der Straffenecke, und seine Leiche lag vom Morgen bis zum Abend auf der Straße, ehe die gewöhnlichen Formalitäten verstatteten, sie wegzuschleppen. — Auch die schmiegsamen Jungfrauen dürfen auf keinem andern Platze in Rom ihr Wesen treiben, auch sie stehen unter spanischem Schutze; daher wohnen sie auch alle in den Häusern hier herum, und der Platz

wimmelt von ihnen, so bald es Abend wird. Es ist höchst komisch, oder auch höchst unanständig, den gravitätischen Spanier zu sehen, und sich ihn als obersten Schutzherrn der schmiegsamen Jungfrauen denken zu müssen. — Auch der kaiserliche Minister hatte auf dem Platze, welcher seinen venetianischen Pallast umgiebt, gleiche Rechte, doch seine weise Regierung entsagte ihnen schon längst. — Ist es nicht eine ungeheure Albernheit, fremden Mächten zu erlauben, in einer Stadt, wie Rom, eine eigene Gerichtsbarkeit auszuüben? und durch die Unverletzbarkeit ihrer Distrikte gleichsam zu Verbrechen aufzumuntern? — Pius VI. hat viele sogenannte Asylen in und vor den Kirchen aufgehoben, und seitdem hat sich die Anzahl der Mordthaten beträchtlich vermindert. An großen Festtagen sieht man auch von früh bis in die Nacht Patrouillen durch die Stadt reiten. Das hinderte aber doch nicht, daß am Neujahrstage bey der Fontaine de Trevi zwey Menschen erstochen wurden. — Je besser der Wein gerathen ist, sagen die Römer selbst, je häufiger sind die Mordthaten.

Der Römer versäumt keine Gelegenheit, irgendwo religiöse Ideen anzubringen; so enthält sogar das Postbüchlein Meß- und Reisegebethe. Sonst ist aber alles darinn fehlerhaft; denn fast

keine

keine einzige Station ist richtig angegeben, und besonders auch Nachrichten aus fremden Ländern sind mit der komischsten Unwissenheit verstümmelt. Von den russischen Münzsorten heißt es zum Beyspiel: „Dort wird ein länglichtes Stück Silber geschlagen, welches man Copia nennt, deren vier und sechzig einen deutschen Reichsthaler ausmachen. Eine andere Münze heißt Denga, und vier derselben gelten eine Copia; zehn Copien machen eine Geuina." — Welcher Russe wird hier seine Münzen erkennen? — Ferner heißt es: in Moscau gelten die deutschen Reichsthaler, welches unwahr ist. — In Deutschland giebt es, diesem Büchlein zufolge, nur eine Goldmünze, nähmlich ungarische Dukaten, und von Silbermünze nichts als Thaler, Guldey, und Fufenzini (sollen vermuthlich Funfzehner seyn.)

Man hält gewöhnlich Neapel für wohlfeiler als Rom; ich habe es umgekehrt gefunden, obwohl ich in dem theuersten Wirthshause gewohnt habe. Ein Quartier, von der nähmlichen Beschaffenheit wie in Neapel, ist in Rom um ein ganzes Drittel wohlfeiler. Dasselbe gilt von der Equipage. Die Tafel hält an beyden Orten so ziemlich gleiche Preise. Die Lohnlakeyen sind Spitzbuben, hier wie dort. Putzwaaren sind in

Rom theurer und geschmackloser als in Neapel. Guten, trinkbaren Tischwein findet man leichter als dort, denn man bezahlt den vortrefflichen Florentiner, der dort gar nicht zu haben ist, etwa mit acht Groschen die Bouteille. Das Zugemüse ist sehr schmackhaft. Broccoli, Kohl, Kohlrabi und vorzüglich Zwiebeln, habe ich nirgends besser gegessen. Man kocht die letztern hier ganz zum Rindfleisch, sie sind lieblich süß, und thun weder auf das Geschmacksorgan, noch auf den Magen irgend eine von den unangenehmen Wirkungen, die ich sonst wohl daran kannte. Das Brod könnte besser seyn. Die Maccaroni werden aus Neapel verschrieben; man behauptet, sie könnten nirgends so gemacht werden. Doch sind auch dort nicht alle Fabriken von gleicher Güte; oft fand ich sie sandig. Seefische giebt es hier eben so häufig wie dort, auch dieselben Gattungen, nur nicht so frisch, da sie aus den nächsten Häfen herbeygeführt werden müssen. Von Fleischspeisen ist das Geflügel am beliebtesten, nur Gänse werden auch hier sehr wenig gegessen. Zu den meisten Suppen wird geriebener Käse gegeben. Doch der gerühmte römische Blumenkäse (Caseo di fiore) ist, trotz seines schönen Nahmens, eine sehr unschmackhafte Speise. Er gleicht einem zähen, frischen Ziegenkäse. Das Alter soll ihn verbessern. Unstreitig der beste Käse in Italien, und vielleicht in Europa, ist der

sogenannte Strachino di Milano. — Kaffee und Zucker sind gewaltig theuer. Ein Pfund guter Kaffee kostet über achtzehn gute Groschen. Für drey Portionen Kaffee, mit einigen Butterschnitten, habe ich täglich fast anderthalb Thaler bezahlen müssen.

Es ist eine allgemein angenommene Meinung im Norden (und ich selbst habe es lange geglaubt), daß die alten Römer einen ganz besondern Mörtel zu machen verstanden hätten, daß bloß deshalb ihre Gebäude so dauerhaft gewesen, daß aber diese Kunst verlohren gegangen sey. Dem ist nicht also. Die Römer verfertigten ihre Mörtel gerade so wie wir, aber ihr Sand ist von einer weit tauglichern Beschaffenheit dazu, als der unsrige. In Norden muß man die neuern Mauern vor der Nässe verwahren, wenn man nicht will, daß sie auseinanderfließen sollen; hier ist es gerade umgekehrt. Soll eine Mauer die größtmögliche Festigkeit erhalten, so begießt man sie fleißig mit Wasser, dann wird bald ein einziger Stein daraus, und wenn sie zerstört wird, so fällt sie nicht in kleinen Brocken, sondern in großen Massen von einander, die wie Felsenstücke herum liegen. Darum wird auch dieser Sand jetzt weit und breit als Ballast

verführt. — Die alten Römer verstanden aber allerdings eine Kunst, die verlohren gegangen ist, nähmlich mit Quadersteinen ohne Mörtel so zu bauen, daß die Steine auf einander gefestet schienen. Kunstverständige glauben wirklich, sie haben die Steine nicht bloß behauen, sondern auf irgend eine Art gleichsam geschliffen, und dadurch die Cohäsion zum Erstaunen vermehrt.

Einer päbstlichen Wachtparade beyzuwohnen, sollte Niemand versäumen, denn etwas Drolligeres in dieser Art bekommt man nie wieder zu sehn. Etwa dreyhundert Menschen in braunen Kitteln stehen, so ziemlich nach Belieben, der Schule Antonins gegenüber; sie haben Flinten, die sie gleichfalls nach Belieben halten. Die Feldmusik probirt ihre Instrumente, jeder bläst sein eigenes Stückchen. Die Officiers spazieren auf dem Platze herum, alle nach Belieben gekleidet. Selbst von den Dienstthuenden trug einer Uniform, der andere einen Oberrock, bey dem einen war der Säbel drüber, bey dem andern darunter geschnallt. Der eine hatte Stiefeln, der andere Camaschen, der Adjutant sogar Pantalons, aus welchen weiße Zwirnstrümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen hervorragten. Endlich wird exerciert, das heißt: die dreyhundert Menschen werfen ihre Flinten nach Belie-

den hin und her. Zuletzt wird auch marſchirt, dann hat der Jammer den höchſten Gipfel erreicht. Nicht zwey Füße ſieht man zu gleicher Zeit heben oder niederſetzen, und jedes Glied ſcheint den Beweis führen zu müſſen, daß eine krumme Linie länger iſt als eine gerade. Muſikanten und Soldaten bemühen ſich um die Wette, den Takt zu erwürgen.

Der Bogen Conſtantins iſt nun auch ganz ausgegraben, und, als ich abreiſte, war man ſchon damit beſchäftigt, ihn mit einer eben ſolchen Mauer und Geländer zu umgeben, als bey dem Bogen des Septimius Severus geſchehen iſt. Einige Säulen hat man zum Theil gereinigt, um zu wiſſen, woraus ſie beſtänden; es iſt giallo antico. Die meiſten Stimmen zu Rom ſind darin einig, daß das Ausgrabe ndieſes Bogens eine ſehr überflüßige Arbeit geweſen.

In dem Pallaſte Spada ſteht dieſſelbe coloſſale Statüe des Pompejus, an welcher Julius Cäſar einſt ermordet wurde. Als die Franzoſen in Rom hauſten, geriethen ſie auf den Einfall, den Tod Cäſars von Voltaire auf einem römiſchen Theater zu ſpielen, und, um die Illuſion zu verſtärken, ſchleppten ſie mit großer Mühe jene Bildſäule wirklich auf die Bühne.

Man klagt sehr, daß sie bey dem Transport gelitten habe.

Die Druckerey der Propaganda zu Rom bildet sich ein, die Alphabete aller bekannten Sprachen zu besitzen, und verkauft auch wirklich gedruckte Proben davon. Wenn sie aber alle nicht sichrer sind, als das deutsche Alphabet (das doch so leicht zu haben war), so sieht es übel damit aus.

Ein dänischer Gelehrter, der sich jetzt zu Rom aufhält, hatte neulich große Mühe, etwas coptisches drucken zu lassen. Er mußte es wohl zwanzigmahl corrigiren, ehe es nur erträglich gerieth. Es ist also nur unnütze Prahlerey mit diesem Sprachenreichth um.

54.

Die Kirche Maria in Cosmedin.

Es giebt in Rom eine Kirche, deren ich noch nicht erwähnt habe, sie heißt St. Maria in Cosmedin, soll im Jahre 271 erbaut worden seyn, und wird auch bocca della Verità (Mund der Wahrheit) genannt, weil unter ihrer Vorhalle eine große runde Larve mit einem ungeheuren Maule aufgestellt ist, von welcher man behauptet, die Römer hätten vormahls, um Eid-

schwüre noch feyerlicher zu bekräftigen, die Hand in dieses Maul gesteckt, und bey einem falschen Eide sey sie ihnen abgebissen worden. Wie die Larve auf diesen Platz gekommen, weiß man eben so wenig, als wo einst der antike Rednerstuhl von Marmor gestanden, der jetzt in einer Kirche als Kanzel gebraucht wird. Das Maul beißt heut zu Tage nicht mehr.

55.

Zwischen Rom und Bologna.

Dasselbe Thor, durch welches ich, drey Monate früher, mit beklemmter Brust zum erstenmahl in Rom einfuhr, sah ich jetzt mit leichtem Herzen und befriedigter Neubegier der Hauptstadt der Welt den Rücken kehren. Ich fuhr über den pons milvius, jetzt ponte molle, eine Brücke, die in der großen Schlacht Constantins gegen den Tyrannen Maxentius zerstört, und von einem Papst wieder hergestellt wurde. Ein alter Thurm soll noch von Belisar herrühren, der ihn erbaute, um den Gothen den Uebergang über die Tiber zu verwehren. Hier war es, wo Maxentius sich in die Fluthen stürzte und seinem Leben ein Ende machte. Auf der flaminischen Straße, vormahls durch eine große Anzahl prächtiger Mausoleen geziert, gelangt man nach

56.

Citta Castellana,

einem elenden Neste, nur demjenigen interessant, der Erinnerungen aus der Vorwelt mit sich bringt. Hier stand einst Veji, hier hausten die stolzen Vejenter, deren Thaten vielleicht eben so berühmt seyn würden, als die der Römer, wenn sie Geschichtschreiber gefunden hätten wie diese. Dreyhundert Jahre kämpften sie mit den Römern und ihre Freyheit; unter ihren Mauern fielen die dreyhundert edlen Fabier, die allein aus Rom zogen, um ihr Geschlecht durch eine Großthat zu verherrlichen. Furius Camillus bezwang endlich das streitbare Volk. Jetzt besteht es aus muthlosen Bettlern, die sogar, nach Volkmanns Bericht, in Höhlen wohnen sollen. Vermuthlich haben sie, seit seiner Reise, sich Häuser erbaut, die freylich elend genug sind, aber doch keinen Höhlen gleichen.

57.

Narni

hat eine äußerst romantische Lage auf einem hohen Bergrücken. Kurz zuvor, ehe man in die Stadt gelangt, blickt man dicht am Wege in Abgründe hinab, wo die schroffen zackigten Felsen,

höchst mahlerisch auseinander gerissen, so furchtbare, enge und finstere Schlünde bilden, daß ich mich wundre, daß die Alten nicht den Eingang zu ihrer Hölle hieher versetzt haben. Ein Orpheus an diesen Felswänden klimmend, würde in der That in Plutos unterirdisches Reich hinab zu stürzen scheinen. — Die alten Einwohner von Narni waren ein tapferes, entschlossenes Volk. Erobern konnten die Römer ihren Berg schwerlich, wohl aber aushungern, und als das wirklich geschah, brachten sie Weiber und Kinder, zuletzt sich selbst um, und der schaudernde Sieger zog über Leichen in die öde Stadt. Um dieser That willen beliebte man sie Nequinum zu nennen, von nequitia hominum, Bosheit der Menschen. Wäre das in einer römischen Stadt geschehen, wie himmelhoch würden die römischen Geschichtschreiber die That erheben! — Ich kenne ein modernes Volk, das es gerade so macht, und es für die abscheulichste Bosheit erklärt, wenn man nicht gleich alles hergiebt, was man hat, alles einräumt, was man besitzt. — Dicht bey Narni, aber hoch jenseits der Stadt, liegen die Ruinen einer Brücke, welche Kaiser August erbaute, um zwey Berge zusammen zu hängen, und dadurch den Weg nach Terugra zu erleichtern. Man kann den höchst beschwerlichen Weg nur zu Fuße machen, ich rathe daher keiner Dame, sich von ihrer Neubegier dahin lok-

ken zu lassen; denn man sieht dort ohnehin nicht viel. Ein einziger großer Bogen steht noch ganz am linken Ufer, ein Stück am rechten, und von ein paar eingestürzten Bogen sind noch Trümmer in der Mitte des Stroms zu schauen. Die Brücke war aus Quaderstücken erbaut, und muß prächtig gewesen seyn. — Ein angenehmes Thal führt von hier bis Terni. Wenn aber Reisende behaupten, das Gras werde hier einmahl im Jahr gemäht, so glaube ich das nicht, und die Ursache meines Unglaubens ist: weil es gar kein Gras hier giebt. Kornfelder, mit Maulbeerbäumen und Weinreben bepflanzt, ziehen sich sehr einförmig bis nach Terni. Zu Plinius Zeiten mag es freylich anders gewesen seyn, denn der ist der Gewährsmann jener Behauptung.

58.

Terni.

Die Vaterstadt des Tacitus und der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders. Die Cascadellen von Tivoli sind lieblich, der Wasserfall von Terni ist ernst und groß. Dort wäre Tacitus vielleicht ein Dichter geworden, hier mußte er ein Geschichtsschreiber werden, und einfach, stark, zackigt, wie diese Felsen, mußte sein Styl sich bilden. Hier hätte ich Gelegenheit manche Bemerkung zu verlautbaren, über

den Einfluß, welchen die ersten Umgebungen eines Schriftstellers auf die Wahl der Gegenstände haben, denen er für immer seine Feder widmet; das würde mich vielleicht zu interessanten Grübeleyen, aber nicht zum Wasserfall von Terni führen, oder doch nur auf Umwegen, die ich dem Leser ersparen will. Kaum aus dem Wagen gestiegen, forderte ich Postpferde, denn der Weg bis zu jenem herrlichen Wassersturz beträgt noch eine starke deutsche Meile. Man kann dahin reiten oder auch in einem kleinen zweyrädrigten Cabriolet dahin fahren, in welchem allenfalls zwey Personen sitzen können, wenn sie sich sonders lieb haben; denn man wird freylich so nahe zusammen gedrückt und so oft zusammen geworfen, daß ein paar feindlich gesinnte Menschen sich entweder versöhnen oder raufen müssen. Hingegen wünsche ich dem Liebhaber Glück, der Gelegenheit hat mit seiner spröden Geliebten diese Fahrt zu machen; sie ist verlohren. — Wir durchschnitten zuerst einen schönen Olivenwald, dessen Früchte jetzt eben, gegen die Mitte des Januar, gesammelt wurden, und der folglich durch fleißige Menschen belebt war. Am Ende des Waldes gelangten wir in ein Dorf, Papinia, über dem sich ein großer steiler Berg erhebt, und nahe am Gipfel dieses Berges sahen wir die Straße sich hinziehen, die von fern nur ein schwindelnder Fußsteig schien. Doch der Postillion sprach uns

Muth ein: täglich, versicherte er, klimme er diesen Weg mit seinem leichten Fuhrwerke hinan. Auch fanden wir ihn wirklich breiter und bequemer, als er in der Ferne erscheint. Freylich ist der jähe Abgrund nur an wenigen Stellen mit niedrigen Mauern versehen; aber man hat keine Vorstellung von der Sicherheit, mit welcher diese Pferde auf solchen Wegen einherschreiten. Es sind uns eine Menge reitender Bauern begegnet, die auf dem schmalsten Rande, wo zwischen ihnen und einem Abgrund von vielleicht dreyhundert Klaftern, kein Strohhalm Breite mehr war, so lustig und sorglos dahin trabten, als ritten sie in einem Park spazieren. Sie konnten ganz bequem in der Mitte der Straße bleiben, aber sie gaben sich nicht einmahl Mühe hinzusehen oder ihre Gäule zu leiten, und diesen schien gerade der gefährliche Fußpfad am meisten zu behagen. Mächtige Gewohnheit! Muth ist nichts weiter als Bekanntschaft mit der Gefahr. — Endlich ist der steile Berg erklimmt, und man befindet sich auf einem sehr beschränkten Platze, auf dem vor fünf Jahren, zwischen den Franzosen und Neapolitanern, zum Nachtheil der Letztern ein unblutiges Gefecht vorfiel. Die Leute hier herum meinen, es sey Verrätherey im Spiele gewesen, denn der neapolitanische General habe sich kurz zuvor mit dem französischen besprochen; ich glaube dieses nicht. — Vormahls hatten

Weinreben diesen Platz verschönert, die Franzosen haben sie, zum Behuf ihres kleinen Lagers, abgehauen. Von hier aus setzten wir unsern Weg zu Fuße fort, durch mannichfaltige Krümmungen zwischen Lorbeerbüschen, auf schlüpfrigem Boden; denn obwohl der Wasserfall noch wohl eine Viertelstunde entfernt ist, so spritzt er doch seinen Staubregen bis hieher. Das Brausen seines Sturzes hatten wir schon seit einer Stunde vernommen. — Ich rathe jedem Reisenden, bevor er sich nähert, mit seinem Cicerone abzumachen, daß er ihn ohne Umwege sogleich zu dem kleinen Häuschen führe, Casino genannt, welches dem Wasserfall gegenüber auf einer isolirten Felsenspitze erbaut ist; denn diese fatalen Menschen wollen immer nur recht viel zu zeigen haben, lassen den Fremden daher bald hier bald dort ein Stückchen Wasserfall sehen, und führen ihn nicht allein unnützerweise der Kreuz und Queer, sondern schwächen auch vorzüglich dadurch den Totaleffekt. — Der Tag unsrer Wallfahrt war heiter, aber einer der kältesten in Italien, denn es hatte sogar ein wenig Eis gefroren, und die Wasserdünste, welche der zerstiebende Strom hier rings umher lagert, waren zu einem Glatteis geronnen, das jeden Schritt an diesen jähen Schlünden gefährlich machte. Die Gefahr bey Seite, war unsere Wanderung in der That komisch, denn unsere beyden Führer

mußten auf dem spiegelglatten Abhang ihre Mäntel vor uns ausbreiten, um uns einen sichern Fußtritt zu verschaffen. Waren wir nun alle glücklich vom ersten Mantel bis auf den zweyten gelangt, so wurde wiederum so lange Halt gemacht, bis der erste Mantel weiter vorwärts neben den zweyten gelegt war, und so immer abwechselnd. — Endlich war das Ziel erreicht; wir standen in dem von allen Seiten offnen Häuschen, bis an die Knöchel im Wasser, und vom Staubregen tüchtig durchnäßt. Aber wer könnte hier in den ersten zehn Minuten an irgend eine Unbequemlichkeit denken! und wer möchte es sich, auch noch vier und zwanzig Stunden nachher, einfallen lassen, dieses Schauspiel zu beschreiben! Von einer schroffen Höhe von zweyhundert Fuß stürzt der ganze Velino sich in den zackigten Felsengrund hinab, und das Wesen, welches er da unten treibt, ist kein Gegenstand weder für die Feder noch für den Pinsel. Dein Auge starrt, dein Ohr wird betäubt, der Platz auf dem du stehst, zittert unaufhörlich; fast ergreift dich die Furcht und zwingt dich mit zu zittern. Aber ein liebliches, einziges, entzückendes Schauspiel fesselt deinen Blick; du siehst einen Regenbogen — nicht Bogen, einen Regenzirkel — ja wahrlich! du siehst den ganzen bunten Zirkel hoch über den Wasserfall ausgespannt, unten fast zusammenlaufend, höchstens ist ein Zwölftheil

seines Umfangs an der Basis herausgeschnitten. Diese Erscheinung gleicht einer Zauberey. Man ist so gewohnt, auch von dem schönsten Regenbogen doch höchstens nur einen Halbzirkel zu sehen, daß man sich staunend in diesen Anblick verliert, und welche Farben! so hat sie Iris nie an das Firmament gemahlt; sie brennen Alle, es ist ein Kunstfeuerwerk mitten im Wasser, und siehe, die Natur scheint sich zu gefallen, deine Sinne immer durch neue Zauber zu überraschen; denn plötzlich spiegelt sich der Zirkel links und rechts, du siehst vier Bogen zu gleicher Zeit, und selbst die Abspiegelungen sind noch so lebhaft gefärbt, als sonst der schönste gewöhnliche Regenbogen zu seyn pflegt. Wahrlich! der Wasserfall von Terni ist schön, aber der Regenbogen von Terni ist noch unendlich schöner. Mit hoher Wehmuth habe ich sie verlassen; mit wehmüthigem Entzücken werde ich mich des Anblicks erinnern, so lange ich lebe! Es ist der dritte Gegenstand, der mir Italien unvergeßlich macht; der flammenspeyende Vesuv, das auferstandene Pompeji und der Himmelsbogen zu Terni! wer auch nichts weiter von Welschland sah, der kehrt gewiß befriedigt zurück. — Einen Regenschirm mitzunehmen, will ich doch jedem Reisenden anrathen, der etwa ein halbes Stündchen hier verweilen möchte, denn sonst wird er, trotz des heitern Himmels, naß bis auf die

Haut. — Auf dem Heimwege, giengen wir den ganzen Berg hinab zu Fuße, um die herrlichen Aussichten zu genießen. Doch wurde dieser Genuß durch Erzählungen unsers Führers verbittert. Er war ein armer Mann aus Papinia, der sich kümmerlich damit nährte, daß er Oliven für fremde Eigenthümer sammelte, oder in fremden Weinbergen arbeitete. So arm als er, waren, seiner Versicherung zufolge, alle Einwohner jenes Dörfchens; denn die Franzosen hatten sie ausgeplündert. Ihm hatten sie seinen alten Vater, einen ohnmächtigen Greis, muthwillig erschlagen. Er hatte gesehen, wie sie den Weibern die Ohrringe aus den Ohren, die Korallen vom Halse, die Schnallen aus den Schuhen, die Kleider vom Leibe gerissen hatten. — In Terni sollen auch noch Ueberreste eines Sonnentempels gefunden werden, und ich ließ mich dahin führen. Es ist ein kleines rundes Gebäude, das von außen freylich noch Spuren des Alterthums trägt, doch möchte ich nicht behaupten, daß diese kleinen Quadersteine wirklich aus den Römerzeiten herrühren. Eine offene Kuppel hat das runde Gebäude allerdings gehabt. Inwendig ist es in eine kleine Kirche verwandelt worden. — Auf dem Markte zu Terni will Volkmann unter einer Uhr eine Inschrift bemerkt haben, die nicht mehr gefunden wird. Indessen schreibe ich sie hin, theils weil sie schön ist, theils weil sie mir einen

aber-

abermahligen Beweis liefert, daß unsre deutsche Sprache die Kürze der lateinischen meistens erreichen, zuweilen sogar übertreffen kann. Hora, dies et vita fugit, manet unica virtus. (Stunde, Tag, Leben flieht, nur Tugend bleibt.)

59.

Spoleto.

Wenn Plinius mehr recht, so herbergt diese hübsche Stadt das älteste Volk in ganz Italien. Es war aber auch ein tapferes Volk, denn es trieb einst den Hannibal zurück, der sich vor seine Mauern gelagert hatte, daher das Thor, durch welches den Ausfall geschah, noch heute porta fugae genannt wird. Die Einwohner sind auch noch stolz darauf, denn als ich nach porta fugae fragte, erzählten gemeine Leute die That ihrer Ahnherrn sogleich mit großer Redseligkeit. Es sind auch noch mehr Alterthümer in Spoleto zu schauen, die man für Tempel ausgiebt. Ein sogenannter Diana tempel draußen vor der Stadt hat ein wohl erhaltenes Architrav, auf dem, außer andern Zierrathen ein basrelief, auch Weintrauben sich befinden. Wer nach Rom reiset, wird sonder Zweifel hier neugierig, er wird länger verweilen, als ich, der ich von Rom kam,

und die schönsten Ruinen schon gesehen hatte. Aus derselben Ursache lockten mich auch einige Bilder von Guercino und Hannibal Caracci nicht in die Kirche; vielleicht haben die Franzosen sie auch schon längst weggenommen. — Volkmann erzählt, es gäbe hier herum ein unverbrennliches Fossil oder Holz (ich schreibe aus dem Gedächtniß). Mehrere Spoletaner habe ich darnach gefragt, doch keiner wollte etwas davon wissen. Hingegen ist es sehr wahr, daß um Spoleto ein guter Wein wächst, der zwar süßlich, aber doch angenehm schmeckt.

Der Weg nach Foligno ist romantisch. Man sieht unter andern einmahl eine Stadt, die gerade so um einen Berg gebaut ist, wie man den babylonischen Thurm abzubilden pflegt: eine Straße über die andere, und immer kleinere Kreise, bis zur Spitze hinauf. — Gewöhnlich heißt es, der Weg nach Bologna über Ancona sey gemächlicher, als der über Florenz; ich habe das nicht gefunden. Auch hier giebt es mehreremahle Berge, die man nur mit Ochsenvorspann erklimmt, ein Hülfsmittel, dessen man sich auf jener Straße nie bedient. Diese Berge müssen also wohl noch steiler seyn. Doch ist das Ochsenvorspannen vielleicht auch nur Gewohnheit des Landes, denn ich bin alle Berge, hier und dort zu Fuß hinauf und herab gestiegen, um von den schönen Aussichten nichts zu verlieren, habe aber

nicht bemerkt, daß ich hier steiler höher klettern müssen als dort. Wenn man in die Nähe einer solchen Ochsenpost kommt, dann zieht der Postillion eine große Muschel aus der Tasche, und zwingt einen hohlen starken Ton daraus hervor, den man sehr weit vernimmt, und der, nach den Beschreibungen der Alten, die größte Aehnlichkeit mit dem Ton der römischen Tuba hat. — Demjenigen, der die Apenninen sobald als möglich los zu werden wünscht, ist doch wohl dieser Weg anzurathen, obwohl es ein beträchtlicher Umweg ist) denn man klimmt höchstens zwey oder drey Tage in denselben herum, da man dort gewiß noch einmahl so viel Zeit braucht. Hingegen gewährt auch das schöne Florenz einen köstlichen Ruhepunkt. Die Straßen sind beyde gut, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat, neben Abgründen herzufahren, die weder Mauern noch Geländer haben. Die Wirthshäuser sind meist alle schlecht, doch weniger die auf dem Wege nach Ancona. Das Schlimmste bey einer Winterreise durch Italien ist, daß man überall so frieren muß. Denn obgleich die stärkste Kälte hier nicht mehr als ein oder zwey Grad beträgt, und ein Nordländer folglich unter freyem Himmel nie davon leidet, so sind doch die Häuser so kühl wie Keller, und die Anstalten gegen den Frost erbärmlich. Kamine giebt es zwar überall, aber sie rauchen gewöhnlich so unerträglich, daß

man froh ist, das Feuer wieder ausgelöscht zu sehen. Ferner ist keine einzige Thür mit einer ordentlichen Klinke versehen; höchstens kann man die Thüren mittelst einer Krampe verschließen, aber auf und zu machen kann man sie nicht. Wer folglich bey zugemachten Thüren sitzen will, der muß sie verschließen und einen Bedienten hinstellen, der so oft aufschließt, als Jemand heraus oder herein will. Selbst trotz dieser beschwerlichen Vorsicht, wird man noch immer durch den abscheulichsten Zugwind gequält, denn nicht allein die verschlossenen Thüren haben überall Spalten und Löcher, durch welche dieser Feind der Gesundheit dringt, sondern es gibt auch kein Fenster, das nicht klaffte und dem Luftstrom freyen Durchzug gäbe. Man rechne noch hiezu, die Fußböden von Backsteinen, und endlich die eiskalten Schlafkammern, in welchen kein Kamin befindlich ist; so wird man begreifen, wie es zugeht, daß eine Winterreise durch Rußland ellenhohen Schnee weit behaglicher ist, als eine durch Italiens grüne Gefilde, wo in diesem Augenblicke die Oliven eingeerndtet werden. Das Sprichwort trifft auch hier wieder zu: nicht alles ist Gold was glänzt. Wer mit einiger Gemächlichkeit hier reisen will, der versehe sich mit guten Pelzen und Pelzschuhen, um beydes, nicht draussen, sondern im Zimmer anzuziehen. Er fülle seinen Reisekeller mit gutem Wein, denn

höchst selten findet er einen erträglichen Trunk. Er nehme Kaffee, Zucker, Tassen, Wachslichter, Lichtscheeren, Dinte, Federn u. dergl. mit sich, denn Alles das fehlt entweder ganz, oder ist sehr schlecht. Ja, ich rathe sogar einem jeden, auch einen Blasebalg bey sich zu führen, denn nicht einmahl dieses, für einen Kamin so unentbehrliche Möbel ist hier anzutreffen, und zuweilen ist es bloß die Schuld dieses Mangels, daß das Feuer so schlecht brennt. An manchen Orten sind sogar Messer und Gabeln etwas seltenes, besonders die Letztern. — So große Lobsprüche ich auch schon den Reisen mit Vetturinos gehalten, so muß ich sie doch jetzt bloß auf die Florentiner Vetturinos einschränken, vor den römischen hingegen aus allen Kräften warnen. Ich hatte, vermittelst meines Wirths, der ein honetter Mann zu seyn schien, mit einem der berühmtesten Vetturinos von Rom einen Kontrakt gemacht, mich mit vier guten Maulthieren in zehn Tagen nach Bologna zu bringen, dabey, wie gewöhnlich einbedungen, daß er die Abendzeche bezahlen müsse. Als ich Morgens früh vor Tage mich in den Wagen setzte, hörte ich die wohlbekannten Glöckleins der Maulthiere vor denselben, zweifelte also keineswegs an der Existenz der Maulthiere selbst. Als es aber hell wurde, sah ich, daß ich Pferde und keine Langohren hatte. Die Pferde sind aber in den Gebürgen weit unzuverlässiger, folg-

lich war das ein grober Betrug. Auch kamen wir gleich am zweyten Tage ein paarmahl in Gefahr den Hals zu brechen, weil die Pferde nicht im Stande waren, bergab den Wagen gehörig zu halten. Dann vollends eins derselben krank, und ich durch Schuld des Vetturino im Wirthshause sehr schlecht bedient wurde, so bezahlte ich ihn für zwey Tage und schickte ihn zurück. Da wurde sein Unmuth geschwätzig, und er plauderte aus, daß er meinem saubern Herrn Wirth zehn Scudi (etwa fünfzehn Thaler) habe abgeben müssen, die er nun nicht wieder erhalten werde. Der brave Wirth heißt Sarmiento, und hält ein gutes aber sehr theures Haus auf dem spanischen Platze. Außerst dienstfertig besorgt er alles, was der Fremde nöthig hat, doch nicht ohne recht grobes Interesse, wie man aus diesem Pröbchen abnehmen kann. Als ich hierauf noch den Kellner (Cameriere) in Terni fragte, warum er uns so schlecht bedient habe, da ich doch mit Florentiner Fuhrleuten so wohl gefahren sey, so antwortete er mir: die Florentiner seyen auch die einzigen, welche ohne Knickerey für ihre Anvertrauten sorgten, und willig sechs, sieben auch acht Paul (etwa einen Thaler) für jeden Kopf bezahlten, da hingegen die Römer kaum drey bis vier geben wollten. Nun war mir das Räthsel gelöst. Ich nahm Postpferde, mußte mich freylich oft herum zanken, gab auch etwa mehr Geld

aus, fuhr aber noch einmahl so schnell, und wurde überall so gut als möglich bedient. Um aber doch ein Beyspiel von der unverschämten Prellerey der italienischen Gastwirthe zu liefern, will ich nur anführen, daß ich gleich am ersten Abend ein sehr mittelmäßiges Abendessen für drey Personen und ein elendes Nachtlager mit zehn Scudi (funfzehn Thaler) bezahlen mußte. Eben so gierig suchen die Posthalter den Reisenden zu schröpfen, und selten verläßt er eine Station, auf der nicht wenigstens versucht worden wäre, ihm ein Pferd mehr aufzudringen. — Nach dieser kleinen Digression eile ich meinen Weg fortzusetzen.

Wenn man von Serra Valsa nach Ponte la Trave fähret, so erblickt man in einer öden, wilden Gebirgsgegend, neben einer Brücke, ein einsames Kreutz, unter welchem eine spanische Gräfin begraben liegt, die vor ein paar Jahren an dieser Stelle ermordet wurde. Die gute Dame hatte sich merken lassen, daß sie viel Gold und Kleinodien mit sich führe; ihr eigener Courier hatte auf der letzten Post, in Valcimara mit dem Posthalter, der zugleich Gastwirth war, eine vertraute Freundschaft errichtet (Spitzbuben sympathisiren schnell), ein dritter Helfershelfer fand sich leicht; man lauerte auf die Unglückliche an diesem schauerlich einsamen Orte; sie ließ sich von zwey Dragonern escortiren, Einer derselben

wurde erschossen, der Andere entfloh, die Gräfin selbst wurde aus dem Wagen gerissen und jämmerlich ermordet. Die rächende Justiz war aber schnell, die drey Böswichter wurden ergriffen, lebendig geviertheilt, und ihre zerstückelten Körper an drey Bäumen, nahe dem Schauplatz ihrer Mordthat, aufgehangen. Da hängen sie noch jetzt, ein gräuliches Andenken! Natürlich spukte es hier auch gewaltig. Wenn die Mitternacht anbricht, heben drey blutige Gespenster unter den drey Bäumen und seufzen. Nach einer Weile schleichen sie langsam auf die Brücke, und starren mit hohlen Augen hinab auf das Kreuz. Da steigt eine weiße majestätische Frau hervor und schreitet über die Brücke. Die drey blutigen Gespenster fallen jammernd auf ihre Knie, und strecken die Hände flehend gegen sie. Aber die weiße majestätische Frau schwebt vorüber, ohne sie anzusehen, und sogleich verwandeln sich die drey Gespenster in drey Feuersäulen, die so lange brennen und knistern, bis mit dem Schlage der Mitternachtsstunde ein Knall sie verlischt. Die weiße Gestalt hingegen löst sich jenseits der Brücke in ein rosenrothes Wölkchen auf, das immer höher und höher steigt, und, ehe es ganz in die Luft zerfließt, die Gipfel der Berge mit einem sanften Morgenroth auf einige Augenblicke zu überziehen scheint. Mit dem letzten Verschwinden des rosenrothen Wölkchens fährt plötzlich ein Sturmwind durch das

öde Thal, die Knochen an den drey Bäumen klappern, und die ganze gespenstische Erscheinung ist vorüber. — Siehe da Stoff zu einer Ballade. Geschwind etwas Fröhlicheres. —

Man muß lachen, wenn man in einer Entfernung von hundert und zwanzig Meilen von Rom Haufen von hundert und zweyhundert kalekutischen Hähnen antrifft, die in traulicher Gesellschaft auf einer Fußreise nach Rom begriffen sind, und trotz dem besten Fußgänger einherschreiten. Ein einziger Mensch reicht hin, den wohldisciplinirten Haufen in Ordnung zu halten. Er bedient sich dazu eines langen Rohres das bekanntlich in Italien gewaltig hoch aufschießt die Länge seines Rohres beträgt vollkommen die Breite der Landstraße; er faßt es in der Mitte mit beyden Händen, geht auch in der Mitte der Straße, und schließt so gleichsam den Weg hinter seinen Reisenden zu. Begegnet er in den Apenninen (wo die Straße gewöhnlich an einer Seite Abgrund, an der andern schroffe Felsen hat) Fuhrwerken, welchen er ausweichen muß, so treibt er sein Völkchen auf die nähmliche Weise gegen den Felsen, wohin es sich auch gleich ganz ordentlich schwenkt, ruhig und gaffend so lange steht, bis das Fuhrwerk vorüber ist, auch wohl den Reisenden einen hundertfachen Gruß zugluchzt. Unbegreiflich ist es, wie der mäßige Gewinn Aufwand, Beschwerden und Zeitverlust einer solchen

langwierigen Reise belohnen kann; denn wenn gleich die gefiederten Passagiere keine starke Bataillen machen, so kommen sie doch gewiß nicht fetter in Rom an, als sie von Hause abreisten, und werden vermuthlich erst dort wiederum gemästet, um würdige Gallinaccios für die Tafeln der Prälaten und Kardinäle zu werden.

Auf die nähmliche Weise recht man auch große Heerden fetter Schweine nach Rom, die hier zwar auch schwarz, wie in Neapel, doch nicht mehr so nackend sind.

60.

Loretto.

Nun habe ich auch eine Wallfahrt zu der heiligen Jungfrau von Loretto vollbracht. Es fällt äußerst beschwerlich, den steilen Berg auf und nieder zu klimmen. Ist man einmal oben, so gefällt es einem da recht wohl, denn Loretto ist ein recht artiges Städtchen, welches sich durch breite, schnurgerade Straßen vor allen Städten Italiens, die ich bisher gesehen, unterscheidet. Wir fanden da auch ein ziemlich gutes Wirthshaus, einen Kamin, der nicht sehr stark rauchte, und — was mir Töne des freudigen Erstaunens auspreßte — zum erstenmahl wieder eine Klinke an der Thür. Wir schliefen recht gut unter dem Schutz der h. Jungfrau, und eilten am an-

dern Morgen ihre Wohnung zu betreten. In allen Straßen, durch welche wir zogen, gab es Millionen Rosenkränze und Kreuze zu verkaufen, die hier von allerley buntem Glas und Steinen fabricirt, dann an die Suppenschaale Mariens gehalten, und vom Priester eingesegnet werden. — Die Cardinäle wohnen in einem großen Gebäude, welches durch einen schönen, breiten, offenen Bogengang mit der Kirche verbunden ist. In diesem Gange stehen Schaaren von Bettlern. Bey jedem Schritt streckt sich eine schmutzige Knochenhand aus, oder einen fettigen alten Hut schiebt man den Reisenden hin. — Dicht vor der Kirche steht eine metallene Bildsäule Papst Sixtus V. Die Physiognomie dieses klugen Mannes ist vortrefflich nachgebildet; sicher hat er so ausgesehn, als er im Conclave alle Kardinäle durch sein Husten betrog. — Ungeachtet es noch früh am Morgen war, fanden wir doch schon die Kirche voll knieender und auf den Knien rutschender Gläubigen, und die meisten Altäre waren mit Priestern besetzt. Wir nahten sogleich der Santa Casa, ein kleines viereckiges Gebäude in der Mitte der Kirche, das von außen auf allen Seiten mit Basreliefs von Marmor überzogen, auf welchen unter andern die Geschichte von der Transportirung des Hauses zu sehen ist. Hinauf führen Marmorstufen, und hinein mehrere Thü-

ren von Erz. Eins der letztern haben die Engel selbst mitgebracht, und sie wird nie geöffnet. Dann befindet sich ein Basrelief, die Geistung Christi. Doch niemand wird erstaunen, daß dieses plumpe, unförmliche Stücklein Metall jemals einen Christus vorgestellt hat, so rund und formlos haben es die Lippen der Gläubigen geküßt. Mit gleichem Erstaunen muß man die Marmorstufen und den ganzen Marmorboden ringsumher betrachten, denn fast sind beyde so tief gefurcht, als ein frischgepflügter Acker. Die Kniee der Gläubigen haben diese Furchen gedrückt. Wir betraten zuerst die Kühe der heiligen Jungfrau, welche jetzt hinter dem Altare liegt. Man wird aber nichts wahrnehmen, was an eine Küche erinnern könnte. Ich verließ dieselbe, und kam in das Wohnzimmer. Es besteht aus einem mit weißen Marmor eingefaßten und übermahlten Platze, der jetzt als Kapelle dient, und wo wir vollgestopft mit knieenden Menschen-Leuten. Im Hintergrunde ist ein vergittertes Fenster. — Im letzten Kriege haben die Franzosen vieles hier mitgenommen, unter andern ein Gemählde von Raphael. Einige andere gute Bilder sind noch übrig geblieben, doch nicht Originale, (wie Volkmann sagt,) sondern nur Copien in Mosaik, die freylich so schön seyn würden, als die Originale, wenn sie nicht aus zwey Theil zusammengefügten Stücken bestün-

den. — Auch die einst so berühmte Schatzkammer der Madonna habe ich nicht zeigen lassen. Es ist ein schöner großer Saal, dessen Wände mit prächtigen, ungeheuren Schränken prangen, welche die Franzosen rein ausgeleert haben. Vormahls enthielten sie gegen dreyßig Millionen Scudi an Werth. Gold und Silber wurde hier kaum mehr geachtet, denn man hatte Diamanten scheffelweis. — Warum die Geistlichen zu Loretto nicht eben so klug gewesen sind, als die Mainzer Domherren, die ihren Schatz bey Zeiten in Sicherheit brachten? das begreife ich nicht. — Viele dieser unklugen Herren sah ich Beichte sitzen, jeder hatte ein langes Stäbchen in der Hand, mit welchem er den Beichtenden auf den Kopf schlug. Auf Befragen erfuhr ich, daß dieses Kopftippen ein besonderes sehr kostbares Vorrecht der hiesigen Geistlichkeit ist. — Merkwürdiger vielleicht als alles bisher Beschriebene ist eine Sammlung von mehr als dreyhundert Vasen, zwar nur von Thon aus Faenza, deren geschmacklose Formen das Mittelalter verrathen, aber sämmtlich von Raphael gezeichnet, und viele derselben (z. B. die zwölf Apostel) auch von ihm gemahlt. Er verfertigte dieses einzige Kunstwerk in seiner Art für seinen Landesherrn, den Herzog von Urbino, und dieser schenkte die Vasen sämmtlich der Apotheke der heiligen Jungfrau zu

Loretto, wo sie noch als eine Galeerie aufgestellt sind, und sonst nicht gebraucht werden. Ich fragte den Apothekergesellen, der sie uns zeigte: wie es zugegangen, daß die Franzosen sie nicht auch eingepackt hätten? und er erklärte diese Vergessenheit ohne Bedenken für ein Wunder. Die Vasen sind von verschiedener Größe, und sind, im seltsamen Gemengsel, bald mit biblischen Historien, bald mit Geschichten der heidnischen Götter bunt bemahlt. Unter den letztern befanden sich sehr zweydeutige Begebenheiten, wie sie Raphaels Pinsel meines Wissens sonst nie geliefert hat. — Nachdem wir uns mit Rosenkränzen versehen hatten, gelangten wir auf den fürchterlichsten Wegen, die ich ohne Bedenken den Sächsischen Landstraßen an die Seite setze, nach

61.

Ancona,

diesem im letzten Kriege durch Franzosen, Oesterreicher, Russen und sogar Türken berühmt gewordenen Hafen. Seine Lage am adriatischen Meere gleicht der von Neapel, und gewährt einen lieblichen Anblick. Ancona ist eine feine, große Stadt, von Bergen umschlossen, auf deren Gipfel Kastelle mahlerisch liegen. Wir eilten zu dem Ehrenbogen Trajans, der dem biedern Kaiser einst hier errichtet worden, weil er auf eigne Kosten den Hafen wieder herstellte. Er ist nicht sehr groß, aber weit besser erhalten, als die des

Constantin und Septimius Severus zu Rom. Die Zeit hat ihn nicht geschwärzt wie jene, der weiße Marmor ist nur wenig grau geworden; seine acht kanelirten korinthischen Säulen sind ganz unbeschädigt. Daß viele Zierrathen, und zwar Festons, von Bronze daran waren, sieht man noch deutlich, denn die Barbaren haben sich nicht die Zeit genommen, sie auszugraben, sondern nur abzubrechen, daher die Bruchstücke des Metalls noch hervorragen. Die mittlere Inschrift ist größtentheils leserlich, mehr noch die zu beyden Seiten, durch welche man auch die Gemahlin und Schwester Trajans hat ehren wollen. Es gefällt mir wohl, daß man die gute Handlung eines Monarchen auch in denen belohnt, die ihm am nächsten und liebsten sind, wenn sie gleich unmittelbar nichts zu der Wohlthat beytrugen; denn wer mag berechnen, wie viel sie mittelbar durch ihren sanften Umgang auf die Beherrscher wirkten? — Im Hafen sahen wir unter andern vier englische Kauffahrteyschiffe, von französischen Korsaren genommen, die jetzt zum Verkauf da lagen. Da sich auch eins mit Nelsons Bildniß darunter befand, so können sich die Franzosen wenigstens eines Sieges über Nelson rühmen. — Der Börsensaal zu Ancona ist recht artig, und wimmelt von Käufern und Verkäufern. — Das Theater hätte ich gern besucht, obwohl es im allerschmutzigsten Winkel lag, und eher ei-

nem Heringsmagazin, als einer Schaubühne gleich; allein der Buffo war unglücklicherweise abgekannt, und folglich nicht aufgelegt, Spaß zu machen. — Ich erkundigte mich nach den Dattelmuscheln (ballari), deren Volkmann erwähnt, und ihnen die Eigenschaft zuschreibt, im Finstern zu leuchten. Dattelmuscheln habe ich auch genug bekommen, und eine gute kräftige Suppe ist mir daraus gekocht worden; aber vom Leuchten wollte Niemand etwas wissen, selbst die Fischer nicht, die sie eben gefangen hatten. Ich stellte demungeachtet einen Teller voll in mein Zimmer, hatte mir aber vergebens geschmeichelt, das Nachtlicht sparen zu können, ich muß sie also mit dem unverbrennbaren Holze von Spoleto in eine Klasse setzen. — Bey Ancona hören endlich die abscheulich hohen und steilen Berge auf, die man bis hieher auf jeder Station erklettern und herabklimmen mußte. Denn statt den Postenwechsel unten am Berge anzulegen, und den Weg bequem um den Berg zu führen (wobey der Reisende, seine Equipage und die Postpferde selbst sehr gewinnen würden), hat man vorgezogen, die Posthaltereyen auf die höchsten Felsengipfel zu verlegen, die bloß mit Ochsen zu erklimmen sind. Aber freylich läßt sich bey dieser Gelegenheit die edle Kunst der Prellerey besser üben, zu welcher solch' ein Berg einen rechtlichen Vorwand gibt. Ich möchte wohl ei-

eine Wette darauf eingehen, daß, wer in Italien auf jeder Post unweigerlich diejenigen Pferde annimmt, die ihm der Postmeister vorspannen will, am Ende mit zwanzig und mehr Pferden fahren wird, wenn es nur so viele im Stalle giebt. In den Apenninen, wo doch die Berge am höchsten sind, war die Prellerey am erträglichsten; aber je näher dem platten Lande, je unleidlicher wird sie. Dicht hinter Ancona ist noch ein einziger Hügel zu überwinden, und man spannte mir deshalb acht Pferde vor, da mein Wagen überall sehr bequem mit vieren gefahren worden. Die ebene Landstraße zog sich nun am adriatischen Meere hin, durch Sinigaglia (wo die einst berühmte Messe ihren alten Schwung noch nicht wieder erreichen kann) nach Fano, wo ich, während des Umspannens, ging, die Ueberbleibsel von einem Ehrenbogen Constantins zu sehn. Er bestand ursprünglich aus drey Bogen, über welchen, mit ächt constantinischem Geschmack, sich sieben andere Bogen wölbten, die natürlich sehr klein waren, und folglich aussehen mußten, wie Fenster eines abgebrannten Hauses. Jetzt ist nur noch der mittelste große Bogen übrig, auf dem einige Trümmer verworren liegen, das übrige ist vor etwa viertehalb hundert Jahren im Kriege zerstört worden. Aber man hat klüglich das ganze Contersey des Bogens, wie er noch unbeschädigt stand, mit allen seinen In-

schriften in die Mauer einer nahen Kirche eingehauen. Die Inschrift besagt: daß der Bogen dem Kaiser errichtet worden, weil er die Stadt mit einer Mauer umgeben. Man war doch auch zu jenen Zeiten fast so verschwenderisch mit Ehrenbogen, als heut zu Tage mit Ordensbändern. — Auf dem Rückwege besah ich sehr neugierig das Theater von Fano, weil ich von außen betrachtet, darauf hätte schwören wollen, es sey eine alte gothische Kirche; denn über dem Eingange waren drey Bischöfe in Stein gehauen, und ein Glockenthurm gab ihm vollends das kirchliche Ansehn. Mein Führer versicherte indessen, es habe nie zu etwas anderm gedient. Ich fand das Inwendige sehr groß, viel zu groß für Fano, und übrigens eben so gothisch als die Außenseite. — Als ich zurück kam, fand ich, daß man mir abermahls zwey Pferde mehr vorgespannt hatte. Das Recht dazu wollte der Postmeister aus den gedruckten Gesetzen beweisen die er aber selbst nicht lesen konnte. Ich las sie ihm ehrlich vor; es stand da nicht ein Wort, das seine Behauptung begründet hätte. Dennoch bestand er hartnäckig auf seinem Willen. Um nun diesen ewigen schaamlosen Prellereyen einmahl ein Ende zu machen, entschloß ich mich, zum Gouverneur der Stadt zu gehen, und ihm zu erzählen, wie die Reisenden in Italien behandelt werden. Der Herr Postmeister ging selbst mit, und

auf mein Begehren mußte er auch seine Gesetze mitnehmen. Ich fand an dem Gouverneur einen alten, sehr rechtlich aussehenden Mann, der mich höflich anhörte, die Sache untersuchte, die Gesetze las, dem Posthalter einen scharfen Verweis gab, und mich ersuchte, wenn man mir noch die geringsten Schwierigkeiten mache, nur sogleich zu ihm zu schicken, so wolle er ein Exempel statuiren; denn es sey ihm sehr kränkend, wenn Reisende in seinem Gouvernement auf irgend eine Weise belästigt würden. So schaffte ich mir die Blutsauger eine Zeitlang vom Halse, und ich habe, zum Ruhme der römischen Justiz, diese Anekdote nicht verschweigen wollen, da ich so wenig Rühmliches von diesem Lande zu erzählen weiß. Der Postmeister meinte doch hinterher, es sey das gewöhnliche Schicksal der kleinen Fische, von den großen verschlungen zu werden; und hätte, durch dieses nur allzu wahre Sprichwort, beynahe Gewissensbisse in mir erregt, wenn der schöne ebene Weg von Fano nach Pesaro mich nicht bald überzeugt hätte, daß er selbst in der That unter die Raubfische gehörte.

Ich kann diese Straße, die ich an einem Sonntage passirte, nicht verlassen, ohne zu erinnern, daß die Landleute, besonders die Weiber, zwischen Ancona und Fano sehr hübsch sind. Ich habe so viele schöne Weiber hier gesehen, daß ich jedem Fürsten, der etwa eine recht schöne Men-

schenrace zu haben wünscht, rathen möchte, Kolonisten aus dieser Gegend kommen zu lassen — Das zweyte, was meine Aufmerksamkeit anzog, war die unendliche Menge von Jägern, oder eigentlichen Wildschützen, die an der Landstraße herum lagerten. Die Jagd ist in den päbstlichen Staaten frey, welches wohl eine sehr unpolitische Vergünstigung ist; denn außerdem, daß auf diese Weise das Wild nothwendig ausgerottet werden muß, gewöhnen sich auch die ohnehin faulen Italiäner zu sehr an ein Vergnügen, welches wie ich aus eigener Erfahrung weiß, leicht seinen Liebhaber über die Gebühr fesselt. Endlich ist es auch wohl nicht rathsam, den Italiänern Mordwaffen in die Hände zu geben, die sie so gern mißbrauchen.

62.

Pesaro

ist ein artiges Städchen, einst Pisarum, eine Kolonie der Römer, wo ich nicht irre, von Marc Antonius gegründet. Spuren dieses Alterthums fand man vormahls in dem palazzo publico, wo viele alte Denkmähler und Inschriften aufbewahrt wurden; aber diese alle hat die Revolution zertrümmert und verschlungen. Jetzt ist nur noch ein Palast übrig, der dem Alterthumsforscher wahre Schätze öffnet, und es wäre in der

That der Mühe werth, daß ein solcher Gelehrter sich einige Zeit zu Pesaro aufhielte, um Europa mit diesen fast verborgenen Schätzen bekannt zu machen. Ein gewisser Olivieri de Abbate nähmlich, aus einem alten pisaurischen Geschlecht (eques Pisaurensis hat er sich selbst genannt) war ein eben so gelehrter als reicher Mann, ein großer Liebhaber und Sammler vaterländischer Alterthümer. Er hatte deren eine Menge zusammen gebracht, ein Museum nebst einer Bibliothek angelegt, beydes in seinem Testamente für unveräußerlich erklärt, und dem Publikum seiner Vaterstadt zur unentgeldlichen Benutzung hinterlassen.... Gesegnet sey seine Asche! Ich habe auch die Ruhestätte dieses wackern Mannes in einer Kirche besucht, seine Erben, die Machirelli heißen, haben ihm dort ein Grabmahl von Marmor errichtet, über welches er Blut weinen würde, wenn er es sehen könnte; denn es ist die stümperhafteste Schülerarbeit, ein Quodlibet von Dingen, die alle auf die Kunstliebhaberey des Verstorbenen Beziehung haben. Aber sein Geist athmet noch in seinem Pallast. Gleich die Vorhalle ist ringsum mit Fragmenten von antiken Basreliefs, Inschriften, Denksteinen, Säulen u. s. w. besetzt, lauter hier gefundene Alterthümer, denn auf diese schränkte der Patriot sich ein. Ueber die heidnischen ist das Wort Pisaurensia geschrieben, über die spätern Christiana. Die Inschriften

schenrace zu haben wünscht, rathen möchte, Kolonisten aus dieser Gegend kommen zu lassen — Das zweyte, was meine Aufmerksamkeit anzog, war die unendliche Menge von Jägern, oder eigentlichen Wildschützen, die an der Landstraße herum lagerten. Die Jagd ist in den päbstlichen Staaten frey, welches wohl eine sehr unpolitische Vergünstigung ist; denn außerdem, daß auf diese Weise das Wild nothwendig ausgerottet werden muß; gewöhnen sich auch die ohnehin faulen Italiäner zu sehr an ein Vergnügen, welches wie ich aus eigener Erfahrung weiß, leicht seinen Liebhaber über die Gebühr fesselt. Endlich ist es auch wohl nicht rathsam, den Italiänern Mordwaffen in die Hände zu geben, die sie so gern mißbrauchen.

62.

Pesaro

ist ein artiges Städchen, einst Pisarum, eine Kolonie der Römer, wo ich nicht irre, von Marc Antoninus gegründet. Spuren dieses Alterthums fand man vormahls in dem palazzo publico, wo viele alte Denkmähler und Inschriften aufbewahrt wurden; aber diese alle hat die Revolution zertrümmert und verschlungen. Jezt ist nur noch ein Pallast übrig, der dem Alterthumsforscher wahre Schäze öffnet, und es wäre in der

That der Mühe werth, daß ein solcher Gelehrter sich einige Zeit zu Pesaro aufhielte, um Europa mit diesen fast verborgenen Schätzen bekannt zu machen. Ein gewisser Olivieride Abbate nähmlich, aus einem alten pisaurischen Geschlecht (eques Pisaurensis hat er sich selbst genannt) war ein eben so gelehrter als reicher Mann, ein großer Liebhaber und Sammler vaterländischer Alterthümer. Er hatte deren eine Menge zusammen gebracht, ein Museum nebst einer Bibliothek angelegt, beydes in seinem Testamente für unveräußerlich erklärt, und dem Publikum seiner Vaterstadt zur unentgeldlichen Benutzung hinterlassen.... Gesegnet sey seine Asche! Ich habe auch die Ruhestätte dieses wackern Mannes in einer Kirche besucht, seine Erben, die Machirelli heißen, haben ihm dort ein Grabmahl von Marmor errichtet, über welches er Blut weinen würde, wenn er es sehen könnte; denn es ist die stümperhafteste Schülerarbeit, ein Quodlibet von Dingen, die alle auf die Kunstliebhaberey des Verstorbenen Beziehung haben. Aber sein Geist athmet noch in seinem Pallast. Gleich die Vorhalle ist ringsum mit Fragmenten von antiken Basreliefs, Inschriften, Denksteinen, Säulen u. s. w. besetzt lauter hier gefundene Alterthümer, denn auf diese schränkte der Patriot sich ein. Ueber die heidnischen ist das Wort Pisaurensia geschrieben, über die spätern Christiania. Die Inschriften

sind zum Theil auch griechisch. Auf gleiche Weise sind auch die Wände der großen Treppe verziert. Das Fragment eines eingemauerten Basreliefs fiel mir besonders auf; eine sitzende Figur (der Kopf fehlte), deren Füße auf einem Löwen ruhen, über welchem eine Schlange herabhängt. Das Museum selbst soll sehr ansehnlich seyn. Ich habe es leider nicht gesehen, da der Vorsteher desselben nicht zu Hause war. Ich begnüge mich daher, gelehrte Reisende auf den Schatz aufmerksam zu machen, der so versteckt liegt, daß Tausende vorübereilen, ohne ihn zu ahnden. Auch eine Gemählde-sammlung wird in dem Pallaste gezeigt, sie bedeutet aber nicht viel. Ein Saal ist von einem gewissen Lazzarino gemahlt, der vor kurzem gestorben ist. Er war aus Pesaro gebürtig, und darum sind seine Landsleute wohl so stolz auf ihn; denn durch die Ehrfurcht, mit welcher man von ihm sprach, erregte man große Erwartungen in mir, die aber getäuscht wurden. In mehrern Kirchen sind Bilder von ihm, die ich, den guten Pesarensern zu gefallen, alle sehen und loben mußte. Eine Verkündigung Mariä ist sein bestes Stück, und zeichnet sich vor allen andern Verkündigungen dadurch aus, daß der Engel in Gegenwart mehrerer Personen erscheint, die ihn alle sehen, Furcht und Erstaunen ausdrücken.

Ich habe auch das Theater zu Pesaro besucht. Man gab eine Opera Buffa, von der ich

nichts weiter zu sagen weiß, als daß die Sänger eben so schlecht waren als die Musik, das genügsame Publikum aber sein Bravo in reichen Gaben spendete. Der Haarbeutel des Buffo war ziemlich komisch. Auch zwey Ballets waren angekündigt. Ich habe nur das erste gesehn; ein türkischer Mischmasch, eine abgedroschene Serailgeschichte, bey welcher Dekorationen, Kleidung und Tanz tief unter dem Mittelmäßigen bleiben. Nur die prima Ballerina zeichnete sich vortheilhaft aus, und wird vermuthlich einst eine sehr gute Tänzerin werden. Das arme Mädchen war aber kaum vierzehn Jahre alt, und so stark im Wachsen begriffen, daß ihre langen rothen Hände bereits aus den alten Kleidern herausgewachsen waren; welches der flachhaarigten Dirne ein etwas spinnenartiges Ansehn gab. Das Haus ist ziemlich groß, aber für seine Größe zu schmal. Vier Reihen verschieden tapezirter Logen fassen eine buntgeschmückte Menge — weit lustiger als die komische Oper selbst war unsere Fahrt dahin, denn, in Ermangelung einer andern Equipage, geschah sie mit Extrapost. Eine Postkalesche, auf straffe Riemen gezogen, erschien mit zwey Pferden bespannt, der Postillon ritt auf einem derselben, der Lohnbediente setzte sich mit einem Laternchen auf den Bock, und so kutschirten wir in vollem Galop ins Theater, wobey uns das

fürchterliche Stoßen manche Thräne der Angst auspreßte.

Pesaro hat mancherley Fabriken, auch viele Erziehungsanstalten für Seidenwürmer, in welchen allen viel Holz verbraucht wird. Es ist wohl ein wenig abderitisch, daß man alle diese Fabriken in eine völlig holzarme Gegend verlegt hat; alles Holz muß aus Dalmatien herüber gebracht werden; man kann sich daher leicht vorstellen, wie selten und theuer dieser Artikel hier ist.

Ich kann dieß Städtchen nicht verlassen, ohne Lucian Bonaparte's noch einmahl zu gedenken, der auch hier, wie überall, bewiesen hat, welch' ein zärtlicher Gatte und Vater, folglich welch' ein guter Mensch er ist. Es war nicht seine Absicht, sich hier aufzuhalten, aber seine Gemahlin spürte Vorbothen einer nahen Niederkunft. Sogleich miethete er mit großer Aengstlichkeit das ganze Wirthshaus auf drey Monat, und ließ über sechzig junge Weiber vom Lande hereinkommen, um eine recht gesunde Amme auszusuchen. Daß die Sitten auf dem Lande, auch in Italien, noch unverdorben sind, beweisen die meisten dieser Bäuerinnen; Lucian wollte nähmlich ohne vorhergegangene Untersuchung durch seinen Arzt keine Amme annehmen, und die Bäuerinnen waren zu schamhaft, sich einer solchen Untersuchung zu unterwerfen. Eine, die ihm beson-

dres gefiel, wollte noch überdieß ihren Mann nicht verlassen, ungeachtet er ihr zwey Scudi täglich (etwa drey Thaler) und monathlich zwey neue Kleider bot. Die Anekdote hat mich gefreut und überrascht. Glücklicherweise bedurfte Lucian nachher ihrer nicht, denn mit seiner Gemahlin besserte es sich wieder, und er brachte sie wohlbehalten bis Mailand. — Von schönen Gemählden, die einst Pesaro schmückten, darf man nichts mehr suchen. Alle Raphael's und Guido's haben die Franzosen zum Auswandern gezwungen, hingegen keinen Lazzarini angeführt, unter dem höflichen Vorwand: man wolle keinen noch lebenden Mahler auf diese Weise kränken. Damit wenigstens trösten sich jetzt die Pesarenser über die Vernachlässigung ihres Lieblings.

Unweit Cattolica gelangt man endlich auf die Gränze des päbstlichen Reichs, denn in der That ist es noch immer ein Reich zu nennen, so viel auch schon davon abgezwackt worden.

63.

Rimini

war einst eine berühmte Stadt, und man fährt noch jetzt in ihre Mauern durch einen ziemlich wohl erhaltenen Triumphbogen, der, ich weiß nicht warum, dem Kaiser Augustus daselbst errichtet worden. Auf dem Markte steht ein Pie-

dessal, das der Zufall einst höher ehrte, als hätte es den olympischen Jupiter von Phidias Meisel getragen. Denn als Julius Cäsar, dem Senat zum Trotz, über den Rubicon gegangen war, da stieg er auf diesen Stein, harangurte seine Soldaten, und führte sie dann gegen Rom. Daß es wirklich dieser Stein gewesen, sagt eine alte Inschrift, die ich zwar nicht gegen allen Widerspruch der Zweifler geschützt hatte, der ich aber gern Glauben beygemessen, wenigstens so lange, als ich vor dem Steine stand, und meine Phantasie den großen Mann auf demselben erblickte.

In oder bey der Kirche des heiligen Franziskus suchte ich das Grabmahl eines byzantinischen Philosophen, Themistius, der ein Ausleger des Aristoteles war. Pandolfus Malatesta, venetianischer General, Herr v. Rimini, und ein großer Verehrer der Wissenschaften, soll, nach der Eroberung von Sparta, den Sarg dieses Mannes aus Griechenland mitgebracht haben. Leider habe ich ihn nicht gefunden, woran vielleicht die Unwissenheit des Küsters Schuld seyn mochte. Aber das Grabmahl jenes Malatesta habe ich gefunden, und seine Ueberreste wurden mir, zwar nicht durch die Eroberung von Sparta, aber durch die Erfahrung merkwürdig, daß heiße Liebe zu den Wissenschaften nicht immer, wie man zu behaupten pflegt, rauhe Sitten mildert. Gelehrte sind nur deshalb sanfter und menschlicher, weil

sie gewöhnlich keine Macht in Händen haben. Wäre ihnen Gewalt verliehen, sie würden oft schlimmer seyn, als der unwissendste Despot. Dieser Malatesta zum Exempel ließ zwey seiner Weiber durch Gift hinrichten, und die dritte erdrosseln. Sie sollen ihm untreu gewesen seyn; vermuthlich will er nicht liebenswürdig war; denn die Kunst, der Weiber Treue zu fesseln, besteht in weiter nichts, als in der Kunst, ihnen immer liebenswürdig zu erscheinen. — Einige Basreliefs an Malatesta's Grabmahl scheinen Kunstwerth zu besitzen. Ueberhaupt aber sollte man diese Kirche die Kirche der Basreliefs nennen, denn mehrere sah ich nie beysammen. Sie ruht auf viereckigten Pilastern, deren vier Seiten von oben bis unten dicht damit bekleidet sind. Habe ich recht bemerkt, so befinden sich auch viele Historien aus der heidnischen Fabelwelt darunter. Alle bestehen aus weißem Marmor, welches sonderbar gegen die Decke absticht, die nichts als die nackten Sparren des Dachstuhls zeigt. Ich wünsche in der That, daß ein anderer Reisender mehr Zeit als ich haben möge, diese merkwürdige Kirche zu betrachten.

In Rimini liegt eine starke französische Garnison, man giebt sie auf sieben tausend Mann an. Das Kloster neben der Kirche, des heiligen Franziskus dient einem Bataillon zu Kasernen. Ich ließ mich mit einer Schildwache in ein Gespräch ein, und fand aufs neue, welch' ein mäch-

tiger Unterschied zwischen der Bildung eines franzöſiſchen und jedes andern Soldaten in der Welt iſt. Die Geſchliffenheit, mit welcher dieſer gemeine Soldat ſprach, die Art, wie er ſich ausdrückte, ſeine Urtheilskraft, alles war hoch über ſeinen Stand erhaben. Er freute ſich, einen Preußen anzutreffen, denn er war mehrere Monathe in preußiſcher Kriegsgefangenſchaft geweſen, und rühmte herzlich das Gute, das er zu Stettin und Magdeburg genoſſen. Jetzt, meinte er, ſtehe er in einem miſerabeln Lande, deſſen Einwohner lauter Bettler und Taugenichtſe wären. Als ich ihn dagegen an das herrliche Klima, den wohlfeilen Wein erinnerte, ſagte er, der Soldat gewöhne ſich an alles, das preußiſche Bier habe ihm recht wohl geſchmeckt, und die Wohlfeilheit des Weins ſey nicht einmahl wünſchenswerth, denn ſie verleite nur zu Exceſſen. Gern hätte ich mit dem braven Kriegsmann mich noch länger unterhalten, der ſo achtungsvoll von dem biederſten König, und ſo dankbar von den gaſtfreyen Brandenburgern ſprach; aber die Zeit war mir karg zugeſchnitten. Im Heimgehen bemerkte ich noch die Statue eines Pabſtes von Metall. Einige Freyheitsbäume ſtanden noch hie und da, ſie waren aber gewaltig zerlumpt, die Fahnen hingen in Fetzen herab, und an den Mützen hatte die Zeit auch kräftig genagt. Dennoch glaube ich, es ſind noch die wohlerhal-

ten Denkmähler der cisalpinischen Freyheit. — Von Cesena ist nichts weiter zu erinnern, als daß es durch die Geburt des vorigen und jetzigen Pabstes verherrlicht worden. — Ich sah hier zum erstenmahl das Volk maskirt in den Straßen herum laufen; es nimmt sich drollig aus. Alle Masken schienen aber nur zum Pöbel zu gehören, stellten Bäcker, Gemüsverkäufer, Bärenführer u. dgl. vor. Gegen einen maskirten Mann, zählte ich immer zehn maskirte Frauenzimmer, die gewöhnlich Besen in der Hand trugen, und lustig durch den Koth wateten.

Im Ganzen ist die größere Betriebsamkeit des Volks in der cisalpinischen Republik sehr auffallend. Die Felder sind überall wohl kultivirt, und mit arbeitsamen Menschen bis spät gegen Abend bedeckt. Daß man aber dem Norden schon wieder um ein Großes näher gerückt ist, wird auch merklich; die Pomeranzenbäume hören auf, sobald man Rom verlassen hat. Bald verschwinden auch die Lorbeeren und immergrünenden Eichen. Der Oelbaum wird immer sparsamer, Pappeln und Maulbeerbäume nehmen seine Stelle ein. Die Aloe sucht man vergebens. Dagegen bemerkt man an den Einwohnern ein mehr deutsches Aussehen, sie vermummen sich nicht mehr so viel in die braunen Kittel, mit rothen Lappen verbrämt, und häßlichen spitzen Kapuzen versehen, worin die Römer und Neapolitaner den Samojeden gleichen.

Ehe der Reisende Bologna erreicht, passirt er noch ein paar hübsche große Städte, Faenza und Imola; da ich aber blos durchgefahren bin, so weiß ich nichts weiter davon zu sagen, als daß noch immer Freyheitsbäume darinnen stehen, so wie eine zweydeutige Jungfrau noch immer das Kränzlein trägt.

64.

Bologna,

ist eine große Stadt, so einförmig gebaut, daß man über das ewige Einerley verzweifeln möchte. Fast alle Straßen nähmlich sind zu beyden Seiten mit Bogengängen eingefaßt, die auf Säulen und Pfeilern ruhen. Das ist freylich für die Fußgänger äußerst bequem; sie sind vor jeder Witterung geschützt, daher man auch fast gar keinen Wagen sieht; aber die untern Stockwerke und Buden müssen natürlich sehr finster seyn, und der Fremde, der gern Häuser sehen möchte, sucht diese vergebens. Die Neigung zu bedeckten Bogengängen muß den Bolognesern angethan seyn; denn es ist ihnen nicht genug, daß sie ihre eigenen Häuser vor lauter Bogen nicht finden können, sie haben auch vor etwa anderthalbhundert Jahren einen Bogengang aus der Stadt bis zu einer Madonna auf einem Berge geführt, der nicht weniger als zwey starke Meilen lang

ist, und oft in steile Felsen hat müssen gehauen werden. Man glaube auch nicht, daß etwa die Regierung diesen Einfall gehabt habe; nein, das Volk selbst, das erzfromme Volk, hat alle die zahllosen Bogen auf eigene Kosten erbaut. Wer einzeln reich genug war, machte sich verbindlich einen oder mehrere Bogen hinzustellen; Arme hingegen vereinigten sich unter einander und schossen zusammen. Kein Stand, keine Zunft blieb zurück. Denn zu der Frömmigkeit gesellte sich, wie gewöhnlich, die Eitelkeit; die Nahmen der Wohlthäter wurden unter dem von ihnen errichteten Bogen angeschrieben, und bekanntlich liebt der Mensch nichts mehr, als seinen Nahmen irgendwo an eine Wand geschrieben zu sehen. Darum findet man noch jetzt als Erbauer verewigt, hier die Soldaten von einem Cavallerie-Regiment, dort die Musikanten aus einer Kirche, hier die Krämer-Innung, dort sogar die Livree-Bedienten; niemand hat zurück bleiben wollen. Manche haben ihre Bogen noch durch schlechte Gemählde verziert, denn Jedem stand frey, es damit zu machen, wie mit einer Loge in der Komödie; daher ist selten ein Bogen inwendig seinem Nachbar ähnlich, und es laufen seltsame Einfälle mit unter. Jeder Bogen ist etwa anderthalb Klafter lang und fast eben so breit, durchgehends bequem gepflastert. Vor einigen Jahren hat man die ganze sonderbare Straße restaurirt

und neu geweißt. Diesem Reiz haben die stets schreibfertigen Menschen nicht widerstehen können, und ihre Nahmen tausendweis unbefugt auf die Wände gekritzelt. Deßhalb ist auf einer ins Auge fallenden Tafel eine scharfe Ermahnung angeheftet worden, durch welche erinnert wird, daß der Gang der heil. Jungfrau gehöre, und daß dieselbe solch Geschreibsel nicht leiden könne. Bis jetzt hat die Ermahnung wenig geholfen. Dies Kritzeln ist eine Erbsünde, von der die Menschen nie erlöset werden. — Trotz der wetteifernden Frömmigkeit der Bolognuser wurden der Bogen doch endlich zu viele, (man kann denken, wie viele Tausende dazu gehören, eine so weite Strecke auszufüllen) dahet haben doch Mönche, um das Werk nicht unvollendet zu lassen, aus dem öffentlichen Schatz hinzugefügt werden müssen, und manche unter diesen Mönchen sind noch jetzt zu verkaufen; öfter findet man, statt eines Nahmens, die Worte: da vendere. Man hätte freylich mit dem vielen Gelde ein herrliches Hospital stiften können, und dieses wäre allerdings nützlicher gewesen. — Fremde wallfahrteten vormahls hinauf zu einem schönen Guido Reni. Die Franzosen haben ihnen diese Mühe für die Zukunft erspart. — Will man sich einen schönern Genuß verschaffen, so eile man schnell in die kunstreichen Fabriken, wo viele tausend Spindeln, mit glänzender Seide bezogen, die

gro-

großen Räder bekränzen, die in drey Stockwerken mehrere Säle füllen, und doch alle durch eine Handvoll Wasser, das in der Tiefe auf ein einziges Rad fällt, Tag und Nacht herumgetrieben werden. Dort wird dich der Fleiß von mehr als funfzig armen Kindern ergötzen, die stets hin und herlaufen, etwa abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen; dort wird dich der einfache Mechanismus in Erstaunen setzen, wenn du siehst, wie durch Berührung mit einem Finger das ganze Riesenwerk plötzlich aufgehalten, und eben so leicht durch den leisesten Druck wieder in Bewegung gesetzt wird. Es thut sehr wohl, Genie und Fleiß so innig vereinigt zu sehen. —

Ob man dasselbe von der einst so berühmten Universität zu Bologna sagen könne? weiß ich nicht. Es gab eine Zeit, wo zwölf tausend Studenten zu gleicher Zeit hier waren, auch sehr viele Deutsche, und wo man kaum für einen Gelehrten galt, wenn man nicht in Bologna studirt hatte. Damahls nannte sich Bologna: Mutter der Wissenschaften, Lehrerin der Nationen, Amme der Gesetze; und auf ihren alten Münzen las man: Petrus ubique pater, legumque Bononia mater. Mit großem Wohlgefallen wird jetzt noch erzählt, daß ein König von Dännemark im funfzehnten Jahrhundert, sich nicht auf den für ihn bereiteten Thron habe setzen wollen, sondern erklärt habe: er sin-

de sich genug gehört, wenn er mit den Weisesten in einer Reihe sitzen dürfte. Diese Zeiten sind längst vorbey, aber Gelegenheit etwas zu lernen, giebt es hier noch immer, auch sah ich ziemlich viele Studenten die Gänge des ungeheuren Universitäts-Gebäudes durchkreuzen; ja auch in der Bibliothek, die aus hundertvierzigtausend Bänden bestehen soll, fand ich, trotz der Kälte des Tages, wohl zwanzig bis dreyßig, die mit verkrummten Fingern Bücher durchblätterten und excerpirten. Es wird hier alles angetroffen, was zur Erleichterung des Unterrichts in den Wissenschaften beytragen kann: ein Naturalien- und Mineralien-Kabinet; eine große Sammlung von physikalischen Instrumenten; von anatomischen Präparaten; von antiken Inschriften und Geräthschaften. Das Beste jeder Art haben die Franzosen freylich mitgenommen, denn ihnen war der Tempel der Minerva eben so wenig heilig, als die Kirche der Madonna. Es hat den guten Professoren nichts geholfen, daß sie in der größten Geschwindigkeit Bonaparte zum Mitglied ihrer Universität proclamirt, und dieses Ereigniß durch eine pomphafte Inschrift verewigt haben. — Die Portraits aller lebenden und todten Lehrer hängen auf der Treppe (unter andern auch Galvani). Manche derselben sind von berühmten Meistern gemahlt. — Das Merkwürdigste von der ganzen Universität war mir jedoch eine Art

von Wundermann, Professor Mezzofanti, der ohne jemahls weiter als bis Verona gekommen zu seyn, zwanzig Sprachen geläufig und fast ohne Anstoß spricht und noch drey andere recht gut versteht. Vom Deutschen, Russischen, Englischen und Französischen gab er auf der Stelle Proben, die so trefflich ausfielen, daß sie auch für seine übrigen Sprachkenntnisse Glauben erweckten; zumal da er ein bescheidener, anspruchloser Mann ist. — Auch eine große starke Dame befindet sich hier, die griechische Vorlesungen zum Besten giebt. Ihren Nahmen weiß ich nicht. Es ist auch nichts daran gelegen. —

Die Kathedralkirche ist ein imposantes gothisches Gebäude, das eine Mittagslinie schmückt, welche der berühmte Cassini im Jahre 1653 gezogen hat. Sie ist hundert und acht und siebenzig Fuß lang, und galt zu ihrer Zeit auch deshalb für ein Wunder, weil ihr zwey Säulen im Wege zu stehen geschienen, von welchen man geglaubt, geschrieben und gedruckt hatte, es sey unmöglich, daß sie das ganze Werk nicht hindern sollten. Cassini scheiterte aber nicht an jenen Säulen, und seine Linie ist einigemal sorgfältig renovirt worden. — Auch wird hier der Kopf des heil. Petronius verwahrt, und zwar unter drey Schlössern, deren Schlüssel der älteste Senator, der älteste Canonicus der Kirche, und der älteste aus dem Hause Al-

brovandi besitzen. In dieser Kirche wurde Carl V. von Clemens VII. gekrönt. Die Canonici haben allerley Vorrechte, unter andern auch das sonderbare, einen Lappen von dem Felle des grauen Eichhörnchens über die Schulter zu hängen, und das sehr bedeutende, jährlich, am Feste ihres Heiligen, einem zum Tode verdammten Verbrecher das Leben zu schenken. —

Ein paar entsetzlich *schiefe* Thürme sind wohl des Ansehens werth. Ehe man sich an den Anblick gewöhnt, fürchtet man alle Augenblicke, sie werden Einem auf den Kopf fallen. Die *Fabel* erzählt: Zwey Baumeister waren in ein Mädchen verliebt, dessen Vater sein Töchterlein nur dem Kunstreichsten von beyden geben wollte; flugs baute der Eine einen schiefen Thurm, und der Andere setzte einen noch schiefern daneben. Die *Wahrheit* ist, wie sich oft zuträgt, noch unvernünftiger als die Fabel; denn daß ein paar Verliebte einen dummen Streich machen, ist sehr in der Ordnung; daß aber zwey reiche Edelleute vor siebenhundert Jahren ihre Pracht nicht besser zu zeigen wußten, als indem sie die unnützen Kunststücke erbauen ließen, ist kaum glaublich. Indessen haben die ehernen Menschen den Zweck ihren Nahmen zu verewigen, dennoch erreicht, denn die Thürme heißen noch jetzt nach ihnen Asinelli und Gariscadi; ja, was noch mehr ist,

Dante hat ihnen die Ehre erzeigt, einen derselben in seinen Gedichten zu erwähnen.

Alle Kirchen zu Bologna waren reich an Merkwürdigkeiten, ehe die Franzosen sie beraubten; jetzt zeichnen sich nur noch wenige aus; unter diesen die Kirche des heil. Dominicus. Dort liegt Guido Reni begraben, neben ihm die brave Mahlerin Elisabeth Sirani. Auch Guidos Grabstätte haben die Franzosen nicht verschont. Die Gemählde, durch welche er sie verherrlicht hatte, sind verschwunden, bis auf ein Frescogemählde, welches sie nicht mitnehmen konnten. Noch ein merkwürdiges Grabmahl ist das des Königs Enzius, Sohn Kaiser Friedrichs II., der einst Sardinien und Corsica beherrschte. Die Bolognesen nahmen ihn im Kriege gefangen, zu einer Zeit als ihre Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte, und folglich in Uebermuth ausartete. Trotz allen Bitten, und dem reichsten angebotenen Lösegelde, ließen sie ihn doch nie wieder los. Zwar wurde ihm ein, nach damahliger Art, herrlicher Pallast erbaut und eingeräumt, der noch jetzt steht und der alte Pallast genannt wird; in diesem wurde er königlich gespeist und getränkt, aber drey und zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, bis er endlich starb, und königlich begraben wurde. Alles das erzählt eine stolze Inschrift, worin der Senat den König immer Feind und Gefan-

gener nennt. Man sagt, der Uebermuth der Bologneser sey so weit gegangen, daß sie, als Lösegeld, eine goldene Kette gefodert, so lang, daß man die ganze Stadt Bologna damit umgeben könne. Wären damahls die feinen venetianischen Ketten schon verfertigt worden, so hätte man sie immer beym Wort halten mögen. — An dem Grabe des heil. Dominicus haben brave Künstler ihre Kunst gezeigt. Ein paar Engel, unter andern, die Leuchter tragen, sind von Michel Angelo Buonarotti. — In der Paulskirche ist die Enthauptung dieses Apostels kolossal im Marmor dargestellt. Der Künstler, Algardi, wird mit Recht zu den Bessern seiner Zeit gerechnet. — In der Kirche S. Salvador liegt ein Mann begraben, der Kaiser Karls V. Freund, und schon sein Spielgesell als Knabe gewesen, Montmorenci, aus einem Geschlechte, welches die ersten christlichen Barone geliefert zu haben sich rühmt. Er kam zu des Kaisers Krönung mit nach Italien und starb hier. Auch ein Gemählde besitzt diese Kirche, welches mir vortrefflich vorgekommen ist, obgleich die Franzosen es nicht mitgenommen haben. Der Nahme des Meisters gehört freylich nicht unter die berühmten, er heißt Gherini. — Sämmtliche Bologneser Kirchen haben mehr als vierzig Gemählde nach dem alles verschlingenden Paris liefern müssen. — Weit besser ist es den Palästen ergan-

gen, die, als Privateigenthum, doch mehr respektirt worden sind; daher enthalten sie noch große Kunstschätze. Vor allen nenne ich die Gallerie des Pallastes Sampini, und aus derselben Peter und Paul, von Guido Reni. Diesem Peter hat der Mahler einen herrlichen, tiefdenkenden Kopf gegeben. Eine von del Sarto's lieblichen Madonnen; ein Raub der Proserpine von Albani, mit allerliebsten tanzenden Kindern; ein Weib mit zwey Kindern auf dem Schooße, von Vandyk; man nennt das Weib Amme, sie war aber gewiß Mutter. Den tiefsten Eindruck hat ein Gemählde des alten Bellini (Tizians Meister) auf mich gemacht: Maria, den todten Sohn in ihren Armen haltend. Ach! diese Halbtodte unterscheidet sich von dem Todten nur noch durch das gebrochene, verwirrte Auge! ganz dicht hält sie ihren Mund an den seinigen, gleichsam um zu versuchen, ob noch Athem in ihm sey, oder ihren eigenen letzten Athem ihm einzuhauchen. Es ist ein göttliches Bild, und wenn der Schüler Tizian seinen Meister in der Kunst übertraf, so hat er ihn doch sicher in der Empfindung nie erreicht. — Die drey Carraccio's stifteten bekanntlich zu Bologna eine Schule. Auch in diesem Pallast haben sie sich durch manche Meisterwerke, besonders aber durch die vortrefflichen plafonds al fresco verewigt, welche die Thaten des Herku-

les darstellen. Um dieser Plafonds willen muß die Gallerie im untern Stockwerke bleiben, wo sie leider schlechtes Licht hat. — Ein kunstreiches Crucifix von Elfenbein, von Giovanni di Bologna wird von Kennern sehr bewundert. — Auch der Pallast Zambaccari enthält eine Gallerie von zahlreichen, doch nicht so auserlesenen Gemählden. Wenn man eben aus Rom und Neapel kommt, so hat man der Meisterwerke dieser Art so viel gesehen, daß man leider schon gleichgültiger dagegen geworden ist, und nicht mehr davon sprechen mag. Der Leser wird mir daher verzeihen, wenn ich die Menge der übrigen Pallaste mit Stillschweigen übergehe. Der Pallast Capra ra wimmelte vormahls von Merkwürdigkeiten, unter andern fand sich da eine kostbare Sammlung türkischer Waffen, die ein Marschall Aeneas Caprara einst erbeutete; kürzlich ist aber das Beste an den Vicekönig Melzi in Mailand verkauft worden. — Der Pallast Bentivogli möchte für Deutsche noch dadurch interessant seyn, daß der Churfürst von Sachsen in demselben zur katholischen Kirche übertrat, als er König von Polen wurde. — Gern hätte ich noch die Kirche der heil. Christina besehen, weil sich in derselben zwey Statüen von Guido Reni befinden sollen, den ich nie als Bildhauer habe nennen hören; sie war aber gerade verschlossen, und ich mußte, wegen Kürze der Zeit, meinen Wunsch

aufgeben. — Bologna scheint sehr arm an Einwohnern zu seyn. In etwas entlegenen Strassen begegnet man kaum hie und da einem Menschen. Demungeachtet hat es mehrere große Theater. Die diesjährige Oper war nicht schlecht, auch das Ballet konnte sich eines sehr vorzüglichen Tänzers rühmen, der, nach meinem Urtheil, an Kunst den Herrn Benulica in Neapel übertraf, an Süffisance aber es ihm gleich that, denn überhaupt giebt es wohl keine übermüthigere Kreaturen in der Welt, als die sogenannten primi Ballerini. Da die Comödianten in den italiänischen Städten jährlich wechseln, und immer hin- und herziehen, so läßt sich über kein italiänisches Theater ein bleibendes Urtheil fällen. Was heute wahr ist, gilt in einigen Wochen nicht mehr. In mancher Rücksicht gewinnt das Publikum bey diesem ewigen Wechsel, aber zusammen eingespielt kann eine Gesellschaft nie seyn.

In Bologna florirt der Buchhandel mehr als irgendwo in Italien. Das will zwar noch nicht viel sagen, denn er bedeutet in andern Städten so gut als gar nichts; hier findet man aber doch nicht allein alles, was in Italien sparsam genug erscheint, sondern auch viele Uebersetzungen aus fremden Sprachen, und selbst die französischen klassischen Schriftsteller. In einer

einzigen Straße habe ich sieben oder acht Buchhändler gezählt.

Eine der sonderbarsten und abgeschmacktesten Gewohnheiten existirt fast in ganz Italien (Neapel ausgenommen) und verunstaltet die Straßen der Städte. Wenn nähmlich ein Mensch von irgend einiger Bedeutung gestorben ist, so wird sein Wappen, auf einem großen Bogen Papier, in Holzschnitt abgedruckt, bunt illuminirt; dann, auf einem gleich großen Bogen, irgend ein Sinnbild des Todes, und in der Mitte, groß gedruckt, die Worte: Bittet für die Seele des N. N. Diese beyden Bogen werden nebeneinander auf die Kirchenmauer gekleistert, aber nicht einmahl, nein, zehn auch zwanzigmahl, in einer oder in mehreren Reihen, wodurch sie natürlich einen großen Raum bedecken, an dem man eine ziemliche Weile hergehen oder fahren, hochadeliche Wappen sich wohl einprägen und immer wieder dabey lesen muß: Bittet für die Seele des N. N. Nun aber sind der Kirchen überall in Italien eine große Menge; der Tod verschont die Wappenbesitzer nicht; die Eitelkeit kann er jedoch nicht bezwingen, die Wappen müssen angekleistert werden; sie bleiben kleben, so lange es der Zeit und dem Regen beliebt; neue kommen täglich hinzu, folglich geht und fährt man fast beständig durch eine Wappengallerie, deren einziger Schildhalter der Tod ist;

und wollte man der Einladung folgen, so hätte man von einem Thor bis zum andern nichts anders zu thun, als für Seelen zu beten. In Bologna habe ich diesen Unfug zuerst sehr häufig bemerkt.— So unangenehm diese Tapete ist, so angenehm hingegen ist die Reinlichkeit, welche in den Straßen dieser Stadt durch Armuth und Noth erzwungen wird. Es giebt nähmlich Menschen, die davon leben, daß sie allen Straßenkoth, auch die ekelhaftesten Dinge, mit ihren Händen in Körbe sammeln, und zum Düngen der Gärten verkaufen. Wie sich doch der Mensch an Alles gewöhnen kann! — Ich habe einen armen Teufel mit einer Art von Behaglichkeit und Gierigkeit, große Hände voll Menschenkoth in seinen Korb kneten sehen, als ob er einen Bäsletenteig vor sich hätte. Freylich sah er dabey auch wohl mit Neid und Ingrimm auf das eben vorbey marschirende französische Regiment, (das hundert und sechste) welches aus lauter schönen, großen, wohlgenährten und gekleideten Leuten besteht, die nicht dafür zu sorgen haben, ihren Vorrath zu liefern. Hier, wie in ganz Italien, werden die genießenden Sieger tödtlich gehaßt, und ich möchte, bey veränderten Umständen, nicht für eine sicilianische Vesper stehen.

Die angenehme Unterhaltung, die mir in Frankreich so oft durch tausende von Anschlagen (Affichen) an den Straßenecken gewährt wurde,

wo Jeder dem Publikum seine Angelegenheiten und Wünsche so vertraulich mittheilt, als spräche er mit seinem nächsten befreundten Nachbar, diese hatte ich in ganz Welschland vergebens gesucht. Bloß Einladungen zu gottesdienstlichen Handlungen findet man hier angeheftet; etwa in diese oder jene Kirche, zu der ersten Messe eines Priesters u. s. w. Das Zettel zu dieser letztern Feyerlichkeit war sogar mit einem Sonnette geziert. In der Nähe waren die Kerker der Gefangenen; sie sitzen hinter eisernen Gittern, aber ohne Fenster; zwischen den Stäben lassen sie an Stricken kleine Körbe, oder auch ihre Hüte herab, und schreyen unaufhörlich die Vorbeygehenden, besonders die Fremden an, die sie auf den ersten Blick zu unterscheiden wissen. Giebt man ihnen nichts, so werden sie auch wohl grob und werfen Einem schmutzige Späßchen nach. Solche Kerker fand ich überall in Italien, und überall dienten sie mir zum Beweise, daß Liebe nicht durch Verbrechen ausgelöscht wird, wenn diese nur nicht an der Liebe begangen worden; denn fast den ganzen Tag sind diese Kerker von Weibern und Mädchen belagert, die jeden Augenblick benutzen, um mit ihren eingesperrten Männern oder Geliebten traulich zu kosen.

Ich kann Bologna nicht verlassen, ohne des muthigen und sinnreichen Zambeccari noch einmahl zu gedenken. Schon bey meinem ersten Auf-

enthalt in dieser Stadt wünschte ich seine Bekanntschaft zu machen; aber damahls fesselten ihn noch die Folgen seiner unglücklichen Luftfahrt an ein schmerzhaftes Krankenlager. Jetzt ist er wieder hergestellt und mein Wunsch wurde mir gewährt. Ich fand einen Mann, dessen Physiognomie ganz verspricht, was er längst gehalten hat. Seine Augen sind Gedanken. Er hatte die Güte, mich selbst von allen Details seiner ewig merkwürdigen Luftreise zu unterrichten. Ich sah die Lampe von seiner Erfindung, durch deren Hülfe er sich nach Gefallen hinaufheben oder herablassen kann. Es ist wohl unwidersprechlich, daß, sobald es dem Luftschiffer gelungen ist, sich in einer gewissen Höhe mit der ihn umgebenden Luft ins Gleichgewicht zu setzen, nur noch die allerkleinste Kraft dazu gehört, dem Ball eine horizontale Richtung zu geben. Diese Kraft wohnt alsdann in den angebrachten leichten Rudern, und Zambeccari hat, im Anfang seines Aufflugs bewiesen, daß seine Theorie richtig begründet war. Nicht er allein, sondern mehrere Augenzeugen haben mich versichert, daß er zweymahl nach verschiedenen Richtungen gelegene Thürme angab, zu welchen er hinschweben und von da zurück kommen wollte. Beydemahl hielt er Wort mit sehr geringen Aufwand von Kraft. Aeußerst rührend war es mir, zu erfahren, daß er ein junges Weib und geliebte Kinder hat. Man denke sich den Zustand dieser

Unglücklichen, als sein Gefährte Andreoli ihn so übereilt verließ, und sie den Gatten und Vater in einer brennenden Maschine, selbst brennend, hoch über die Wolken fahren sahen! — Daß solch ein Unglück zum zweytenmahle ihm nicht begegnen könne, dafür hat sein erfinderisches Genie bereits gesorgt; ein einfacher Mechanismus bewirkt, daß auch in dem Falle, wenn die Maschine an Bäume geschleudert wird, die Lampe doch immer im Gleichgewicht bleibt, und der brennende Spiritus nicht überlaufen kann!

Zwar hatte ich schon von seiner ersten Luftfahrt manches in den Zeitungen gelesen, aber doch keine lebendige Darstellung, und seine gefällige Erzählung war mir daher sehr willkommen. „Ich diente einst in der russischen Marine, sagte er mir, wurde im Jahr 1787 von den Türken gefangen, und saß bis 1790 im Bagno zu Constantinopel. In diesem Aufenthalte des Elends und Müßiggangs, dachte ich über die aerostatische Kunst nach und entwarf meine Theorie, die ich drucken ließ, und darauf zu London zum erstenmahle ausübte. Bey meiner Zurückkunft ins Vaterland unterwarf ich sie der Prüfung zweyer unserer geschicktesten Mathematiker, Saladini und Canterzani, die mich, der ich nicht reich bin, der Unterstützung der Regierung würdig hielten, worauf ich auch einen Vorschuß von achttausend mailändischen Liren erhielt, (etwa tausend und sechshun-

hundert Thaler). Ich verfertigte eine Maschine, die mir nach Wunsch gerieth, und bestimmte meine Auffahrt auf den vierten September. Hindernisse und Strapatzen aller Art hatten mich sehr ermüdet, meine Hoffnung schwankte. Dennoch verließ ich mich auf einige Freunde, und ließ am dritten September um Mitternacht die Maschine an den bestimmten Platz bringen. Mein Bruder sollte mich benachrichtigen, sobald Alles bereit wäre, indessen ich mich zu Hause noch durch nothwendige Ruhe erquicken wollte. Ich konnte nicht schlafen, und da gegen sechs Uhr Morgens noch immer niemand kam mich abzurufen, so trieb mich die Unruhe heraus. Nichts war fertig, Alles nur halb gethan, ein großer Theil der Vitriolsäure umsonst verschwendet. Die Feuchtigkeit der Nacht und die darauf folgende Sonnenhitze, hatten dergestalt auf den Firniß gewirkt, daß das Netz sich fest an den Ball geleimt hatte; es auf der Stelle davon loszumachen, war unmöglich; ich habe nachher drey Tage dazu gebraucht, und trotz aller Vorsicht nicht vermeiden können, daß beym Ablösen nicht tausend Risse und Löcher entstanden wären. Wie mir dabey zu Muthe war, mich so dem Hohn meiner Feinde und dem Mißfallen einer zahllosen Menge Zuschauer ausgesetzt zu sehen, davon lassen Sie mich schweigen.“

„Ich mußte das Experiment aufschieben

bis zum fünften Oktober. Aber meine Kasse war erschöpft, ich konnte diesen Aufwand nicht zum zweytenmahl bestreiten; kein Freund kam mir zu Hülfe. Das Gouvernement war endlich so großmüthig, mir nochmahls tausend Scudi vorzuschießen, doch nur gegen einen Wechsel auf meine Einkünfte, der nachher, grade zu der Zeit, als der Chirurgus mir in Venedig die Finger von der linken Hand löste, mit aller Strenge in Bologna einkassirt, und meiner Familie ihr einziger Unterhalt geraubt wurde. — Ich war nun dem Publikum gleichsam verschuldet, und konnte das versprochene Schauspiel nicht länger aufschieben, als die Reperatur meiner Maschine Zeit erforderte. Aber am fünften und sechsten Oktober regnete es so anhaltend, daß ein abermahliger Aufschub unvermeidlich war. Endlich, am siebenten, schien das Wetter sich ein wenig aufzuklären; zwar war die Unbeständigkeit desselben vorauszusehen, aber — die Unwissenheit, der Fanatismus und — (hier stockte er und wollte sich nicht deutlicher erklären) zwangen mich, den Aufflug zu wagen, gegen alle von mir selbst festgestellten Grundsätze. Die Zubereitungen erforderten wenigstens zwölf Stunden; dennoch hatte ich nicht früher als um ein Uhr Nachmittags den Anfang damit machen können, folglich war es dunkel ehe ich zur Hälfte vollendet hatte, und ich sah mich bereits um die gehofften Früchte meines

Ex-

Experimentes betrogen. Nur fünf junge Leute halfen mir; acht Andere, die ich gleichfalls unterwiesen, und die ihren Beystand versprochen hatten, waren mir abwendig gemacht worden und blieben aus. Das, und die üble Witterung, waren Schuld, daß die aufsteigende Kraft des Balls nicht in dem Maaße zunahm, als man nach dem Verbrauch der Materialien hätte erwarten sollen. Jetzt wurde es düster in meinem Sinn. Achttausend Scudi gab ich verlohren — und sie sind es wirklich! — mir blieb nur die Ehre noch zu verlieren. Mit erschöpften Kräften, ohne den ganzen Tag einen Bissen gegessen zu haben, Galle auf den Lippen, Verzweiflung im Herzen; so stieg ich um Mitternacht hinauf über die Wolken, ohne eine andere Hoffnung als die, daß der Ball, der durch das Hin- und Herschleppen bereits viel gelitten hatte, mich nicht weit tragen würde. Andreoli und Grassetti waren meine Begleiter. Anfangs wollte ich am Ufer herumschweben bis es Tag würde, als ich aber merkte, daß der Ball eine Neigung zum Niedersteigen verrieth, vermuthete ich, er habe bereits von der brennbaren Luft verlohren, da die schon erwähnte Beschädigung durch das Zusammenklimmen des Firnisses, unmöglich ohne alle bleibende Folgen hatte ausgebessert werden können. Um so eher schmeichelte ich mir, nahe bey Bologna ohne Gefahr wieder herab zu steigen. Wir schwebten langsam

auswärts, und blieben lange Zeit über der Stadt. Plötzlich aber erhuben wir uns mit großer Schnelligkeit, und ein Südwestwind brachte uns den Zuschauern in einem Augenblick aus dem Gesichte."

„Die Lampe, welche bestimmt war, die aufsteigende Kraft zu vermehren, wurde fürs erste gar nicht gebraucht. Die Bemerkungen am Barometer u. s. w. konnten beym schwachen Schein einer Laterne nur sehr unvollkommen angestellt werden. Die fürchterliche Kälte in der Höhe, in welcher wir uns befanden, meine Nüchternheit seit mehr als vier und zwanzig Stunden, und der Kummer, der meine Seele belastete, Alles das zusammen genommen bewirkte, daß ich ohnmächtig wurde, und in eine Art von Todtenschlaf auf die Gallerie hinsank. Meinem Geführten Grassetti ging es eben so. Nur Andreoli blieb munter und frisch, vielleicht weil er gut gegessen, und brav Rum dazu getrunken hatte. Zwar litt auch er viel von der schrecklichen Kälte, aber er that doch was möglich war, um mich zu erwecken. Auch gelang es ihm endlich mich auf die Beine zu bringen, nur meine Sinne blieben verworren, und ich fragte ihn, wie im Traume: was es neues gebe? wohin wir gingen? wie viel die Glocke geschlagen? woher der Wind wehe? u. dergl."

„Es war damahls zwey Uhr. Die Magnetnadel berührte den Boden, und war uns folglich ganz unnütz, das Wachslicht in der Laterne konnte in einer so sehr verdünnten Luft nicht brennen, loderte immer schwächer und verlosch endlich ganz. Wir senkten uns in eine dicke Lichte weißlicher Wolken herab, und als wir hindurch waren, hörte Andreoli ein kaum vernehmbares Geräusch, welches er bald für das ferne Brechen der Wellen an der Küste erkannte. Er rief mir diese schreckliche Neuigkeit sogleich zu. Ich horchte und überzeugte mich selbst davon. Das Licht mußte schnell wieder angezündet werden, um am Barometer zu erkennen, in welcher Höhe wir uns befänden, und darnach unsere Maasregeln zu nehmen. Durch heftiges Schütteln wurde auch Grassetti ein wenig munter. Andreoli zerbrach fünf phosphorische Lichter nacheinander, doch keines wollte brennen. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, durch Hülfe des Feuerzeuges, die Laterne wieder anzuzünden. Es war halb drey Uhr. Das Geräusch der brechenden Wellen näherte sich immer mehr, und bald erkannte ich sogar die Oberfläche des heftig bewegten Meeres. Schnell ergriff ich einen Sack mit Ballast, um ihn hinab zu schleudern, aber in demselben Augenblicke stürzte schon die Gallerie ins Meer, und wir standen sämmtlich im Wasser. Im ersten Schrecken warfen wir alles von uns, was

die Maschine erleichtern konnte, unsern Ballast, alle Instrumente, einen Theil unsrer Kleidung, unser Geld, auch die Ruder, deren eines ohnehin nicht weit von Bologna zerbrochen war."

„Da, trotz alle dem, der Ball sich auch immer nicht wieder erheben wollte, so schleuderten wir endlich auch die Lampe ins Meer, und schnitten und brachen ab, was nur immer entbehrlich schien. Auf einmahl riß die Maschine sich mit großer Gewalt wieder empor, und — so sehr entrichtet — trug sie uns im Moment zu einer solchen Höhe, daß unser lautestes Sprechen und Rufen ganz schwach wie aus weiter Ferne zu kommen schien. Mir wurde sehr übel, ich mußte mich übergeben, und Graffetti lief das Blut aus der Nase; uns beyden wurde das Athemholen sehr beschwerlich. Als wir ganz durchnäßt in diese hohen Regionen geführt wurden, so überzog uns da der Frost sogleich mit einer Eisrinde. Wie es zuging, weiß ich nicht, daß der Mond, der damahls im letzten Viertel war, in einer Augenblicklichkeit voll und rund schien. — Wohl eine halbe Stunde lang durchzogen wir diese unermeßliche Höhe, dann fing die Maschine wiederum an, sich langsam herab zu senken; sie wurde gleichsam auf die Oberfläche des Wassers sanft niedergelegt. Alle Zufälle und Phänomene hörten auf, so wie wir niederschwebten. Es war etwas über drey-

Uhr. In welcher Entfernung vom festen Lande der Ball ins Meer fiel, läßt sich nicht bestimmen; die Nacht war zu finster, die See zu stürmisch, und wir selbst nicht im Stande Beobachtungen anzustellen. Wir mochten ungefähr in der Mitte des adriatischen Meeres seyn, und zwar in der Richtung von Rimini. Trotz des sanften Falles tauchte dennoch die Gallerie unter, wir standen bis an den halben Leib im Wasser; oft wurden wir auch ganz von den Wellen bedeckt. Da der Ball zur Hälfte erschlafft war, so konnte der Wind sich daran fangen wie in einem Segel, und so wurden wir mehrere Stunden lang durch die stürmischen Wellen geschleift. Bey Tagesanbruch befanden wir uns etwa vier Meilen von der Küste von Pesaro, die wir erkannten. Schon schmeichelten wir uns glücklich dort anzuladen, als plötzlich ein scharfer Landwind uns zurück aufs hohe Meer warf. Es war nun völlig Tag geworden, und wir sahen rings um uns her nichts als Wasser, Himmel, und unvermeidlichen Tod. Zwar wollte unser Glückstern, daß uns mehrere Schiffe begegneten, aber sobald sie von ferne den leuchtenden Ball erblickten, geriethen sie in Furcht und steuerten weit von uns ab. Es blieb uns also keine andere Hoffnung, als die gegenüberliegenden Küsten von Dalmatien zu erreichen."

„Diese Hoffnung war natürlich sehr gering, und höchst wahrscheinlich würden wir endlich von den Wellen verschlungen worden seyn, wenn nicht zu unserer Rettung ein Schiffer erschienen wäre, der, unterrichteter als die übrigen Entflohenen, den Ball für das erkannte, was er war, uns sein Boot schnell zu Hülfe sandte. Die Matrosen befestigten dasselbe durch ein starkes Seil an der Gallerie, und mit grosser Mühe wurden wir drey Kraftlosen hineingezogen. Sobald die Maschine sich so erleichtert fühlte, strebte sie von neuem in die Höhe; vergebens strengten die Matrosen alle Kräfte an, sie nach sich zu ziehen. Das Boot wurde stark bewegt, ihnen selbst, drohte Gefahr, sie ellten daher das Seil zu kappen, und augenblicklich stieg der Ball unglaublich schnell in die Wolken, verschwand aus unsern Blicken. Es war acht Uhr Morgens als wir an Bord des Schiffes kamen. Grassetti war dem Tode nahe, kaum gab er noch ein Lebenszeichen von sich. Mir selbst waren die Hände verstümmelt, Frost, Hunger, Angst hatten mich gänzlich erschöpft. Der wackere Schiffer that was er konnte, um uns zu erquicken. Er führte uns glücklich in den Hafen von Verada, von da wir nach Pola gebracht wurden, wo man uns gastfreundlich aufnahm und ein geschickter Arzt meine Hände operirte."

Hier endigte Zambeccari seine interessante Erzählung, und ich zweifle nicht, daß sie dem Leser willkommen seyn wird, wie sie es mir war. Ich fragte ihn, welcher, auf seinen beyden unglücklichen Luftreisen, der schrecklichste Augenblick für ihn gewesen? — Er antwortete mir: derjenige, da er bey der zweyten Reise bis an die Brust im Wasser gestanden, die Wellen ihm oft über dem Kopfe zusammengeschlagen, so daß er schnell die Ohren verstopfen, Mund und Augen schließen müssen; wie er mit jeder Minute gemerkt, daß die Gondel tiefer einsinke, das Wasser Zoll für Zoll höher steige, der Tod ihm unvermeidlich nahe; wie in dieser großen Noth ein Schifferboot auf ihn zugesegelt sey, ihn fast erreicht — aber plötzlich sich gewandt habe und mit ausgespannten Segeln entflohen sey. Diesen letzten Augenblick nennt er als den fürchterlichsten; also ist getäuschte Hoffnung schrecklicher als Tod. Den Tod sah er ja längst vor Augen und empfand nicht dabey, was er bey dem Vergehen der letzten Hoffnung fühlte. — Wer würde, durch zwey so fürchterliche Begebenheiten, nicht von fernern Versuchen abgeschreckt worden seyn? Zambeccari, glühend für die Wissenschaften, hat dennoch den Muth eine dritte Reise zu unternehmen; ja er kennt keinen höhern Wunsch, als den, dazu in den Stand gesetzt zu werden. Eigennutz ist dem ed-

den Namen fremd. Er ist kein Charlatan, (von dem er redet wie sichs gebührt,) er verlangt bloß die Kosten, und würde gern sie selbst bestreiten, wenn er reich genug wäre. Von dem Benehmen seiner Landsleute spricht er mit gerechter Bitterkeit; sie haben nichts, gar nichts für ihn gethan. Er wiegt sich mit der Hoffnung, daß der König von Preußen, oder der Kaiser von Rußland, oder die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, oder die zu Petersburg, ihn berufen und unterstützen werden. Auf den ersten Wink ist er bereit sich einzufinden, seine Theorie, seine Maschine, seine Werkzeuge der Direktion des Falls, der strengsten Prüfung zu unterwerfen. Nach meiner Ueberzeugung würde der noch Verhältniß mäßige Aufwand gewiß durch einen glücklichen Erfolg belohnt werden. Er erkundigte sich eifrig nach Robertson, von dessen Kenntnissen und Handlungsweise er viel Gutes gehört hat, und mit dem er sich zu vergesellschaften wünscht. Möchten ihm seine Entwürfe gelingen! möchte der Norden auch bey dieser Gelegenheit zeigen, daß, wenn der Süden üppigere Pflanzen hervorlockt, er hingegen Genie und Talent zu nähren weiß.

Daß Zambeccari weder Charlatan noch Geldfanger, und seine Theorie keine Chimäre ist, beweiset der Rapport, der, auf Befehl des Generalkonseils, von den berühmtesten Professoren der

Physik und Mathematik zu Bologna, abgestattet, und am 9ten November 1804, Kraft eines Dekrets desselben Konseils, abgedruckt worden. Die Berichterstatter gehen äußerst vorsichtig zu Werke, und benehmen sich wie Männer, die sowohl die Wichtigkeit des Auftrags fühlen, als das Vertrauen des Gouvernements zu schätzen wissen. Sie erzählen anfangs historisch alles, was seit Montgolfier für die Aeronautik geschehen ist. Dann setzen sie folgendes physikalische Gesetz fest, von dem nothwendig die Direktion der Luftbälle abhängt.

„Wenn ein nicht ganz gefüllter Luftball sich in irgend einem Orte der Atmosphäre mit derselben ins Gleichgewicht setzt, z. B. nahe der Erdoberfläche, so folgt, daß er an jedem Orte der nähmlichen Atmosphäre mit derselben im Gleichgewicht seyn müsse, so lange, bis er sich mehr füllt oder ausdehnt." Sie nennen das ein Equilibrio di reciprocatione, „weil es in der Eigenschaft besteht, daß das Volumen eines Luftballs sich ausdehne im umgekehrten Verhältniß zu der Dichtigkeit der ihn umgebenden Luft, in irgend einer Höhe der Atmosphäre." — Dieses Gesetz, bekennen sie, ist durch Zambeccari erfunden und erwiesen. Hierauf sprechen sie von seiner Lampe; von der unnützen Furcht, die dessen Freunde bey der Idee äußert, Feuer und brennbare Luft zusammen zu bringen; von der Art

und Weise, wie Z. sich mittelst der Lampe erhebe, herablasse, auf einer Stelle bleibe, alles nach Gefallen, ohne den mindesten Aufwand von brennbaren Gas, ohne irgend eine Klappe, ohne Herabwerfen von Ballast. Dann erwähnen sie auch der Ruder, deren bewegende Kraft Z. in einer Kirche, in Gegenwart vieler unterrichteter Personen dargethan, indem er, in einer daselbst aufgehängten Luftgondel, mit ihrer Hülfe sich hin und her bewegt. Sie bestätigen, daß Z. bey seiner letzten Auffahrt lange über Bologna geschwebt, sich nach Belieben auf und ab gelassen, und gleichsam einen halben Zirkel um die Stadt von Süden nach Westen und Norden beschrieben habe, und zwar bloß durch Hülfe seiner Flämmchen, ohne andern Kunstgriff und ohne Erleichterung durch weggeworfenen Ballast, indem hierauf durch Ferngläser sehr genau Acht gegeben worden. Sie schließen endlich mit dem Ausspruch: daß sie die Theorie Zambeccaris's für erwiesen und durch den Erfolg für bestätigt halten; daß aber das zufällige Unglück, welches den kühnen Luftschiffer zweymahl betroffen, weder seinem Ruhme noch dem Werthe seiner Erfindung im geringsten schaden könne. Unterzeichnet haben diesen Rapport: Saladini, öffentlicher Professor der höhern Mathematik, Canterzani, öffentlicher Professor der Physik, und Avanzini, Professor der Mathematik. Es ist

also hier nicht mehr von einem frivolen Volksschauspiel die Rede, wobey etwa ein Gurnerin das nette Negligée seiner Frau Gemahlin zur Schau stellt; sondern von einer neuen, für die Wissenschaften, und vielleicht einst für die Weltgeschichte, sehr wichtigen, gepfropften, erprobten Erfindung.

65.

Modena.

Eine uralte Stadt, die schon vierzig Jahre vor Christi Geburt eine harte Belagerung von Brutus, dem Mörder Cäsars, ausgehalten hat, und unter deren Mauern, ein Jahr nachher, die große Schlacht vorfiel, in welcher Antonius, die beyden Konsuln Hirtius und Pansa schlug. Sie ist jetzt so öde und menschenleer, daß man fast glauben sollte, jene Belagerung und jene Schlacht seyen Begebenheiten unserer Tage, wenn nicht der ausgehrende Freyheitsbaum auf dem Markt das Räthsel bald erklärte. Man möchte jammern um die große, wohlgebaute Stadt, in der, außer dem Lorberbaum von Blech, den die hölzerne Göttin der Freyheit in der Hand hält, nichts Blühendes mehr zu seyn scheint. Vormahls residirte hier ein reicher Herzog, in einem herrlichen Pallast, der mit Kunstwerken und Merkwür-

bigkeiten aller Art angefüllt war, jetzt iſt der Herzog todt, ſeine Familie iſt todt, die Kunſtwerke ſind verſchwunden, in dem herrlichen Pallaſte reſidirt ein republikaniſcher Präfekt. — Uns war ein gutmüthiges Schaaf von Lohnbedienten zu Theil zu gewachen, der uns gar zu gerne etwas Sehenswerthes gezeigt hätte. Wir ließen ihm ſeinen Willen. Da führte er uns zuerſt in einen Pferdeſtall, den einzigen Ueberreſt von des Herzogs Herrlichkeit, der noch jetzt, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, gebraucht wird, denn es ſtehen Pferde darinnen, nur nicht mehr hundert und zwey, wie zu herzoglichen Zeiten. Wir lachten und folgten weiter. Einen botaniſchen Garten wollte der ehrliche Tropf uns zeigen. Ich wandte ein, daß im Winter da wenig zu ſehen ſeyn würde, aber er behauptete das Gegentheil, da alles in köſtlichen Treibhäuſern verwahrt werde. Nun muß man aber wiſſen, daß ein Treibhaus überhaupt in Italien eine große Seltenheit iſt, und darum verzieh ich dem Menſchen die unnütze Mühe, die er uns gemacht hatte, denn wir fanden nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Treibhäuschen, wie es in Deutſchland jeder wohlhabende Edelmann auf ſeinem Landgute hat, worin einige wenige, und nicht einmahl ſeltene Pflanzen, durchgewintert wurden. — Jetzt verſprach der verlegene Führer uns eine Akademie der Künſte. Hätte er Zeichenſchule

gesagt, so wären wir dieselmahl nicht getäuscht worden. Ja vormahls, als Modena noch in dem Besitz von trefflichen Meisterwerken, mit jeder Stadt Italiens sich messen konnte, mochte es auch wohl eine Akademie seyn; aber jetzt, da die Franzosen Reben- und siebenzig classische Gemählde fortgeschleppt, und alle Kunstschätze ausgeräumt haben; jetzt ist es nur noch eine Schule, in welcher ganz artig, auch nach lebendigen Modellen, gezeichnet wird. Das Local ist groß und schön; es giebt räumliche leere Schränke, in welchen einst ein sehr berühmtes Münzkabinet aufbewahrt wurde, selbst kann die runden Vertiefungen alle noch sehen, die vormahls mit Münzen angefüllt waren. Es giebt auch noch allerley andere Spielereyen und Kleinigkeiten, welche der Sieger dem Unbewanderten großmüthig gelassen hat. Doch eine interessante Seltenheit ist diesem Institut wirklich geblieben, nähmlich Correggio's Schädel, den es, wie die Lukasakademie zu Rom den Schädel Raphaels, hinter Glas verwahrt, und die poetischen Inschriften auch nicht gespart hat. Ist es nicht zu verwundern, da der Schädel eines großen merkwürdigen Mannes gewiß Jedermann desto näher ins hohes Interesse einflößt, daß so wenig dergleichen Schädel aufbewahrt werden; und daß meines Wissens, bis jetzt, außer jener Akademien und dem Dr. Gall in Wien, noch Niemand

Beinen bestand, welchen man die Ueberreste eines hängenden Busens beygefügt hatte.

66.

Die Gewässer zu Modena.

Es ist höchst merkwürdig, daß diese ganze Gegend auf unterirdischen Strömen ruht; die, in einer Tiefe von acht und sechszig Fuß, unerschöpflich reich an Wasser, sich fortwälzen. Wer hier eines Brunnens bedarf, der läßt graben, wo es ihm beliebt. Die erste Erdschicht von vier zehn Fuß, besteht anfangs aus allerley Gesteine und endlich stößt man auf alte gepflasterte Strassen und Häuser von römischer Bauart, ein Beweis, daß das uralte Modena, einst eine Colonie der Römer, durch ein Erdbeben hier versank, vielleicht auch von zwey Bergen bedeckt wurde, die, der Geschichte zufolge, zusammenstürzten. Die zweyte Erdschicht, abermahls von vierzehn Fuß, besteht meist aus Pflanzenerde, in welcher sich Zweige, Stämme und ganze Bäume vermodert, doch noch sehr kenntlich, finden. Kein solcher Baum verräth durch irgend eine Spur, daß er jemahls von Eisen berührt worden, und man vermuthet daher, daß hier zu einer Zeit ein Wald stand, als die Menschen dieses Metall noch nicht kann-

kannten, und daß nachher die alte Stadt auf diesem Grunde erbaut worden. Die dritte Erdschicht, von eilf Fuß, zeigt sich plötzlich ganz verändert. Sie besteht aus dem schönsten weißen Thon, mit Muscheln und allerley andern Seeprodukten vermischt. Hier war also einst Meeresgrund, hier wimmelten Fische, bis das Meer dem Walde, die Fische den wilden Thieren Platz machten, und bis diese wiederum von Menschen vertrieben wurden. Wie viele Jahrtausende mogten dazu erforderlich seyn! Hier verliert sich der menschliche Geist in den geheimnißvollen Abgründen der ewig schaffenden, ewig zerstörenden Natur! — Der jetzt folgende Boden ist nur zwey Fuß dick, Sumpferde, mit vermodertem Rohr und andern Sumpfpflanzen vermengt. Hierauf durchgräbt man abermahls eine Schicht von eilf Fuß, gleich der vorletzten, aus weißem Thon und Seeprodukten zusammengesetzt, dann wiederum zwey Fuß Sumpferde, ruhend auf sieben Fuß des beschriebenen Thons. Die letzte Schicht von Sumpferde, die nun folgt, hat zur Unterlage Kies, groben Sand und Kiesel von allerley Größe, welche, nebst einem starken unterirdischen Rauschen, die Nachbarschaft des Wassers verkündigen. Alsobald lassen sämmtliche Brunnengräber sich hinaufziehen; nur ein einziger bleibt, und macht mit einem Erdbohrer ein Loch in die fünf Fuß dicke

Schicht von Sand und Kies. Jetzt muß er aber schnell ein Zeichen geben, daß man ihn seinen Kameraden nachziehe. Das geschehe auch so schnell es wolle, so langt er doch immer, vom Kopf bis zu den Füßen reichlich gebadet, oben an; denn das Wasser, welches augenblicklich um den Bohrer quoll, erhebt sich jetzt mit Wuth und solcher Gewalt, daß es Kieselsteine von vier Unzen an Gewicht mit sich hinauf schleudert. In demselben Augenblicke hören alle andere Brunnen in der ganzen Gegend auf zu fließen, bis der neue Brunnen ruhiger geworden. Da ist die kurze Geschichte der Gewässer von Modena, welche, aus einer Tiefe von acht und sechzig Fuß, zu jeder Jahreszeit unerschöpflich, nicht allein Stadt und Land mit Wasser versorgen, sondern sich auch nachher in einen schiffbaren Kanal vereinigen, der in den Po fließt. Es hat Gelehrte gegeben — den was auf der Welt hat nicht irgend einmahl ein Gelehrter behauptet? — welche den Ursprung und Reichthum dieser Gewässer dem Meere zuschreiben, das sich hier in unterirdischen Gängen filtrire. Der Abt Teta in Neapel hingegen, sucht zu beweisen, daß der gewaltige unterirdische Strom von den Seen seinen Zufluß erhalte, welche auf den Alpen und Apenninen angetroffen werden. Er hat eine Broschüre darüber geschrieben, die derjenige lesen mag, den die Untersuchung noch näher interes-

firt. Ramazini, aus dem Volkmann seine Nachrichten nahm, ist nicht so zuverläßig.

97.

Mantua.

Die unfreundliche Lage dieser Festung, die im letzten Kriege eine so große Rolle gespielt hat, ist bekannt. Durch tausend Krümmungen, welche durch allerley sehr entfernte Außenwerke nothwendig gemacht werden, windet man sich über eine weite ebene, auf der das Auge nirgends an einen Baum stößt, zwischen morastigen Gewässern hindurch. Daher ist die Stimmung, in welcher man zum Thore hineinfährt, eben nicht die heiterste. Die Stadt selbst trägt nichts dazu bey, das Gemüth zu entwölken. Vergebens erwartet man diese Wirkung von dem Monument, welches vor kurzem dem Virgil (dessen Geburtsstadt Mantua war) mit großem Pomp errichtet worden. Lieber Gott! welch eine Persiflage auf den großen Dichter! Seine Büste steht so hoch, daß man die Züge derselben gar nicht einmahl unterscheiden kann. Vier Schwäne von übergypstem Eisenblech tragen eine Säule; der Gips ist bereits an vielen Stellen ab gefallen, und die Schwäne sehen aus wie gerupft. An einem großen viereckten Piedestal liest man vier Inschriften; die eine: dem unsterblichen Virgil

aus Mantua gewidmet, scheint offenbar nur hingesetzt, um die übrigen drey mit guter Manier anbringen zu können. — Die andere lautet: „Im Jahr 9. der (erbärmlichen) Freyheit, als Brune General und Bonaparte Consul waren.“ — Die dritte: „Dem General Miollis, dem Mäcen die dankbaren Bürger. — Die vierte endlich ist zu Ehren der Herren Administratoren eingegraben. Man sieht, der gute Virgil hat seine Unsterblichkeit so viel möglich zerstückeln müssen, um Jedem eine kleine Portion abzugeben; seiner wird eigentlich nur im Vorbeygehen gedacht. Der Platz ist groß, aber mit sehr schlechten Häusern umgeben; kurz, das Ganze ist nichts weniger als ein Monument Virgils, sondern bloß ein Denkmahl der französischen Eitelkeit, die sich leider nicht immer mit Schwänen von übergypstem Eisenblech begnügt. — Auch eine Buchdruckerey ist hier, welche den stolzen Titel der virgilianischen führt, und Komödienzettel liefert.

Die Andreaskirche gehe man doch nicht vorüber, sie ist in der That schön. Christi Blut wird daselbst in einer Phiole aufbewahrt, aber nur bey öffentlichen Calamitäten gezeigt. — Auch die Cathedralkirche ist schön, doch bey weitem nicht in dem erhabenen Styl gebaut, der die Andreaskirche auszeichnet. Wo die guten Gemählde geblieben sind, brauche ich nicht ewig zu wiederholen. — Mantua ist die letzte Stadt, in der man, vor

allen Kirchen, die Streifen von Wachsleinwand hängen sieht, die den Schildern der Krämer auf der Leipziger Messe gleichen, und auf welchen höflich ersucht wird, für die armen Seelen zu beten. — Das alte Schloß der Gonzaga's ist von großem Umfang und gehört jetzt der neuen Nation. — Die einzige Maskenkomödie, die ich in ganz Italien angetroffen habe, war zu Mantua. Ich freute mich darüber, denn ich habe den ehrlichen Harlekin stets geliebt, aber leider taugte er nichts. — Man gab auch la Serva Patrona, die allerliebste Posse, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in Petersburg von Madam Doria, (damahls jung, reizend, von Diamanten strotzend, allmächtige Gebieterin des allmächtigen Ministers Besborodko) hatte darstellen sehen — und — welch ein Wechsel des Glücks! — diese nähmliche Doria, jetzt alt, häßlich, arm, spielte die Rolle auch hier! — Fast hätte dieser Anblick, der so manche Erinnerung auffrischte, mir Thränen entlockt. — Wie stark die Beamten der Republik im Lesen sind, davon haben sie mir einen klaren Beweis schriftlich hinterlassen; denn meinen Namen, der im Passe sehr leserlich geschrieben war, verwandelten sie in Bonliguno Alessandro, das beweist doch wohl, daß sie keinen Buchstaben kennen. —

Bey meiner ersten Durchreise fand ich hier die Regel in Ordnung, die man zusammenge-

pfercht hatte, um sie nach und nach ruhig aussterben zu lassen. Ihre Zahl ist so sehr geschmolzen, daß man endlich für gut gefunden hat, das tägliche Spektakel ihres Hinwelkens nach Piemont zu verlegen. Der elende Ueberrest dieses oft gerühmten Regiments bestand kaum noch aus einigen Hunderten.

68.

Verona.

Eine große, wunderliche, von fünf und viergigtausend Menschen bewohnte Stadt, von der Etsch in zwey ungleiche Theile getheilt. Der größte und beste gehört den Franzosen, der kleinere wurde an Oesterreich überlassen. Eine Brücke, die über die Etsch führt, ist mit Schildwachen und Visitatoren beyder Nationen besetzt; der Fremde wird wie ein Federball aus einer Hand in die andere geschlagen, bis er endlich auf den Boden der Freyheit niederfällt, wo Niemand wachsen darf, wenn die Franzosen es nicht zuvor erlaubt haben, oder bis er jenseits den Tyroler Gebürgen sich nähert, wo allein noch ächte Menschen wohnen. — Kommt man nach Verona, ohne vorher in Rom gewesen zu seyn, so haben die römischen Alterthümer daselbst freylich ein weit größeres Interesse, als im umgekehrten Falle; denn da hat man

so viel Großes und Erhabenes gesehen, daß alle Trümmer, die man nachher antrifft, nur noch einen geringen Eindruck machen.

Das Amphitheater zu Verona ist berühmt und verdient es zu seyn, aber mit dem Colosseum muß man es ja nicht vergleichen. Es giebt hier sogenannte Conservatoren, deren Pflicht es ist über diese ehrwürdigen Reste zu wachen. Mich deucht, diese Herren Erhalter haben zu wenig und zu viel gethan; zu wenig — denn sie haben verstattet, daß von außen alle Arkaden mit Werkstätten von Schmieden, Schlossern und allerley Gewerben, Holzremisen und Heumagazinen angefüllt sind, welches natürlich sehr verunstaltend ist; zu viel — denn sie haben inwendig das ganze Amphitheater wieder hergestellt, folglich kann man das Antike vom Modernen gar nicht mehr unterscheiden, alles sieht so neu und nett aus, als ob es erst eben fertig geworden wäre. Wird man in der Mitte des Platzes das kleine Theater von Bretern gewahr, wo auch eine Art von modernem Gaukelspiel getrieben wird; so fühlt auch der feurigste Verehrer des Alterthums seinen Enthusiasmus plötzlich abgekühlt, es kommt ihm vor, als stehe er auf einem berühmten Schlachtfelde, und müsse zusehen, wie jetzt die Kinder Ball darauf spielen.

Außer dem mordernen antiken Amphitheater

giebt es noch mancherley geringe Ueberreste, Bögen, Mauern, Thore u. s. w., die aber alle kaum des Nennens werth sind. Palläste und Kirchen enthalten so viele Merkwürdigkeiten, als die Franzosen ihnen zu lassen beliebt haben, das heißt, sehr wenige. Das von dem berühmten Maffei gestiftete Museum besitzt noch viele schätzbare Alterthümer und pikante Inschriften, aber eine der Hauptzierden derselben, das in Stein gehauene Testament in griechischer Sprache (von dem ich in meinen Erinnerungen aus Paris geredet habe) ist hier gewesen. Eben so ein Diomedes. — Ein Kopf des Antonins Pius (Nro. 162) hat auffallende Aehnlichkeit mit dem jetzigen französischen Kaiser. Ich habe das Musäum mit dem Maffei in der Hand durchwandert, und wohl funfzigmahl Gelegenheit gehabt die Bemerkung zu erneuern, daß die Herren Alterthumsforscher oft sehen, was sie eben sehen wollen. Mehrere Beyspiele habe ich mir aufgezeichnet, der Leser müßte aber die Basreliefs selbst vor sich haben, wenn eine solche Erläuterung ihm Vergnügen gewähren sollte. — Eine auffallende Inschrift ist diese: Eros Asini Atriensis. Maffei meint, man solle Asinii lesen; unter den Knechten seyen die Atriensier die Geachtetesten gewesen. — Man bringt hier in der That einige Stunden sehr angenehm zu, denn der interessanten Inschriften sind nahe an sechs-

hundert, und es würde ein Aufenthalt von Monaten dazu gehören, um dieses Vergnügen gänzlich zu erschöpfen. —

Das Theater zu Verona ist in jeder Rücksicht eins der besten, die ich in Italien angetroffen. Zwar bey meiner ersten Durchreise war die Opera buffa nur mittelmäßig, und ich wüßte keinen Sänger auszuzeichnen. Man gab due nozze ed un sol marito, mit einer artigen Musik von Guglielmi, besonders machten die morceaux d'Ensemble gute Wirkung. Der Text war, wie gewöhnlich, ohne Sinn und Verstand, daher ich hoffe, daß er bald ins Deutsche werde übersetzt werden. Der erste Tenor, Benedetti, war ein sehr steifer Patron mit einer schwachen Stimme, der für nothwendig hielt, (vermuthlich weil er einen Offizier vorstellte), den Hut nie vom Kopfe zu nehmen; selbst als er bey Damen zu Gaste war, und an einer Tafel zwischen ihnen saß, trennte er sich nicht von seinem lieben Hute. Die Primadonna, Lodovisi, sang nicht übel, konnte sich aber schon der reifern Jahre rühmen. Das Ballet, das steinerne Gastmahl, hatte der Balletmeister Luzzi recht gut ausgeführt, und seine Tochter, ein allerliebstes Mädchen von vierzehn Jahren, wird gewiß bald unter den ersten Ballerinen glänzen. Das Theater ist groß und schön, im Vorhange zählte ich vierzehn oder funfzehn Risse. Auf Täuschung ist

dort seinen Thron aufgeschlagen, ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort seinen Ursprung genommen.

Dagegen Rußland — das Klima ist rauh, doch beständig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Glut der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüssen kann man lustwandeln, ohne die Nase zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Gesundheit; Arme wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte ist heilsam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner als das Reich der Todten. In Städten und Häusern herrscht Reinlichkeit; in einer Finnischen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in manchem Pallaste zu Neapel.

Der Winter ist in Italien sehr mild, und dennoch — (Neapel etwa ausgenommen) — beschwerlicher als in Rußland; denn wie soll man mit rauchenden Kaminen, steinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenstern, auch nur einem Grad Kälte widerstehen? — In Rußland hingegen sind oft sogar die Vorhäuser schon geheizt, die Zimmer erhalten, durch tüchtige Oefen und doppelte Fenster, eine immer gleiche, angenehme Temperatur; den Füßen friert nicht, wenn der Bauch schwitzt; man hält sich meistens immer die

Hände, Wolken von Athem sichtbar von sich blasend. Der Sommer ist in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgespannt, man weiß sich nirgend zu helfen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die schönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. — Frühling und Herbst sind in Italien schöner, Sommer und Winter in Rußland — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt sie. Ich habe in Neapel nie eine so süße Orange gegessen als in Petersburg. Die meisten Weingattungen Welschlands widerstehen dem Gaumen des Fremden; Florentiner Wein und Thränen Christi sind die einzigen guten Tischweine; selten sind sie ächt zu haben; mitten unter Millionen Reben schmachtet oft der Weindurstige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer lassen Quellen dahin fließen. Auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, Fleisch, Brod, Milch, sind unendlich besser und wohlfeiler als in Italien.

Aber die herrlichen Alterthümer und Kunstwerke, welche Italien besitzt? — die kann und will ich ihm nicht streitig machen; doch zum Glück des Lebens tragen sie nichts bey. Man sieht sie dreymahl; man sieht sie ein dutzendmahl, man hat man sie genug gesehen, und am Ende sieht man zu Rom am Colosseum eben so gleichgültig vorbey, als zu Petersburg am Marmor-Pallast.

— Und wenn ich nun von den leblosen, bald erschöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie steht dann das erstere im Schatten! — Noch wogt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt still. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finstern über Welschlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe, und der Monarch Vertrauen, beyde kennen die Furcht nicht. In Welschland muß der Fremde jeden Schritt in die schöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er steht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verstümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Physiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen seine Brust. In Rußland geht er sicher in finstrer Nacht durch dichte Wälder; hört, statt der jammervollen Litaney des Bettlers, nur heitern Volksgesang des fleißigen Arbeiters und brave Gesichter lachen ihm überall entgegen. — Die crasseste Ignoranz hat ihren Filzschleyer über Italien gebreitet; die einzige Wissenschaft vieler Vornehmen ist Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst und Wissenschaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe diese Parallele sich fortsetzen, doch nur noch einen Zug

will ich herausheben. Italien seufzt und murrt unter dem Joche einer fremden oft übermüthigen Nation. Rußland athmet frey und leicht unter dem sanften Scepter des Enkels der großen Catharine. — Genug! — Auf das Lob sinnreich zu seyn, macht meine Parallele keinen Anspruch; aber daß sie wahr ist, dafür bürge ich. — Wird man sich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, um nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte?

Nachschrift

des Verlegers dieser Ausgabe.

Man hat dem Publikum hier so vollständig und genau als möglich gegeben, was in der Kotzebueschen Reise wirklich merkwürdig und interessant ist. Man hat nur das weggelassen, was entweder an dieser Stelle auf keine Art passend und unterhaltend war, oder solche Dinge, von denen sich mit Zuversicht hoffen läßt, daß sie Hr. v. Kotzebue bey kälterm Blute und ruhigern Ansichten, etwa nach einigen Jahren, selbst weggestrichen haben würde. So soll diese Auflage, bey der verhältnißmäßig sehr großen Wohlfeilheit, doch, wie man hofft, nichts am wahren Werthe verloren haben.

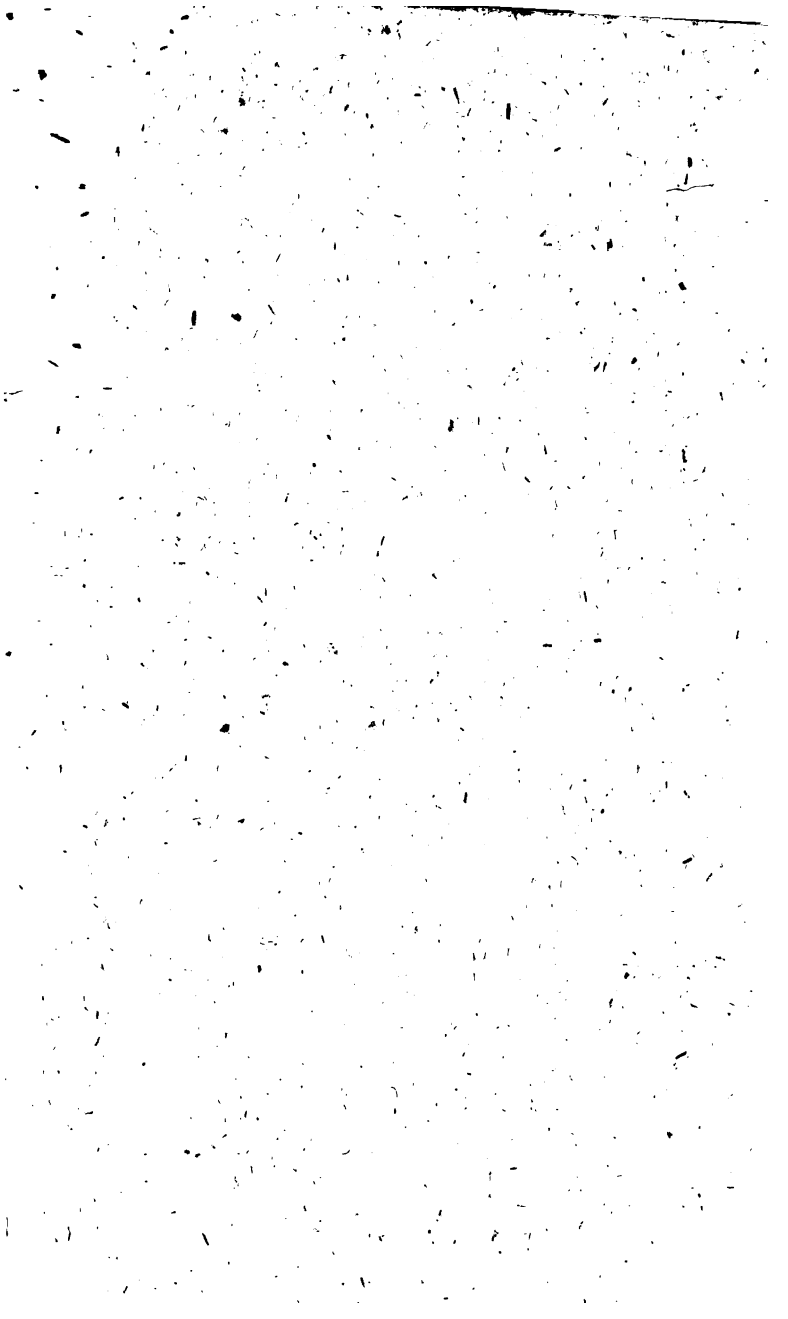
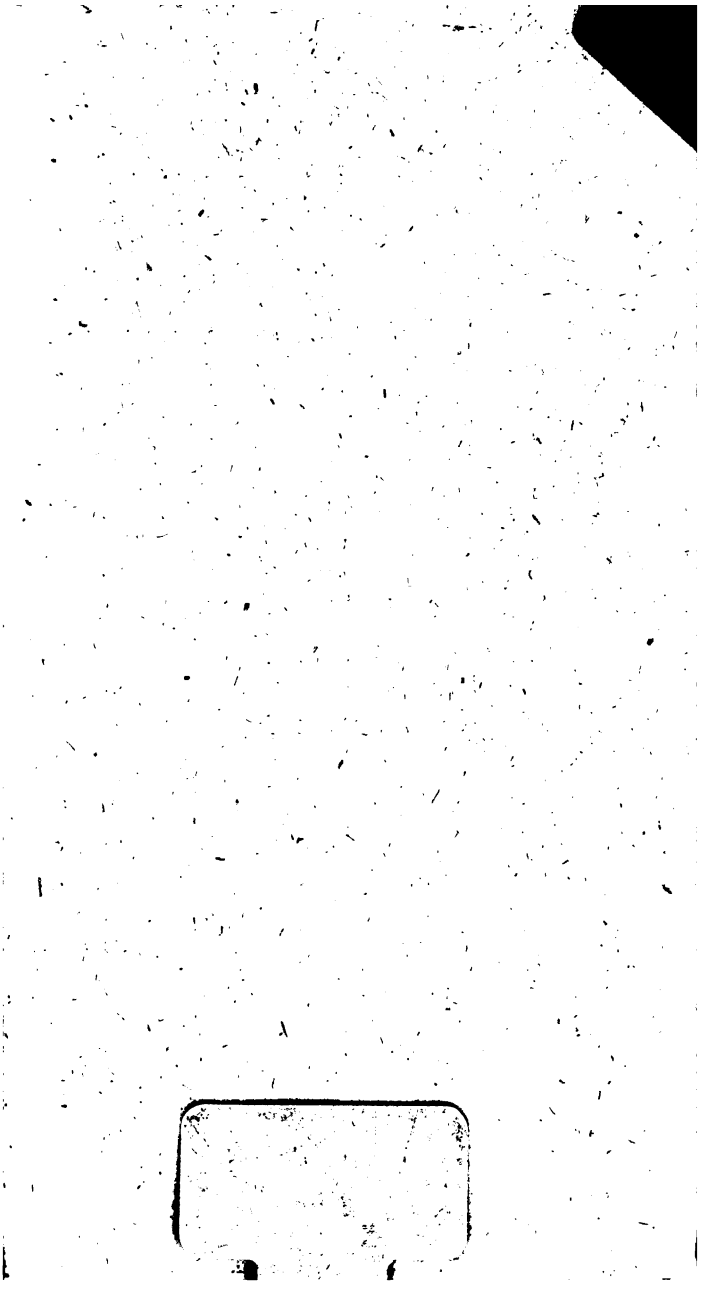
Inhalt

des dritten Theils.

		Seite.
1.	Die Peterskirche	3
2.	Der Pallaſt des Vatikans	12
3.	Der Garten des Vatikans	14
4.	Die Bibliothek des Vatikans	15
5.	Das Vatikaniſche Muſeum	21
6.	Die Akademie der ſchönen Künſte	25
7.	Die Villa Panfili	28
8.	Der Pallaſt Corſini	30
9.	Die Villa Albani	32
10.	St. Peter in carcere	38
11.	Carluccio	39
12.	Tomaſo Diamanti, Büchſenmacher und Mechanikus in Rom	43
13.	Einige der vorzüglichſten Kirchen zu Rom	44
14.	Die Obelisken	64
15.	Fahrt nach Tivoli	66
16.	Die Gemählde-gallerie Doria	82
17.	Die Villa Medicis.	92
18.	Die Villa Ludoviſi	95
19.	Monte Cavallo	99
20.	Der Todten-Garten	101
21.	Der Pallaſt Barberini	105

Seite.

22. Die Wohnung des Pabstes . . . 108
23. Der Pallast der Cäsaren 111
24. Das Theater des Marcellus . . . 113
25. Porticus der Octavia 114
26. Das Mausoleum des Augustus . . —
27. Der Tempel des weiblichen Glücks . 121
28. Die Pyramide des Cestius . . . 122
29. Der Tempel der Vesta 125
30. Der Tempel des männlichen Glücks . —
31. Haus des Pilatus . . . . . —
32. Die Engelsburg 126
33. Die Bäder des Caracalla . . . 127
34. Einige andere Ruinen in dieser Gegend 134
35. Der Pallast Giustiniani 138
36. Eine Wallfahrt 141
37. Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen interessant werden . 144
38. Das Kapitolium 153
39. Die Triumphsäulen 164
40. Springbrunnen 165
41. Die Bäder des Diocletian . . . 168
42. Die Villa Borgheſe 169
43. Der Pallast Farneſe 173
44. Der Pallast Colonna . . . . —
45. Der Pallast Borgheſe 174
46. Das Pantheon 176
47. Janus Quadrifrons 178
48. Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus 179
49. Große Cloaken . . . . . —
50. Der Pallast Lucian Bonaparte's . . 181
51. Die Theater in Rom 184
52. Beytrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom 197

Seite.

53. Miscellen. Einzelne Bemerkungen . . 207
54. Die Kirche Maria in Cosmedin . . . 230
55. Zwischen Rom und Bologna 231
56. Citta Castellana 232
57. Narni . . . . . —
58. Terni 234
59. Spoletto 241
60. Loretto 250
61. Ancona 254
62. Pesaro 260
63. Rimini 265
64. Bologna 270
65. Modena 299
66. Die Gewässer zu Modena 304
67. Mantua 307
68. Verona 310
69. Beschluß 315